

BAYERN, PREUSSEN, ÖSTERREICH – GESCHICHTE EINER SPANNUNGSREICHEN DREIECKSBEZIE- HUNG

© Thomas Frenz, Passau 2014

Das Zeichen ☺ verweist auf Abbildungen, die beim mündlichen Vortrag gezeigt wurden, aber hier aus Copyrightgründen weggelassen sind.

Einleitung

1. Kapitel: Bayerisch-preußisch-österreichische Geographie
2. Kapitel: Wir können alles außer Hochdeutsch ??? – "Boarisch" als Wikipediasprache
3. Kapitel: "Wenn dir nicht der Bayer entgegentritt" – die Anfänge im 6. Jahrhundert
4. Kapitel: Die älteren Agilolfinger
5. Kapitel: Tassilo III. – dux fortis
6. Kapitel: Karolingischer Appetit – das Ende Tassilos III.
7. Kapitel: Die (1.) Eingliederung Bayerns ins Deutsche Reich
8. Kapitel: Zänkische Herzöge und starke Frauen – Bayern in der Ottonenzeit
9. Kapitel: Ein Kaiser aus Bayern (I) – Heinrich II. der Heilige
10. Kapitel: Sieben und zwei Fahnen – die Entstehung des Herzogtums Österreich
11. Kapitel: Kein fröhliches Brückenfest – die Anfänge Münchens
12. Kapitel: Späte Dankbarkeit – die Anfänge der Wittelsbacher in Bayern
13. Kapitel: Die Geschichte ist ungerecht – Glück und Ende der Andechs-Meranier
14. Kapitel: Arbeitsloser Ritterorden – die Anfänge des Deutschordensstaates
15. Kapitel: Ein Bayer in Italien – Konradin († 1268)
16. Kapitel: Ein Schweizer in Österreich – Rudolf von Habsburg
17. Kapitel: Teilungen und Justizmord – Bayern im 13. und 14. Jahrhundert
18. Kapitel: Die "häßliche Herzogin" in Tirol
19. Kapitel: Passau und Salzburg
20. Kapitel: Ein Kaiser aus Bayern (II) – Ludwig IV.
21. Kapitel: "Bavarus ille" – Ludwig IV. im Konflikt mit dem Papsttum
22. Kapitel: "So muß es gewesen sein" – Realitätsanpassung durch (Erz?)herzog Rudolf IV.
23. Kapitel: Das Teilungskarussell geht weiter – Bayern nach dem Tode Ludwigs des Bayern
24. Kapitel: Polnisch-bayerisch-französische Eheprojekte – Königin Isabeau und Herzogin Jadwiga
25. Kapitel: Ablass und Reformation – die Hohenzollern als Kurfürst, Kardinal und Hochmeister-Herzog
26. Kapitel: Wie man Kurfürst wird – Bayern im Dreißigjährigen Krieg
27. Kapitel: Wie man König wird – Preußen im Nordischen Krieg
28. Kapitel: Ein Kaiser aus Bayern (III) – Karl VII.

29. Kapitel: Der Alte Fritz im Herrgottswinkel – das Kurpfalzbayern Karl Theodors
30. Kapitel: Vom richtigen Umgang mit Napoleon – Bayern wird größer, Preußen wird kleiner
31. Kapitel: Das Dreiecksverhältnis im 19. Jahrhundert
32. Kapitel: Auf den Bergen, da wohnt die Freiheit
33. Kapitel: Epilog – ein Dreieck, dem die nördliche Spitze abhanden gekommen ist

M. D. u. H., ich begrüße Sie zur Vorlesung "Bayern, Preußen, Österreich – Geschichte einer spannungsreichen Dreieckbeziehung". Wenn Sie um das Jahr 1800 – oder auch 1820 oder 1840 – in eine bayerische Bauernstube kamen, konnte es passieren, daß Sie dort im Herrgottswinkel gemeinsam mit den Bildern der Muttergottes und der Heiligen auch folgendes Portrait aufgehängt fanden:



Das ist – Sie haben es ohne weiteres erkannt – der preußische König Friedrich II., auch der "Alte Fritz" genannt oder in der preußischen Geschichtsschreibung "Friedrich der Große". Wie ist das möglich? Ist die bayerisch-preußische Erbfeindschaft nicht eine der Grundlinien der deutschen Geschichte? Was sich unter anderem in dem bayerischen Ausdruck "Saupreuß" oder auch dem österreichischen "Piefke" niederschlägt?

Offenbar liegen die Verhältnisse komplizierter – so kompliziert, daß man eine ganze Vorlesung darüber halten kann. Ich möchte deshalb versuchen, Sie noch weiter zu verwirren



und zeige Ihnen das Wappen der österreichischen Stadt Ried im Innkreis. Wie ist es möglich, daß im Wappen einer österreichischen Stadt die bayerischen Rauten auftauchen?



Wir betrachten jetzt das Wappen des heutigen bayerischen Regierungsbezirks "Mittelfranken". Sie erkennen unschwer an prominenter Stelle weiß-schwarz quadriert die preußischen Farben. Wie kann das sein?

Oder ein anderes Beispiel: als Wolfgang Amadeus Mozart 1778 seine Reise nach Paris unternahm, schrieb er viele Briefe an seinen Vater, der in Salzburg zurückgeblieben war. Er adressierte sie *à Salzboung en Bavière* (nach Salzburg in Bayern).

Im 14. Jahrhundert regierte Kaiser Ludwig der Bayer, ohne den München heute nicht die bayerische Landeshauptstadt wäre. Aufgewachsen ist Ludwig aber in Wien, weil in Bayern seine Sicher-

heit nicht gewährleistet war. Sein gleichnamiger ältester Sohn erscheint in den Geschichtsbüchern als Ludwig "der Brandenburger".

Sie sehen: es gibt genug Klärungsbedarf. Als allererstes müssen wir die geographischen Verhältnisse klären. Das tun wir im 1. Kapitel: Bayerisch-preußisch-österreichische Geographie. Daran schließen wir ein ebenfalls noch vorklärendes Kapitel über die Sprache an: 2. Kapitel: Wir können alles außer Hochdeutsch ??? "Boarisch" als Wikipediasprache.

Dann wagen wir den Sprung in die Tiefe der Geschichte und betrachten der Reihe nach:

3. Kapitel: "Wenn dir nicht der Bayer entgegentritt" – die Anfänge im 6. Jahrhundert
4. Kapitel: Die älteren Agilolfinger
5. Kapitel: Tassilo III. – dux fortis
6. Kapitel: Karolingischer Appetit – das Ende Tassilos III.
7. Kapitel: Die (1.) Eingliederung Bayerns ins Deutsche Reich
8. Kapitel: Zänkische Herzöge und starke Frauen – Bayern in der Ottonenzeit
9. Kapitel: Ein Kaiser aus Bayern (I) – Heinrich II. der Heilige
10. Kapitel: Sieben und zwei Fahnen und (k)ein Kniefall – die Entstehung des Herzogtums Österreich
11. Kapitel: Kein fröhliches Brückenfest – die Anfänge Münchens
12. Kapitel: Späte Dankbarkeit – die Anfänge der Wittelsbacher in Bayern
13. Kapitel: Die Geschichte ist ungerecht – Glück und Ende der Andechs-Meranier
14. Kapitel: Arbeitsloser Ritterorden – die Anfänge des Deutschordensstaates
15. Kapitel: Ein Bayer in Italien – Konradin († 1268)
16. Kapitel: Ein Schweizer in Österreich – Rudolf von Habsburg
17. Kapitel: Teilungen und Justizmord – Bayern im 13. und 14. Jahrhundert
18. Kapitel: Die "häßliche Herzogin" in Tirol
19. Kapitel: Passau und Salzburg
20. Kapitel: Ein Kaiser aus Bayern (II) – Ludwig IV.
21. Kapitel: "Bavarus ille" – Ludwig IV. im Konflikt mit dem Papsttum
22. Kapitel: "So muß es gewesen sein" – Realitätsanpassung durch (Erz?)herzog Rudolf IV.
23. Kapitel: Das Teilungskarussell geht weiter – Bayern nach dem Tode Ludwigs des Bayern
24. Kapitel: Polnisch-bayerisch-französische Eheprojekte – Königin Isabeau und Herzogin Jadwiga
25. Kapitel: Ablaß und Reformation – die Hohenzollern als Kurfürst, Kardinal und Hochmeister-Herzog
26. Kapitel: Wie man Kurfürst wird – Bayern im Dreißigjährigen Krieg
27. Kapitel: Wie man König wird – Preußen im Nordischen Krieg
28. Kapitel: Ein Kaiser aus Bayern (III) – Karl VII.
29. Kapitel: Der Alte Fritz im Herrgottswinkel – das Kurpfalzbayern Karl Theodors
30. Kapitel: Vom richtigen Umgang mit Napoleon – Bayern wird größer, Preußen wird kleiner

31. Kapitel: Das Dreiecksverhältnis im 19. Jahrhundert
32. Kapitel: Auf den Bergen, da wohnt die Freiheit
33. Kapitel: Epilog – ein Dreieck, dem die nördliche Spitze abhanden gekommen ist

Diese Kapitelübersicht und eine Literaturliste finden Sie auch im StudIP. In der ersten Ferienwoche findet die Klausur statt. Zur Klausur können Sie alle Hilfsmittel mitbringen, die Ihnen nützlich erscheinen – sogar Ihren Verstand. (Aus gegebenem Anlaß weise ich Sie noch darauf hin, daß Sie für das Funktionieren Ihrer Hilfsmittel selbst verantwortlich sind; Sie können also keine Wiederholung der Prüfung mit dem Argument verlangen, Ihr Computer sei abgestürzt.) Beispiele früherer Klausuren finden Sie auf meiner Homepage.

1. KAPITEL: BAYERISCH-PREUSSISCH-ÖSTERREICHISCHE GEOGRAPHIE

EXTRA BAVARIAM NON EST VITA; et si est vita, non est ita (außerhalb Bayern kann man eigentlich gar nicht leben; und falls doch möglich sein sollte, jedenfalls nicht in vergleichbarer Lebensqualität): mit diesem Aphorismus faßt im 16. Jahrhundert Johannes Turmaier, genannt Aventinus, seine Interpretation der Weltgeschichte zusammen. 800 Jahre zuvor lesen wir bei Bischof Arbeo von Freising folgendes über den heiligen Emmeram, der eigentlich die Hunnen missionieren will, dann aber in Regensburg hängen bleibt:

"Er sah ein herrliches Land, von anmutigem Anblick, überreich an Wäldern, fruchtbar an Wein, ergiebig an Gold, Silber und Purpur, die Männer hochgewachsen und kräftig, aber von Natur aus freundlich und gutmütig, fruchtbaren Boden und überreiche Ernten, Rinder und andere Viehherden so zahlreich, daß die Oberfläche der Erde von ihnen fast vollständig bedeckt schien, von Honig und der Masse der Bienen überquellend, Teiche und Flüsse übervoll von Fischen, von bedeutenden Quellen und Bächen bewässert, mit Salz in ausreichender Menge versehen. Die Bergregionen waren fruchtbar und für die Weide bereitet, überfließend an Kräutern, prachtvoll besetzt mit Hirschen, Elchen, Auerochsen, Gemsen und Wild aller Art." Nur am Rande will ich erwähnen, daß es vergleichbare Texte, die teils fast wörtlich übereinstimmen, auch für Spanien und England gibt, für Spanien von Isidor von Sevilla und für England von Beda Venerabilis.

Aber wo liegt dieses Bayern eigentlich, welches Gebiet umfaßt es, und wie hat es sich zu seiner heutigen Gestalt entwickelt? Wenn man im Ausland – sagen wir: in Amerika – nach Deutschland fragt, wird neben Altheidelberg und dem Brandenburger Tor sehr schnell *Bavaria* genannt werden, charakterisiert durch Oktoberfest, Bier, Lederhosen und vielleicht noch den Märchenkönig Ludwig II.

Aber ist Bayern dadurch schon hinreichend beschrieben? Aus norddeutscher Optik erscheint Bayern als festgefügtter Block, der sich von den Bindestrichländern Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen, Sachsen-Anhalt, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern durch seine Einheitlichkeit auszeichnet

und politisch von einer Partei dominiert wird, die es dort und nur dort gibt.

Aber ist Bayern wirklich so einheitlich? Ein Blick auf das bayerische Staatswappen muß uns zur Vorsicht mahnen:



Dieses Wappen ist mit seinen fünf unterschiedlichen Feldern das komplizierteste Wappen aller deutschen Bundesländer! Das deutet auf eine verwickelte, schwierige und keineswegs gradlinige Geschichte hin. Wenn Sie in Bayern zur Schule gegangen sind, ist Ihnen das selbstverständlich geläufig. Aber da selbst Aventin zugeben muß, daß auch außerhalb Bayerns Menschen leben, möchte ich für diese Nordlichter unter Ihnen die Entwicklung ganz kurz und vorläufig skizzieren.

Zuvor aber schnell noch eine Erläuterung des Begriffs "Nordlichter", weil dieser Ausdruck im Laufe der Vorlesung mehrfach fallen wird. In der Mitte des 19. Jahrhunderts importierte der damalige bayerische König Max II. eine ganze Reihe preußischer Gelehrter, weil er im eigenen Land keinen ausreichend qualifizierten Professorenachwuchs zu finden meinte. Da diese Herren den Bayern nicht nur wissenschaftliche, sondern auch politische Nachhilfe glauben geben zu sollen, waren sie alsbald in der Bevölkerung unbeliebt und eben als "Nordlichter" verschrien.



Zurück zu den bayerischen Eingeborenen, wie die ortsansässige Bevölkerung in der bayerischen Verfassung von 1818 bezeichnet wird. Die Bayern werden erstmals im frühen Mittelalter, so etwa im 6. Jahrhundert, namentlich faßbar. Sie bewohnen das Gebiet, das auf der Karte mit kräftigem Rosa eingefärbt ist. Dieses sog. ältere bayerische Stammesherzogtum unter der Herzogsfamilie der Agilolfinger steht in einer mehr oder minder starken Abhängigkeit zum fränkischen Reich der Merowinger. 788 setzt Karl der Große den letzten Agilolfinger, Tassilo III., ab und gliedert das Herzogtum seinem Reich ein. Im Kampf gegen die Awaren schiebt er dessen Grenze über die bisherige bayerische Ostgrenze weiter nach Osten vor. Dieses auf der Karte rosa gefärbte Gebiet heißt "Ostmark" oder später "Österreich". Damit ist das Gebiet beisammen, das man bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als "Bayern" im weitesten Sinne des Wortes bezeichnet.

Wie Sie wissen, bricht nach dem Tode Karls des Großen infolge der ständigen Erbteilungen seiner Nachfahren allmählich das Chaos aus, aus dem sich erst langsam die späteren Länder Frankreich und Deutschland bilden. In dieser verworrenen Situation ent-

steht auch das von Karl dem Großen eingeebnete bayerische Stammesherzogtum wieder. 1156 wird das Gebiet östlich der Enns, auf der Karte hellrosa eingefärbt, von Bayern getrennt und zu einem eigenen Herzogtum Österreich erhoben; diesem neuen Herzogtum gelingt es im Laufe der Zeit, seine Westgrenze donauaufwärts in Richtung Inn vorzuschieben. Ähnlich werden 976 Kärnten und 1180 die Steiermark zu je einem eigenen Herzogtum.

Seit 1180 sind die Wittelsbacher Herzöge in Bayern und zugleich in Personalunion Pfalzgrafen bei Rhein, deren Gebiet auf der Karte grün eingefärbt ist. 1329 findet eine Teilung statt, so daß eine wittelsbachische Linie in der Pfalz und die andere in Bayern herrscht, jedoch bleiben beide Linien wechselseitig erbberechtigt. Dieser Erbfall tritt 1777 ein, als die bayerischen Wittelsbacher aussterben. Kaiser Joseph II. versucht zwar, Bayern als erledigtes Reichslehen einzuziehen und Österreich anzugliedern, jedoch setzt sich Preußen unter dem Alten Fritz für das pfälzische Erbrecht ein, und der Habsburger muß nachgeben. Um aber nicht ganz sein Gesicht zu verlieren, verlangt und erhält der Kaiser das Innviertel; seit dieser Zeit bildet der Inn von Passau bis Braunau die bayerisch-österreichische Grenze, die früher ein Stück weiter östlich lag.

Durch die französische Revolution und die daraus folgenden Eroberungskriege Frankreichs verliert der pfalzbayerische Staat die Gebiete westlich des Rheins, wird dafür aber durch das schwäbische Gebiet zwischen Iller und Lech und die fränkischen Gebiete um Aschaffenburg, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, Ansbach und Bayreuth entschädigt, was zumindest territorial gesehen ein gutes Geschäft war. Außerdem machte Napoleon den bayerischen Kurfürsten zum König von Bayern.

Dabei blieb es auch nach dem Wiener Kongreß 1815. Das Königreich wurde in sieben Kreise eingeteilt, die später nach preußischem Vorbild Regierungsbezirke genannt wurden und heute die Namen Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken und Schwaben tragen. Die ersten drei, also Ober- und Niederbayern sowie die Oberpfalz liegen auf dem Gebiet des alten bayerischen Herzogtums und werden deshalb auch als Altbayern zusammengefaßt, im Gegensatz zu Franken und Schwaben. Der bayerische Staat erhielt 1815 in Erinnerung an die frühe Verbindung zur Kurpfalz noch einen weiteren achten Kreis auf der westlichen Rheinseite:



Dieser Rheinkreis wurde nach dem 2. Weltkrieg dem neuen Bundesland Rheinland-Pfalz zugeschlagen. Das katholische Bistum Speyer

gehört aber heute noch zur nordbayerischen Kirchenprovinz Bamberg.

Im preußisch-österreichischen Krieg von 1866 stand Bayern auf der falschen Seite und mußte zur Strafe einige kleine Gebiete an der fränkischen Nordgrenze an Preußen abtreten, blieb sonst aber territorial ungeschoren. Schließlich schloß sich nach dem 1. Weltkrieg der sächsische Kleinstaat Coburg durch Volksabstimmung Bayern an, eine kluge Entscheidung, die den Coburgern später 40 Jahre kommunistische Diktatur ersparte. Hier noch einmal die Karte von vorhin:



Die gelbe Linie bezeichnet die heutige bayerische Staatsgrenze.

Ich habe vorhin erwähnt, daß Österreich ursprünglich nur der östlichste Landesteil Bayerns war, die bayerische Militärgrenze gegen die Ungarn, so daß man die Österreicher polemisch, aber historisch korrekt als "Grenzbayern" bezeichnen könnte. Das 1156 selbständig gewordene Herzogtum umfaßte ursprünglich nur das heutige Bundesland Niederösterreich. 1194 erwarben die österreichischen Herzöge die Steiermark, die, wie vorhin erwähnt, 1180 aus Bayern ausgeschieden war.

Mit Rudolf von Habsburg kamen ein Jahrhundert später die eigentlich aus der Schweiz stammenden Habsburger nach Österreich. Sie erwarben mit einer Serie von Heiraten und Kriegszügen die weiteren heutigen österreichischen Bundesländer dazu und wurden in Personalunion auch Könige von Ungarn und Böhmen. Die folgende Karte zeigt die Entwicklung zu einem überregionalen, aber auch übernationalen Herrschaftsgebiet bis ins 18. Jahrhundert, einem Herrschaftsgebiet, das aber nur die Erbrechte der Familie der Habsburger zusammengehalten war:



Daran änderte auch der Wiener Kongreß 1814 kaum etwas; er brachte nur gewisse territoriale Abrundungen. Deshalb stellte sich 1866/71, als Bismarck Deutschland zu einem modernen Nationalstaat vereinigen wollte, die Frage, in welcher Form das Habsburgerreich daran teilnehmen sollte; sollten die deutschsprachigen Gebiete

– auf der Karte dunkelrot und dunkelblau – mit aufgenommen werden, mit der Konsequenz, daß einer der Bundesfürsten eine breite Machtbasis außerhalb des Reiches hätte, oder sollten sie vorläufig außerhalb des neuen Reiches bleiben? Die erste Variante bezeichnet man als die "großdeutsche", die zweite als die "kleindeutsche" Lösung. Es kam dann, wie Sie wissen, zur kleindeutschen Lösung, ohne Österreich; aber wir werden uns im vorletzten und letzten Kapitel damit noch näher befassen.

Eine durchaus ähnliche Entwicklung nahm Preußen:



Ich habe dunkelrot das Kerngebiet der Markgrafschaft Brandenburg eingezeichnet, die sich ihrerseits in fünf Schritten in östlicher Richtung entwickelt hat. Seit 1415 fungieren dort die Hohenzollern als Markgrafen, die aber ursprünglich aus Schwaben kommen – die namensgebende Burg Hohenzollern liegt bei Hechingen, auf halbem Weg zwischen Tübingen und Rottweil – und dann in der Umgebung Nürnbergs, in Ansbach und Bayreuth, Fuß gefaßt hatten.

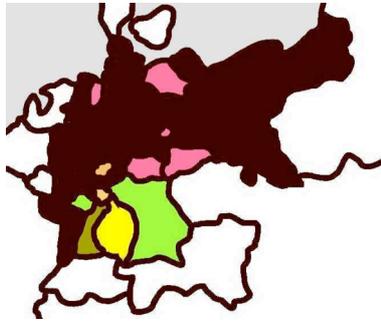
Das zweite Kernland ist das eigentliche Preußen, das ursprünglich der Deutschordensstaat war, also ein geistliches Territorium. Aber der letzte Hochmeister säkularisierte das Gebiet, und da er zufällig ein Hohenzoller war, kam es 1618 zur Personalunion zwischen Brandenburg und Preußen. Bis zum 18. Jahrhundert erwarben die Hohenzollern – wie die Habsburger in einer Mischung von Krieg und Heiraten – Pommern und etliche Gebiete in Mittel- und Westdeutschland hinzu.

Am 18.1.1701 krönte sich Kurfürst Friedrich III. mit kaiserlicher Zustimmung in Königsberg zum König in Preußen, wobei er als König die Ordnungszahl "der Erste" führte. Das zeremonielle Ereignis war territorial ohne Belang, aber da "Preußen" nunmehr das höchst-rangige Gebiet der hohenzollernschen Ländermasse war, wurde es üblich, den gesamten Staat als Königreich Preußen zu bezeichnen, wohinter die anderen Bezeichnungen allmählich zurücktraten.

Friedrich II. eroberte 1740 Schlesien, das zuvor habsburgisch gewesen war, und außerdem nahmen sich seine Nachfolger einen Anteil an Polen, das am Ende des 18. Jahrhunderts von den Nachbarn Rußland, Preußen und Österreich zerstückelt wurde. Für Preußen bedeutete dies die gewünschte Landverbindung zwischen Brandenburg und dem östlichen Landesteil. Der Wiener Kongreß vereinigte schließlich die verstreuten Gebiete in Westdeutschland zur preußischen Rheinprovinz. Hier sehen Sie die Verhältnisse in der Mitte des 19. Jahrhunderts; Preußen ist schwarz, die deutschsprachigen Gebiete des Habsburgerreiches sind rosa dargestellt:



Die Kriege von 1866 und 1871 führten nicht nur, wie schon erwähnt, zum Ausschluß Österreichs aus dem neuen deutschen Kaiserreich, sondern auch zur Okkupation des Königreichs Hannover, zweier hessischer Staaten und der freien Stadt Frankfurt/Main durch Preußen sowie von Elsaß-Lothringen, das Frankreich 1870 abtreten mußte. Außerdem wurde Luxemburg nicht in das neue Reich aufgenommen, weshalb es bis heute selbständig ist:



Das Übergewicht Preußens ist kaum zu übersehen, und es ist kein Zufall, daß mit Ausnahme zweier Jahre von 1866 bis 1918 der preußische Ministerpräsident zugleich Reichskanzler war. Auch die Weimarer Republik hatte unter diesem Ungleichgewicht zu leiden.

Die Siegermächte des 2. Weltkriegs sahen in der Dominanz Preußens eine der Ursachen des Krieges und verfügten die Auflösung Preußens, das somit von der politischen Landkarte verschwunden ist, während Bayern und Österreich weiterbestehen. Heute gibt es Preußen nur noch in drei Formen: 1. als "Stiftung ehemaliger preußischer Kulturbesitz", 2. als Name mehrerer Sportvereine wie etwa Borussia Dortmund, Borussia Mönchen-Gladbach oder Preußen Münster, und 3. als altbayerisches Schimpfwort.

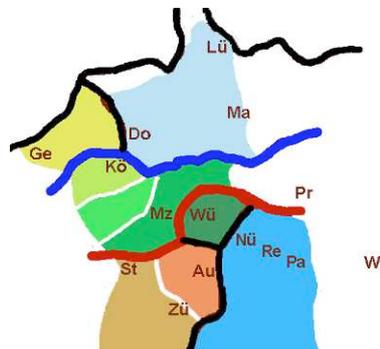
2. KAPITEL: WIR KÖNNEN ALLES AUSSER HOCHDEUTSCH ??? – "BOA- RISCH" ALS WIKIPEDIASPRACHE

EINEN WEITEREN ZUGANG zu den drei Eckpunkten unseres historisch-politischen Dreiecks bildet die Sprache. Am ältesten ist das Bairische: es handelt sich dabei, auch wenn dies nördlich der Mainlinie nicht ohne weiteres einsichtig ist, um einen deutschen Dialekt, und zwar genauer gesagt um den südöstlichsten der vier Hauptdialekte Sächsisch, Fränkisch, Alemannisch und Bairisch; "Bairisch" ist dabei

mit "i" geschrieben, wie das heute üblich ist, wenn von ihm als Dialekt die Rede ist. Das bayerische y ist eine orthographische Marotte, die erst im 19. Jahrhundert aufkam.

In diesen vier Varianten wird das, was sich später zum Deutschen entwickeln sollte, erstmals in Texten des 8. Jahrhunderts faßbar. Es gibt übrigens noch einen fünften deutschen Dialekt, nämlich das Langobardische, das dem Bairischen sehr ähnlich war. Es ist allerdings nicht in fortlaufenden Texten überliefert, sondern nur in Eigennamen und in etwa 200 Lehnwörtern, die ins Italienische übergegangen sind. So z.B. *albergo*, das von langobardisch *haribergo* (in heutigem Deutsch "Herberge") herkommt. Wie lange die Langobarden in Italien, wohin sie bekanntlich 568 eingewandert sind, noch langobardisch gesprochen haben, ist nicht überliefert; wir können den Dialekt deshalb im Folgenden vernachlässigen.

Auf der folgenden Karte sehen Sie das Verbreitungsgebiet dieser vier Hauptdialekte etwa zur Zeit Karls des Großen:



Dabei ist das Sächsische blaß blau markiert, das Fränkische in den verschiedenen Grüntönen, das Alemannische bräunlich und das Bairische kräftig blau.

Auf der Karte fehlen im östlichen Verlauf der Donau und östlich der Elbe weite Gebiete, in denen man heute Deutsch spricht oder, um einmal einen Kalauer aus süddeutscher Optik zu machen, zumindest Deutsch zu sprechen glaubt, wie etwa in Leipzig und Berlin. Diese noch fehlenden Gebiete kamen in einem vielschichtigen Prozeß aus Missionierung, Kolonisierung, Eroberung und freiwilliger Kooperation zum Herrschaftsgebiet der deutschen Könige hinzu, und das bedeutet, daß auch die bestehenden Dialekte dorthin exportiert wurden. Wichtig ist die Ausweitung des bairischen Sprachgebietes entlang der Donau nach Osten in das Gebiet des heutigen Österreich; das Österreichische ist also sprachlich gesehen ein bairischer Dialekt, und diese Qualifizierung Österreichs galt, wie wir schon hörten, bis ins 12. Jahrhundert auch für die politische Landkarte.

Die vier Hauptdialekte des Deutschen unterscheiden sich dadurch, in welchem Umfang sie die sog. hochdeutsche Lautverschiebung durchführen. Dabei handelt es sich, vereinfacht gesagt, um folgende Veränderungen der germanischen Laute:

| | |
|---------------------------|-----------------|
| t > ss oder tz | d > t |
| p > ff oder pf | b > p |
| k > ch oder kch | g > k |

Hier ein paar Beispiele, wobei der Vergleich am leichtesten mit dem Englischen erfolgt, in dem der germanische Lautstand erhalten ist:

| | |
|-------|--------|
| water | Wasser |
| set | setzen |
| apple | Apfel |
| hope | hoffen |
| make | machen |
| deep | tief |

Die Veränderungen werden nun im Sächsischen gar nicht, im Fränkischen teilweise (mit nach Südosten hin zunehmender Tendenz) und im Alemannischen und Bairischen vollständig durchgeführt.



Man bezeichnet nun die Dialekte, in denen die hochdeutsche Lautverschiebung überhaupt nicht erfolgt ist, als niederdeutsch (oder auch: plattdeutsch), die übrigen als hochdeutsch. Die Grenze bildet die blaue Linie. Im hochdeutschen Gebiet unterscheidet man noch einmal zwischen mitteldeutschen Dialekten mit teilweise durchgeführter Lautverschiebung und oberdeutschen Dialekten, in denen sie vollständig erfolgt ist. Die rote Linie trennt das Mittel- und das Oberdeutsche. Sie sehen, daß das Fränkische an allen drei Zonen teilhat. Das Ganze noch einmal als Tabelle:

| | | Lautverschiebung | Dialekte |
|---------------|---------------|------------------|--|
| Niederdeutsch | | keine | Sächsisch (= Plattdeutsch) Niederfränkisch (= Holländisch) |
| Hochdeutsch | Mitteldeutsch | teilweise | Mittelfränkisch Rheinfränkisch Südfränkisch |
| | Oberdeutsch | vollständig | Ostfränkisch Alemannisch (= Schwäbisch, Schweizerdeutsch) Bairisch |

Der Begriff "Hochdeutsch" wird umgangssprachlich oft im Sinne von "Schriftdeutsch" verwendet, also für die Sprachform, die im Duden steht und die Sie auch aus meinem Munde weitgehend hören. Aber eine solche Verwendung ist wissenschaftlich nicht korrekt. Bayern und Alemannen sprechen immer hochdeutsch, auch wenn sie ausgesprochene Dialektsprecher sind. Deshalb ist auch die baden-württembergische Reklame "Wir können alles außer Hochdeutsch" im Grunde ziemlich peinlich:



Insgesamt bedeutet die hochdeutsche Lautverschiebung eine erhebliche Verschärfung der Aussprache in den süddeutschen Dialekten, was niederdeutsche Ohren unter Umständen beleidigt, und ich darf an dieser Stelle ein Zitat dafür einfügen, daß man schon im Mittelalter speziell mit dem Bairischen nicht unbedingt Wohlklang assoziiert hat. Peter von Zittau schreibt um 1320 in seinem *Chronicon aulae regiae* (Zisterzienser-Kloster Königsaal südlich von Prag):

*Bávarúsque loquéns boat út bos
Exaltáns vocém crassám nimis átque ferócem.*

(Wenn der Baier spricht, brüllt er wie ein Ochse, der seine fette und wilde Stimme erhebt.) (Johann Losert, Die Königsaal Geschichts-Quellen mit den Zusätzen und der Fortsetzung des Domherrn Franz von Prag [Wien 1875; Fontes rerum Austriacarum I, 8] S. 52).

Der Lautverschiebung unterliegen nicht nur die deutschen Wörter, sondern auch die spätantiken lateinischen Namen, die den Süddeutschen zwischen die Zähne gerieten. So wurde aus

| | |
|----------------------------|-----------------------|
| <u>B</u> ařavis | <u>P</u> assau |
| <u>Q</u> uintana | Kün <u>z</u> ing |
| <u>L</u> ica | <u>L</u> ech |
| <u>F</u> oetes | Fü <u>ss</u> en |
| <u>A</u> bodia <u>ç</u> um | <u>E</u> pf <u>ch</u> |
| <u>V</u> eldidena | Wilt <u>en</u> |
| <u>T</u> eriola | <u>Z</u> irl |
| <u>L</u> auria <u>ç</u> um | Lor <u>ch</u> |

Innerhalb des Fränkischen tritt die Lautverschiebung, wie gesagt, nur teilweise ein; ihr Ausmaß hängt davon ab, wie weit nördlich bzw. südlich der jeweilige Ort gelegen ist. Im sog. Ostfränkischen, das in den fränkischen Gebieten des heutigen Freistaates gesprochen wird, ist sie fast vollständig durchgeführt (nur die in der Abbildung mager geschriebenen Veränderungen sind unterblieben):

| | |
|---------------------------|-----------------|
| t > ss oder tz | d > t |
| p > ff oder pf | b > p |
| k > ch oder kch | g > k |

Je weiter rheinabwärts wir kommen, um so schwächer ist der Effekt, bis er schließlich in den Niederlanden ganz aufhört. Im Sächsischen sind die Veränderungen, wie schon gesagt, vollständig unterblieben. In den germanistischen Arbeiten gibt es dazu schöne, aber meist unübersichtliche Landkarten.

Nun müssen wir in Süddeutschland noch das Bairische vom Alemannischen unterscheiden, und jetzt wird es schwierig. Die Germanisten geben zu, daß es in althochdeutscher Zeit, also vor der Jahrtausendwende, oft nicht möglich ist, einen Text einem der beiden Dialekte zuzuordnen – wobei man einräumen muß, daß diese Texte in der Regel sehr kurz sind. Ein wichtiges Kriterium seit der spätmittelhochdeutschen Zeit ist hier die Diphthongierung der langen Vokale *î*, *û* und *iu* (gesprochen *ü*) zu *ai*, *au* und *eu*; z. B. *mîn* wird "mein", *lût* wird "laut", *hiute* wird "heute". Dieser Wandel setzt im Süden des bairischen Dialektgebietes schon im 12. Jahrhundert ein und breitet sich dann immer weiter nach Norden und Westen aus, auch ins Fränkische, und ist, wie Sie aus den Beispielen sehen, die neuhochdeutsche Regelform. Die Diphthongierung unterbleibt aber im Alemannischen, z.B. bis heute im Schweizer Dialekt, jedoch mit Ausnahme des Schwäbischen im engeren Sinne, wo sie erfolgt.

Außerhalb des Bairischen fallen diese neuen Diphthonge mit den *ai*, *au* und *eu* zusammen, die es bereits vorher im Deutschen gab. Z. B. hatte *meinen* im Sinne von glauben schon immer sein *ei*; das Personalpronomen *mein* ist dagegen aus *mîn* entstanden. Im bairischen Dialekt tritt dieser Effekt nicht ein, denn die alten Diphthonge haben sich weiterentwickelt, und zwar das alte *ai* zu dem berühmtesten bairischen Laut, dem *oa*, und das *au* zu *â*. Der Bayer zählt deshalb: *oans*, *zwoa* – *drei* (mittelhochdeutsch: *eins*, *zwei*, *drî*).

Es werden aber auch einige Kriterien genannt, anhand derer sich bairische Texte sogar vom Schwäbischen unterscheiden lassen. Das sind

- der Wechsel von *b* zu *w*, z.B. Wernhard statt Bernhard
- die Substantivendung *-umb* statt *-ung*
- der Übergang von *l* zu *i*, etwa das berühmte "vui Gfui" (viel Gefühl)
- eine Abneigung gegen den Umlaut; man denke an die Ortsnamen auf *-bruck* (z.B. Innsbruck gegen norddeutsch Osnabrück)¹,
- und als besondere Altertümlichkeit: beim Personalpronomen der 2. Person ist im Bairischen der Dual erhalten und hat die reguläre Pluralform verdrängt. Es heißt nicht *ir*, *iuwer*, *iuch*, *iu* (modern: ihr, euer, euch, euch), sondern *ez*, *enker*, *enk*, *enk*. Dieses *ez* heißt also eigentlich "ihr beide" oder "ihr zwei".

Ich möchte abschließend, bevor wir zum Preußischen übergehen, den Hinweis nicht versäumen, daß das Bairische den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, daß in seinem Gebiet der älteste deutsche

¹ Interessant ist auch:

| | | | |
|----------------|------------|-------------|------------|
| Norddeutsch | der Herzog | die Herzöge | herzöglich |
| Schriftdeutsch | der Herzog | die Herzöge | herzoglich |
| Bairisch | der Herzog | die Herzoge | herzoglich |

Text überhaupt überliefert ist, der über einzelne eingestreute Wörter in lateinischen Rechtstexten und über Eigennamen hinausgeht: der sog. *Abrogans*.



Das ist nun kein poetischer Text, sondern ein Wörterbuch, das Bischof Arbeo von Freising, den ich im vorigen Kapitel zitiert habe, um 770/780 angeregt hat. Es ist so entstanden, daß in einem einsprachigen lateinischen Synonymwörterbuch deutsche Übersetzungen zwischen die Zeilen geschrieben wurden, sog. Interlinearglossen. Der *Abrogans* begann in der rein lateinischen Fassung wie folgt:

| | |
|-----------------------|------------------------------------|
| <i>Abrogans</i> | <i>humilis</i> |
| <i>Abba</i> | <i>pater</i> |
| <i>Abnuere</i> | <i>renuere, recusare, refutare</i> |
| <i>Absque foedere</i> | <i>absque amicitia</i> |
| <i>Abingruentes</i> | <i>abinmittentes</i> |
| <i>Absit</i> | <i>longe sit</i> |
| <i>Abest</i> | <i>deest</i> |

usw. Zu jedem dieser lateinischen Wörter ist nun eine deutsche Übersetzung übergeschrieben, so daß das Ganze dann so aussieht:

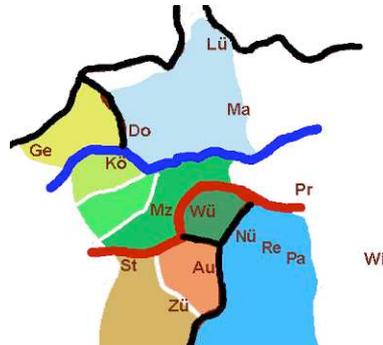
| | |
|--|--|
| aotmot <i>Abrogans</i> | samftmoat <i>humilis</i> |
| faterlih <i>Abba</i> | fater <i>pater</i> |
| pauhnen <i>Abnuere</i> | pipauhnen, faruuazzan, fartripan <i>renuere, recusare, refutare</i> |
| uzzana moatscaffi <i>Absque foedere</i> | uzzana friuntscaffi <i>absque amicitia</i> |
| ana sciupanti <i>Abingruentes</i> | ana lacgente <i>abinmittentes</i> |
| fer si <i>Absit</i> | rumo si <i>longe sit</i> |
| fram ist <i>Abest</i> | uuan ist <i>deest</i> |

So mühsam waren die Anfänge der deutschen Sprachgeschichte.

Zum Österreichischen muß ich nichts Besonderes sagen, denn es ist ein bairischer Dialekt, der mit der Ausbreitung des bayrischen Siedlungsgebietes über die Enns hinaus nach Osten bzw. nach Südosten mitgewandert ist. Daß die Österreicher heute immer dann, wenn es für eine Sache zwei Ausdrücke gibt, denjenigen be-

vorzuzug, der in Deutschland nicht üblich ist, hat andere historische Gründe, auf die wir im letzten Kapitel dieser Vorlesung noch einmal eingehen werden.

Aber wie spricht man nun in Preußen? Meine Karte



endete östlich an der Elbe, und in der Tat reichte in althochdeutscher Zeit das deutsche Sprachgebiet nur bis zu diesem Fluß. In dem Maße, wie sich das deutsche Reich und die deutsche Bevölkerung nach Osten ausbreiteten, wuchs auch das deutsche Sprachgebiet. Dabei breiteten sich auch die Dialekte nach Osten aus, also im Norden die niederdeutsche, in der Mitte die mitteldeutsche Sprachform. Aber da in diesen neuen Gebieten Siedler aus unterschiedlichen Herkunftsgemeinschaften zusammenlebten – und das gilt ganz besonders für den Deutschordensstaat Preußen –, schlossen sich die ausgeprägtesten Dialektformen ab, und es entstand eine breiter verständliche Sprache.

So war es möglich, daß etwa im 14. Jahrhundert die Kanzlei Kaiser Karls IV. Urkunden in ostmitteldeutschem Dialekt ausstellte, die im ganzen Reich gelesen werden konnten. Im 16. Jahrhundert wirkte dann die Sprache der Lutherbibel vereinheitlichend, zunächst in Nord-, dann auch in Süddeutschland, so daß die hochdeutsche Standardsprache entstand, derer wir uns heute bedienen.

In jüngster Zeit wird von manchen Kreisen wieder der Gebrauch des Dialektes gefordert und gefördert, wobei sich einige Leute sogar zu der Behauptung versteigen, nur im Dialekt könne man Gefühle wirklich ausdrücken – eine für die Sprecher der Standardsprache diffamierende Beleidigung. In einem Land, in dem das Deutsche de facto längst nicht mehr die einzige Umgangssprache ist, ist die Hätschelung des Dialekts im übrigen ausgesprochen töricht. In diesem Zusammenhang gehört es auch, daß bei einigen Wikipedia-Artikeln unter der Serie der verschiedenen Sprachen, in denen sie angeboten werden, auch die Bezeichnung "Boarisch" auftaucht, wobei diese Artikel übrigens meistens kürzer und weniger informierend sind als die schriftdeutschen.

3. KAPITEL: "WENN DIR NICHT DER BAYER ENTGEGENTRITT" – DIE ANFÄNGE IM 6. JAHRHUNDERT

IM MITTELALTERLICHEN PROSEMINAR lernen Sie als einen der verschiedenen Quellentypen die *Origo* kennen, d.h. den mehr oder minder sagenhaften Bericht über die Herkunft eines Volksstammes. Es gibt z.B. eine *Origo Langobardorum*, die dieses Volk bis auf die germanischen Götter zurückführt und berichtet, wie es durch Wotan seinen Namen bekam. Ähnliche *origines* finden wir für die Goten, Angelsachsen oder Franken.

Für die Bayern gibt es dergleichen nicht. Ich muß deshalb auf eine akustische Quelle zurückgreifen, um den fehlenden historischen Bericht in einleuchtender Weise zu ersetzen. Die Szene spielt in einem Wald, in dem der liebe Gott selbst am Sonntagnachmittag seinen Verdauungsspaziergang macht, von dem schon in Kapitel 3 Vers 8 der Genesis die Rede ist, wobei er sich dann wundert, warum Adam und Eva sich vor ihm verstecken (sie hatten die Begegnung mit der Schlange). Aber nun zu der Szene, die uns hier interessiert:

"... da begegnete er einem Holzfäller, der vor einer einsamen Hütte saß und damit beschäftigt war, einen schweren Holzklotz mit einem großen Beil und einem Messer zu bearbeiten. Der Liebe Gott sah da eine Zeit lang zu; und nach einiger Zeit wandte er sich an den Holzfäller, der keine Ahnung hatte, wer vor ihm stand, und sagte: 'Nun, mein lieber Freund, was machst du denn da?' Da sagte der Holzfäller: 'Ich möchte gern einen Menschen schnitzen.' 'So', sagte der Liebe Gott, 'du willst ein Ebenbild Gottes schaffen? Da hast du dir aber eine schwere Aufgabe gestellt.' Und nach einiger Zeit wandte er sich erneut an den Holzfäller und sagte: 'Ja, glaubst du denn, daß dieser Mensch leben könnte?' Da meinte der Holzfäller: 'Ja, das ist natürlich nicht möglich, denn da müßte man ihm ja den Odem, den göttlichen Odem einblasen können.' Und der Liebe Gott, der in seiner besten Sonntagslaune war, bückte sich zu dem Holzklotz nieder und blies ihm den göttlichen Odem ein. Da sprang der Holzklotz auf und rannnte davon. 'Halt!' schrie der Holzfäller. 'Der ist ja noch gar nicht gehobelt und geschliffen!' Da sagte der Liebe Gott: 'Das macht nichts, laß ihn laufen, das soll der Stammvater der Bayern werden!'"

Ob die Bayern auf diese Weise durch direkten göttlichen Eingriff oder doch in einem historischen Prozeß entstanden sind, jedenfalls sind sie in der Mitte des 6. Jahrhunderts ganz einfach da. Ältester Beleg ist die Gotengeschichte des Jordanes von 551, wo die Siedlungsorte der Schwaben wie folgt lokalisiert sind: "Denn jenes Gebiet der Schwaben hat im Osten die Baiern, im Westen die Franken, im Süden die Burgunder, im Norden die Thüringer; diesen Schwaben waren damals die Alamannen angeschlossen." Etwa 15 Jahre später schreibt Venantius Fortunatus, ein Dichter, der die merowingischen Höfe abklapperte, in der Darstellung einer Pilgerreise vom Rhein nach Italien: "Du kommst nach Augsburg, wo Wertach und Lech zusammenfließen. Dort verehrst du die Gebeine der heiligen Märtyrerin Afra. Wenn dann der Weg frei ist und dir nicht der Baier entgegentritt ..., so ziehe über die Alpen."

In der Mitte des 6. Jahrhunderts gab es also östlich des Lech einen Stamm der Bayern. Wie kam es dazu? Die Frage ist leicht ge-

stellt, aber nur schwer zu beantworten. Tatsächlich stellt die "Ethnogenese", die Stammeswerdung, der Bayern eines der schwierigsten Forschungsprobleme dar, und die Frage ist bis heute ungelöst. Die ältere Forschung ging davon aus, daß die Bayern, wie jedes ordentliche germanische Volk, im Rahmen der Völkerwanderung in ihr heutiges Wohngebiet eingewandert sind. Das Problem ist nur, daß der Weg dieser postulierten Wanderung nicht nachgezeichnet werden kann, weil sie eben erst zu einem Zeitpunkt in den Quellen auftauchen, als sie schon in Bayern angekommen sind.

Es gibt einige hochmittelalterliche Quellen, die die Bayern aus Armenien kommen lassen, genauer gesagt, direkt aus der Arche Noah, die bekanntlich am Ende der Sintflut auf dem Berge Ararat gestrandet ist. Diese Story begegnet erstmals im Annolied – einer panegyrischen Lebensbeschreibung Erzbischof Annos von Köln vom Ende des 11. Jahrhunderts in deutscher Sprache – und später auch in lokal bayerischen Quellen, etwa in der Vita Bischof Altmanns von Passau. Aber es ist nicht möglich, hinter dieser Idee eine ältere mündliche Überlieferung zu finden.

Alle Deutungsversuche müssen zudem den Namen miteinbeziehen. Die Namensform verweist auf jenes Gebiet, das lateinisch *Boiohaemum* hieß, Böhmen. Der Übergang von *Boio* zu *Baia* paßt sprachgeschichtlich gut ins Bild, denn das 6. Jahrhundert war die Zeit, in der sich der germanische Vokalismus herausbildete. Die Germanisten unter Ihnen wissen, daß ein indogermanisches kurzes *o* im Germanischen zu *a* wird. Z.B. erscheint das lateinische *longus* im Deutschen als *lang*. Die Endung *-varii* soll "die Leute aus" bedeuten, wofür etliche Parallelfälle angeführt werden. Die *Boiovarii* würden also zu *Baiavarii* oder *Baiwarii* und seien somit die "Leute aus Böhmen".

An dieser Stelle muß ich eine orthographische Bemerkung einschieben. Die soeben genannten Baiwaren erscheinen in Quellen als *Baiore*, *Baiouarii*, *Baiobarii*, *Baibarii* usw. Diese schwankende Schreibweise kann nur bedeuten, daß hier ein Laut wiedergegeben werden sollte, der in der klassischen lateinischen Orthographie nicht vorgesehen war, nämlich das halbvokalische *u* – also der Laut, der heute im Englischen durch den Buchstaben *w* geschrieben wird. Für diesen Laut bürgert sich im frühen Mittelalter die Schreibung Doppel-*u* ein. Die beiden *u* können statt in der runden Form auch in der spitzen graphischen Variante geschrieben werden, die wir *Vau* zu nennen pflegen; aber es ist eigentlich derselbe Buchstabe, bis ins 16. Jahrhundert sind die beiden Formen vollkommen gleichwertig. Das Doppel-*v* wird schließlich zu einer Ligatur verbunden, die dann als eigener Buchstabe, eben als *w*, selbständig wird. Es ist deshalb falsch, die beiden *u* als Einzelbuchstaben zu lesen und die "Baiwaren" zu "Bajuwaren" zu verunstalten und sie dann gar noch mit "uw" zu schreiben. "Bajuwaren" hat es nie gegeben, sondern nur "Baiwaren".

Wenn die Interpretation des Namens "Leute aus Böhmen" zutrifft, handelt es sich um eine Fremdbezeichnung, die dem Stamm von seinen Nachbarn gegeben wurde oder von der Bevölkerung, in deren Gebiet er eingewandert war. Die Selbstbezeichnung, die in

früheren Quellen auftauchen müsste, kann also anders gelautes haben. Die frühere Forschung glaubte, dieses Volk in den Markomanen gefunden zu haben. Diese werden von Christi Geburt bis zur Mitte des 5. Jahrhundert regelmäßig als in Böhmen siedelnd in den Quellen genannt, verschwinden dann aber plötzlich. Sind sie über das Gebirge gezogen, um unter neuem Namen zu den Bayern zu werden, als die sie dann nach einer Lücke von 100 Jahren auftauchen?

Eine zweite Hypothese sieht die Sache ganz anders. Als Odowakar den letzten weströmischen Kaiser abgesetzt hatte, wollte er offenbar die römischen Kräfte unter seiner Herrschaft konzentrieren und rief deshalb die Truppen und die römische Bevölkerung aus den Randgebieten des Reiches nach Italien zurück. Dieser Rückwanderungsbefehl von 488 wurde aber keineswegs umfassend befolgt. Aus frühmittelalterlichen Orts- und Personennamen kann man erschließen, daß Teile der romanisierten Bevölkerung zurückblieben, besonders solche, deren Gewerbe nicht ohne weiteres zu verpflanzen war, etwa im Salzabbau oder die Seefischer; auf letzteres deuten bis heute Namen wie Walchensee – also der welsche See – usw. Die germanische Bevölkerung und die einfachen Leute auf dem Lande, die wenigstens teilweise noch keltischen Ursprungs sein mochten, hatten ohnehin keinen Anlaß wegzuziehen. Diese vom offiziellen Rom im Stich gelassene romanisch-germanisch-alkeltische Mischbevölkerung, die schon längere Zeit im selben Gebiet zusammenlebte, habe ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt und sei so zum Stamm der Bayern geworden. Die Rückwanderung nach Italien dürfte auch deshalb nicht umfassend gewesen sein, weil Odowakar schon wenige Jahre später von Theoderich dem Großen gestürzt wurde und dieser den bayerischen Raum wieder als Teil seines Herrschaftsgebietes betrachtete.

Festzuhalten bleibt also, daß die bayerische Ethnogenese im Lande selbst erfolgte, wobei aber auch eine Einwanderung von außen eine Rolle spielte oder gespielt haben kann. Die archäologische Forschung hat zur Klärung des Problems offenbar erst wenig beigetragen (obwohl die Archäologen selbst das Gegenteil behaupten); sie konnte immerhin nachweisen, daß Bayern damals ein ausgesprochenes Einwanderungsland war, in das von allen Himmelsrichtungen kleinere Gruppen zuzogen. Dabei mögen vor allem die "Leute aus Böhmen" in die von den Römern verlassenen Führungspositionen eingerückt und so namengebend geworden sein.

Ein Vertreter der böhmischen These ist auch Aventin, der seine Ansicht phonetisch begründet: "unsere Vorvordern haben, nach Ausweisung der alten Reime und Schriften, etwas gröber denn jetzt gesprochen. ... Es ist noch heutigen Tages der Brauch, daß der Bauersmann o sagt, wo der Bürger a spricht. Wir sprechen auch sonst insgemein das a dermaßen, daß es mehr dem o gleich ist als dem rechten a, wie es die Schwaben und Wälschen reden."

Mir scheint hier der rechte Ort, etwas näher auf diesen Autor einzugehen, den "Vater der bayerischen Geschichte", wie man ihn zu nennen pflegt und wie er sich wohl auch selbst verstand.



Aventin hieß eigentlich Johannes Turmair und wurde am 4.7.1477 in Abensberg als Sohn eines Gastwirtes geboren. Abensberg liegt auf halbem Weg zwischen Regensburg und Ingolstadt, 10 km südlich des berühmten Donaudurchbruchs bei Weltenburg. Nach diesem seinem Geburtsort nannte er sich in humanistischer Manier *Aventinus*. An seinem Heimatort besuchte er die Lateinschule der Karmeliter, am 21.6.1495 bezog er die Universität Ingolstadt, an der damals mit Conrad Celtis ein berühmter Humanist lehrte; ihm folgte er 1497 nach Wien. Später studierte er in Krakau und Paris, wo er am Sonntag, dem 24.3.1504 die Würde eines *magister artium* erhielt, zusammen mit 800 anderen Studenten.

Im Dezember 1508 bestellte ihn der bayerische Herzog zum Erzieher seiner Söhne, und 1517 avancierte er zum offiziellen Geschichtsschreiber der bayerischen Herzöge, mit festem Gehalt und garantierter Zugangsberechtigung zu den Archiven und Bibliotheken aller bayerischen Klöster. Er ging zunächst einmal drei Jahre auf Forschungsreisen, was er wie folgt selbst beschreibt:

Demnach hab ich mir der weil genommen, nichts bestminder nach meinem ganzen vermügen gearbeit, tag und nacht kain rüe gehabt, vil hitz und kelten, schwaiß und staub, regen und schnê winter und sumer erlitten, das ganz Baierland durchschritten, alle stift und clöster durchfahren, pueckammer, kästen fleissig durchsuecht, allerlei handschriften, alte freihait, übergab, briefe, chronica, rüef, reimen, sprüch, lieder, abenteuer, gesang, petpüecher, messbüecher, salpüecher, kalender, totenzedel, register, der heiligen leben durchlesen und abgeschrieben; heiligtum, monstranzen, seulen, pildnus, creutz, alt stain, alt münz, greber, gemêl, gewelb, estrich, kirchen, überschrift besuecht und besicht; geistlich weltlich recht, lateinisch teutsche kriechische windische ungarische wälhische französische dennische englische geschicht überlesen und durchgefragt, nichts zue solcher sach tauglich underwegen und unersuecht gelassen, allerlai alter geschicht zeugnus und anzaigen durchstrütt, all winkel durchschloffen und durchsuecht; wo gewisse anzaigen, wie ietz gemelt, nit vorhanden gewesen, der sag des gemainen mans nachgevolgt. (Johannes Turmair's genannt Aventinus Bayerische Chronik, hg. Matthias Lexer, 3 Bde. [München ; Johannes Turmair's genannt Aventinus Sämtliche Werke Bd. IV, 1+2, V,1], hier S. 6f.)

Aventin zieht also neben schriftlichen auch die sog. Sachquellen und die mündliche Überlieferung heran. Die auf den Reisen angefertigten Exzerpte sind in etlichen Originalhandschriften erhalten; seine Handschrift ist ausgesprochen schwer zu lesen.



Ab 1519 saß er dann in Abensberg, um seine Notizen in eine lateinische Darstellung, die *Annales ducum Boiariae*, umzuformen. Diese Arbeit war im Mai 1521 beendet. Aventins Latein ist aufgrund seiner humanistischen Manieriertheit schwer zu verstehen; störend wirkt vor allem seine Marotte, die Ortsnamen in echter oder vermeint-

licher antiker Form zu verwenden. So schreibt er für Passau beispielsweise immer *Bathavia*. Glücklicherweise kam er aber auf den Gedanken, ab November 1522 eine deutsche Version seiner Chronik zu erarbeiten, die er 1533, kurz vor seinem Tode, auch abschließen konnte.

Biographisch darf ich noch erwähnen, daß Aventin eine Neigung zur reformatorischen Lehre entwickelte. Deshalb wurde er im Oktober 1528 verhaftet und erst nach 11 Tagen auf Fürsprache des bayerischen Kanzlers Dr. Eck – das ist jener Dr. Johannes Eck, der 1519 in Leipzig mit Luther disputierte – wieder freigelassen. Danach verlegte er seinen Wohnsitz nach Regensburg, wo er 1529 heiratete; aber von 3 Kindern, die aus der Ehe hervorgingen, starben zwei schon sehr jung. Schließlich erlag Aventin selbst am 9.1.1534 einer Lungenentzündung.

Bei näherer Betrachtung erkennt man aber, daß Aventins Arbeitsweise von der eines wirklichen Historikers doch weit entfernt ist. Seine bayerische Geschichte ist als Weltgeschichte konzipiert, wobei die deutsche bzw. bayerische Geschichte (was für ihn das gleiche ist) das Rückgrat bildet, in das die biblische und antike Geschichte eingehängt ist. Die Darstellung beginnt mit der Regierung des ersten bayerisch-deutschen Königs namens *Tuitscho* oder *Teutsch*, der als Sohn Noes eingeführt wird. Auf König Teutsch folgt sein Sohn König *Mann*, dann dessen drei Söhne *Treiber*, *Nerus* und *Eingel*, wobei *Treiber* die älteste deutsche Stadt, nämlich Trier, gründet. Nach 44 Generationen ist die Zeitenwende erreicht. In der 11. Generation gibt es einen König *Ärgler*; das ist die deutsche Form von Herkules. Bei der 17. Generation lesen wir folgende, lokal interessierende Nachricht: *Und obgenanter künig Ylsing sol auch dem wasser Ylz, das zue Passau in die Thonau felt, sein nam geben haben*. Später folgt die Geschichte von der Hunnenzeit bis auf Herzog Tassilo III. mit einer Genealogie der Agilolfinger, die bis ins 5. Jahrhundert zurückreicht.

Die Lektüre außerordentlich enttäuschend, und es dürfte alles in allem schwerfallen, Aventin tatsächlich als ernstzunehmenden Historiker im heutigen Verständnis zu bezeichnen. Es fällt auf, daß eigentlich immer dieselben zwei Stellen aus seinem Hunderte von Seiten umfassenden Opus zitiert werden, nämlich die von mir anfangs gebrachte Beschreibung seiner Arbeitsweise und seine Darstellung des bayerischen Nationalcharakters, die dem 1. Buch der Chronik vorangestellt ist. Diese Beschreibung ist nun wirklich interessant, weshalb ich sie Ihnen nicht vorenthalten möchte:

Das baierisch volk (gemainlich davon zu reden) ist geistlich, schlecht [= schlicht] und gerecht, gêt, läuft gern kirchferten, hat auch vil kirchfart; legt sich mër auf den ackerpau und viech dan auf die krieg, denen es nit vast [= oft, schnell] nachläuft; pleibt gern dahaim, raist nit vast auß in frembde land; trinkt ser, macht vil kinder; ist etwas unfreuntlicher und ainmüetiger als die nit vil auß kommen, gern anhaims eralten [= alt werden], wenig hantierung treiben, fremde länder und gegent haimsuechen; achten nit der kaufmannschaft, kumen auch die kaufleut nit vast zu inen. Und im ganzen Baierland sein dreierlai ständ, die da zu êren und verwaltung land und leut ge-

praucht werden. Der gemain man, so auf dem gä und land sitzt, gibt sich auf den ackerpau und das viech, ligt demselbigen allain ob, darf sich nichts on geschafft [= Befehl] der öbrikait understên wird auch in kainen rat genomen oder landschaft ervodert; doch ist er sunst fei, mag auch frei ledig aigen guet haben, dient seinem herren, der sunst kain gewalt über in hat, jerliche güld zins und scharwerk, tuet sunst was er will, sitzt tag und nacht bei dem wein, schreit singt tanzt kart [= spielt Karten] spilt [= spielt Würfel]; mag wer [= Waffen] tragen, schweinspieß und lange Messer. Grosse und überflüssige hochzeit, totenmal und kirchtag haben ist êrlich und unsträfllich, raicht kainem zu nachtail, kumpt kainem zu übel. ... Die von den stenden sein pre-laten, adl, purger. Prelaten haben grosse mechtige reiche gotsheuser, sollten tag und nacht zu bestimter zeit des gotsdienst mitsambt iren geistlichen brüedern ausswarten, got und sein heiligen loben, danken und für die fürsten (so solche clüster, pfründ und stiften gestift haben) pitten. Man will sprechen, si sein reicher und vermügen mêt dan die andern zwên stend, man gibt in mêt gelts und guets dan den andern zwaian stenden mitsambt den fürsten und helts für mechtiger. Der adl wont auf dem land ausserhalb der stet, vertreibt sein zeit mit hetzen paissern [= Beizjagd] jagen; reiten nit zu hof dan wer dienst und sold hat. Die burger regieren ir stet und märkt selbs, sein handwerchsleut wirt paur, etlich kramer fragner [= Lebensmittelkleinhändler] oder fürkeuff, die armen tagwerker und taglöner. Ganz wenig haben ain auskommen von iren gülden und zinsen ... Die fürsten haben vollen gewalt von allen andern dingen, so land und leut antrift, zu handeln, und alle treffentlich sachen werden dergleichen zu hof vor den fürsten aussgericht, es sei dan sach, das man kriegen müeß oder steuer und dergleichen anlegen sol oder zwitracht und uneinigkeit zwischen den herrn erwachsen und erstand ist. Wo dergleichen groß seltsam ungewönlich sachen fürfallen, werden die stend alle drei an ein bestimmt ort auf ain aussgeschribnen tag in ein landschaft [Landtag, Ständeversammlung] zam [= zusammen] gevodert ...

Abschließend darf ich noch bemerken, daß es auch eine nach Aventinus benannte Biersorte gibt:



Es handelt sich um einen Doppelbock der Firma Schneider & Sohn mit 18,5% Stammwürze; das entspricht 8,2% Alkohol.

Wie immer die Ethnogenese der Bayern nun auch verlaufen sein mag – auf historischem Wege oder durch göttliches Wunder –, in der Mitte des 6. Jahrhunderts gibt es sie, und sie bilden ein Stammesherzogtum, das einen Namen hat und durch Sprache und gemeinsame Rechtsordnung recht gut definiert ist und dessen Bewohner auch leidlich christianisiert sind, wenn es auch mit der Bildung etwas haperte.

Dazu kann ich mir nicht versagen, Ihnen das älteste Zeugnis über die Lateinkenntnisse in Bayern vorzuführen. Es geht dabei um einen Brief des Papstes Zacharias an den heiligen Bonifatius. Dort lesen wir:

"Dem sehr ehrwürdigen und sehr heiligen Bruder, dem Mitbischof Bonifatius, Zacharias, Diener der Diener Gottes, Gruß und apostolischen Segen.

Virgil und Sedonius, zwei Kleriker, die sich in der Provinz der Bayern aufhalten, haben uns einen Brief geschickt, in dem sie uns mitteilen, daß du, ehrwürdiger Bruder, ihnen aufgetragen habest, Christen zum zweiten Mal zu taufen. Diese Mitteilung versetzte uns in große Verwirrung und auch ein gewisses Erstaunen – vorausgesetzt, es verhält sich tatsächlich so, wie es behauptet wird. Sie berichteten nämlich, daß es in jener Provinz einen Priester gab, der überhaupt kein Latein konnte und, wenn er die Taufe spendete, infolge seiner Unkenntnis des Lateins in fehlerhafter Weise folgendes sagte: *Baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti*. [Ich taufe dich im Namen Vaterland und Tochter und des heiligen Geistes.] Und deshalb habest du, ehrwürdiger Bruder, eine Wiederholung der Taufe angeordnet. Aber, hochheiliger Bruder, wenn jener, der sie getauft hat, sonst keinen Glaubensirrtum und keine Häresie mit ins Spiel brachte, sondern aus bloßer Unkenntnis der römischen Sprache die fehlerhaften Wortformen, wie oben angeführt, beim Taufen verwendete, können wir nicht zustimmen, daß noch einmal eine Taufe stattfinde. ... Gott behüte dich unversehrt, sehr ehrwürdiger Bruder! Gegeben an den Kalenden des Juli, in der Regierung des sehr frommen und erhabenen Herrn Konstantin, des von Gott gekrönten großen Kaisers, im 26. Jahr, im 4. Jahr nach seinem Konsulat, in der 14. Indiktion."

4. KAPITEL: DIE ÄLTEREN AGILOLFINGER

AN DER SPITZE DES bayerischen Stammesherzogtums steht ein *dux*, ein Herzog (der in manchen Quellen auch als König bezeichnet wird) aus der Familie der Agilolfinger. In der *Lex Baiwariorum*, die wir nachher noch näher betrachten, heißt es: *dux vero, qui preest in populo, ille semper de genere Agilolfinorum fuit et debet esse* – "der Herzog aber, der dem Volk vorsteht, stammte immer aus dem Geschlecht der Agilolfinger, und so muß es auch weiterhin sein".

Am Anfang der agilolfingischen Herzogsgeschichte steht eine etwas merkwürdige Eheangelegenheit, die uns zugleich in die politische Lage einführt, nämlich das Dreiecksverhältnis von Franken, Bayern und Langobarden. Die Langobarden sind um diese Zeit noch die östlichen Nachbarn der Bayern, denken aber schon darüber nach, nach Italien einzumarschieren, was sie 568 dann auch taten. Die Tochter des langobardischen Königs Wacho namens Walderada ist mit dem fränkischen König Theudebald verheiratet. Nach dessen Tode 555 übernimmt sie der Nachfolger Chlothar I., aber gegen diese Verwandtenehe erhebt sich kirchlicher Widerspruch; die Ehe wird getrennt, und Chlothar tritt Walderada *uni ex suis, qui dicebatur Garipald* ab, "einem der Seinen, welcher Garibald hieß". So berichtet die Chronik des Paulus Diaconus, eine der wichtigsten Quellen zur langobardischen Geschichte, und bei Gregor von Tours, dem wich-

tigsten Chronisten zur merowingischen Geschichte, lesen wir: *reliquit eam dans ei Garivaldum ducem*, er "verließ sie und gab ihr zum Manne den Herzog Garivald". Dieser Garibald gilt als der erste namentlich bekannte bayerische Herzog aus dem Hause der Agilolfinger.

Feministische Empörung über das Ehegeschäft ist nicht angebracht. Walderada selbst dürfte über den Wechsel gar nicht unglücklich gewesen sein, denn sie entkam einer Ehe mit einem erheblich älteren Mann – Chlothar I. war der Onkel seines Vorgängers –, und außerdem wurde sie nicht irgendwie in die Provinz abgeschoben. Mit einer langobardischen Prinzessin hätte man das nicht machen können, und die politischen Beziehungen zwischen Franken und Langobarden waren damals ausgesprochen positiv. Wir müssen uns statt dessen Garibald anschauen, der, da er ein Dritteljahrhundert später immer noch regierender Herzog ist, kaum die Dreißig überschritten haben dürfte.

Aber das ist nicht das Entscheidende. Die Frage, über die sich die Landeshistoriker seit Jahrzehnten die Köpfe heißreden, lautet: in welcher Beziehung standen Garibald, die agilolfingische Familie und damit das Stammesherzogtum Bayern überhaupt zu den Franken? Die Bandbreite der Antworten reicht von einem "Amtsherzog", den der fränkische König nach Belieben ein- und absetzen kann, bis zu einem selbständigen einheimischen Herrscher nach Erbrecht; immerhin bezeichnen nicht-fränkische Quellen, so der eben erwähnte Paulus Diaconus, die Agilolfinger als Könige, und nicht bloß als Herzöge, und Bayern als *regnum*, als Königreich, und nicht bloß als Herzogtum. Der Bosl-Schüler Joachim Jahn behauptet, die Erblichkeit der Herzogswürde sei der Preis gewesen, durch den der fränkische König seinen Gefolgsmann Garibald habe bewegen können, den Job im "wilden Osten" des Reiches anzunehmen. (Das Buch erschien 1991, nur zwei Jahre nach sog. Wende.) Genau genommen ist nicht einmal klar, ob die beiden bei Paulus Diaconus bzw. Gregor von Tours genannten Garibalde überhaupt dieselbe Person sind.

Wir haben praktisch keine Nachrichten darüber, woher die Familie ursprünglich stammt. Die Sekundärliteratur erwägt neben den Extremen originalbayerischer oder fränkischer Abstammung auch burgundische, langobardische und alemannische Herkunft, wobei diese Thesen aber immer mit einer Stellungnahme in der Hauptfrage – Verhältnis Bayerns zu den Franken – einhergehen. Daß die Familie vielfache Verwandtschaftsbeziehungen in die genannten Reiche hatte, ist dabei ebenso selbstverständlich – der Adel des frühen Mittelalters war international – wie für die Herkunftsfrage bedeutungslos.

Eine wichtige Rolle in der Argumentation spielt das bayerische Stammesrecht, die *Lex Baiwariorum*. Sie behauptet nämlich explizit, der bayerische Herzog sei vom fränkischen König eingesetzt worden. Die zu Beginn des Kapitels zitierte Passage, daß der Herzog immer ein Agilolfinger gewesen sei und sein müsse, geht nämlich wie folgt weiter, wobei Sie sich als fiktiven Sprecher einen fränkischen König vorstellen müssen: *quia sic reges antecessores nostri concesserunt eis* – "weil es so die Könige, unsere Vorfahren, ihnen

zugestanden haben," ... *ut qui de genere illorum fidelis regi erat et prudens, ipsum constituerent ducem ad regendum populum illum* – "wer nämlich aus ihrem Geschlecht dem König treu und fähig war, den setzten sie zum Herzog über jenes Volk ein."

Es kommt noch besser: dem ganzen Text geht ein Prolog voraus,



der folgendermaßen über die Entstehung des Regelwerkes berichtet: "Der König der Franken Theuderich (I.) berief weise Männer, die in seinem Reich in den althergebrachten Gesetzen erfahren waren. Auf seinen Befehl hin ließ er also das Gesetz der Franken und Alemannen und Bayern für jedes Volk, das unter seiner Herrschaft stand, gemäß dem jeweiligen Gewohnheitsrecht zusammenschreiben, fügte hinzu, was zu ergänzen war, und entfernte die unpassenden und widersprüchlichen Bestimmungen. Und die heidnischen Gebräuche änderte er gemäß dem Gesetz der Christen. Und was König Theuderich nicht verbessern konnte, weil es eine zu altehrwürdige heidnische Tradition war, das hat später König Childebert (II.) wieder in Angriff genommen, und König Chlothar (II.) hat es zu Ende geführt. Das alles hat der ruhmreiche König Dagobert (I.) durch die *viri inlustri* Claudius, Chadowind, Magnus und Agilulf erneuert und alle alten Gesetze verbessert und jedem Volk schriftlich übergeben, was bis heute in Übung ist."

Ergänzend zu diesem Prolog wird schließlich noch ein Brief König Theudeberts I. von 539 an Kaiser Justinian herangezogen, in dem der fränkische König erklärt, sein Herrschaftsgebiet reiche bis an die Grenze Pannoniens und sogar noch darüber hinaus (MGH EE III S. 133): *per Danubium et litem Pannoniae usque in oceanis litoribus custodiende deo dominatio nostra porrigitur* (zur Donau und die Grenze Pannoniens bis zu den Gestaden des Ozeans erstreckt sich mit Gottes Hilfe unsere Herrschaft). Damit fiel auch Bayern in dieses Herrschaftsgebiet, aber als beweisende Quelle ist ein solches Selbstlob natürlich nicht ernst zu nehmen.

Kann man aus all dem schließen, daß Bayern vom frühen 6. Jahrhundert an zum fränkischen Reich gehörte und der fränkische König dort einen Herzog nach Belieben einsetzen konnte? Zunächst müssen wir beachten, daß die genannten Quellen, vor allem der Brief an Justinian, fränkische Selbstdarstellung sind, also Propagandabehauptungen, aus denen ein Rückschluß auf die Realität nicht ohne weiteres möglich ist. Was die *Lex Baiwariorum* angeht, so liegt sie uns erst in Handschriften aus dem 9. Jahrhundert vor, und sie trägt deutliche Spuren einer schrittweisen Entstehung, die bis deutlich ins 8. Jahrhundert hinein reicht; sie kann also nicht schon um 630 unter König Dagobert abgeschlossen sein, wie der Prolog vorgibt.

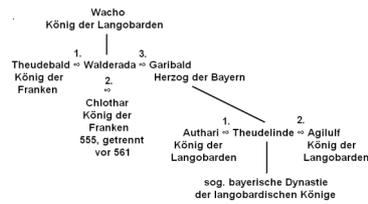
Diese spät einsetzende Überlieferung muß uns zu noch einem weiteren Gedanken führen, den Sie allerdings in der bisherigen Literatur zu diesem Thema nicht finden werden. Die zitierte Stelle "Der Herzog aber, der dem Volk vorsteht ..." muß in der ursprünglichen –

vorkarolingischen – Fassung gar nicht so gelautet haben. Dort kann ohne weiteres auch "der König" gestanden haben; der unabhängige Autor Paulus Diaconus nennt die bayerischen Herrscher tatsächlich so. Die karolingische Ideologie, die eine Unterordnung Bayerns unter das Frankenreich schon im 6. Jahrhundert beweisen will, hätte dann nachträglich daraus "Herzog" gemacht. Dazu kommt, daß das lateinische Wort *dux* erst allmählich als Äquivalent für das deutsche Wort Herzog eingeführt wird; es ist eigentlich ein spätantiker Beamtentitel, wie ihn beispielsweise der Vertreter des Kaisers in Rom oder auch in Venedig – eben der Doge – führte.

Der Prolog der *Lex Baiwariorum* wirkt auf mich wie aus einer Chronik abgeschrieben und spricht ja auch gar nicht von Bayern allein, sondern von Franken, Alemannen und Bayern. Die Behauptung, die Agilolfinger seien vom fränkischen König eingesetzt worden, gibt sich schon durch die einleitenden Wörter ("denn so haben es" usw.) als nachträglicher Zusatz zu erkennen. Als Entstehungszeit der uns vorliegenden Fassung kommt also nur eine Situation in Frage, in der eine fränkische Oberhoheit über Bayern tatsächlich bestand und betont werden sollte; die rechtshistorische Forschung glaubt, diese Situation habe es in den Jahren 743/4 gegeben, als die fränkischen Hausmeier Karlmann und Pippin Herzog Otilo militärisch besiegt hatten, wie wir noch hören werden.

Eine vergleichbare Situation war im 6. und 7. Jahrhundert nicht gegeben, so daß ich der Ansicht zuneige, daß die Agilolfinger ohne fränkische Mithilfe die Herrscherwürde aus eigenem Recht erlangt haben. Dem widerspricht nicht die Ehe Garibalds mit Walderada. Eine auswärtige Dynastie dadurch an sich zu binden, daß man ein Ehebündnis mit ihr eingeht, ist gängiges Mittel der Politik, und Walderada war nicht irgend jemand, sondern immerhin eine verwitwete Königin. Für Garibald mochte sie dadurch interessant sein, daß sie eine nähere Beziehung zu den Langobarden vermittelte. Der ganze Vorgang hatte also offenbar den Charakter eines Kompromisses, eines Arrangements, mit dem alle Seiten zufrieden waren; die Zukunft mochte zeigen, was sich daraus entwickeln sollte.

Diese Zukunft brachte nun 568 tatsächlich den Abmarsch der Langobarden nach Italien, wobei in die freiwerdenden Gebiete die Awaren und Slawen nachrückten. In Italien beseitigten die Langobarden Teile der byzantinischen Herrschaft, die erst wenige Jahre zuvor wiederhergestellt worden war; aber sie waren offenbar so anarchisch veranlagt, daß sie 574 das Königtum abschafften und die 35 Herzöge ihr eigenes Süppchen kochten. Die verworrene Situation weckte die Begehrlichkeit der Franken, die nach Italien einfielen. Daraufhin wurde 584 das langobardische Königtum restauriert, und der neue König Authari suchte bayerische Rückendeckung, in dem er die Tochter Herzog Garibalds, Theudelinde, heiratete; womit er beiläufig seine eigene Legitimität steigerte, denn Theudelinde war ja die Enkelin des früheren Königs Wacho:



In diesen Zusammenhang gehört die romantische Geschichte von "Autharis Brautfahrt": der königliche Bräutigam sei nach Bayern gereist, um inkognito seine Braut erst einmal zu besichtigen. Das geschah während eines Festes, und er war so hingerissen, daß ihm eine Unvorsichtigkeit unterlief; er strich der Braut mit der Hand über das Haar. Theudelinde ist einerseits empört über diese sexuelle Belästigung, andererseits aber durchaus angetan von dem stürmischen jungen Mann. Eine erfahrene Dienerin beruhigt sie: nur der Bräutigam selbst habe sich eine solche Handlungsweise gestatten können, was sich dann im weiteren Verlauf der Geschichte auch als wahr herausstellt. Die Ehe kommt zustande:



und Theudelinde spielt in der weiteren langobardischen Geschichte eine bedeutende Rolle.

Der Konflikt zwischen Franken und Langobarden mündet 591 in einen Kompromißfrieden. Leidtragender ist der Dritte im Bunde, Herzog Garibald, den sein Schwiegersohn der Aussöhnung mit den Franken opfert. Er wird vom fränkischen König abgesetzt und gegen Tassilo I. ausgetauscht; der schon erwähnte Langobarde Paulus Diaconus schreibt: *His diebus Tassilo a Childeperto rege Francorum apud Baiouariam rex ordinatus est.* (In diesen Tagen ist Tassilo von Childebert, dem König der Franken, in Bayern zum König gemacht worden.)

Da der neue Herzog aber höchst-wahrscheinlich der Sohn des Vorgängers war, darf man die Rolle des fränkischen Königs nicht überschätzen: es war wohl mehr ein Generationswechsel, der mit einem Wechsel der politischen Orientierung verbunden war. Rechnen wir einmal nach: wenn Garibald 555 bei der Eheschließung mit Walderada 20 Jahre alt war, war er 591 bereits 56jährig, also nach den Maßstäben der Zeit schon an der Schwelle zum Greisenalter, so daß ihm die Abdankung nicht schwergefallen sein dürfte. Ein nachdrücklicher fränkischer Wunsch in diese Richtung ist dabei nicht ausgeschlossen. Auch dieser Vorgang ist also kein Beleg für eine rechtliche Abhängigkeit des bayerischen Herzogs vom fränkischen König.

Wir wollen uns abschließend noch einmal mit der *Lex Baiuvariorum* befassen. Sie enthält, neben vielen anderen Bestimmungen, auch ausführliche Listen über das Wergeld, d.h. die Entschädigungszahlungen für die Tötung oder Verletzung eines Menschen. Das deutsche Wort *wer* (ohne h!) entspricht dem lateinischen *vir*, bedeutet also der Mann oder der Mensch; Sie kennen es beispielsweise aus "Werwolf", der sich von einem Menschen in einen Wolf verwandelt und umgekehrt. Die *Lex Baiuvariorum* geht von einem

Wergeld von 160 *solidi* für einen freien Mann aus. Für Halbfreie wird nur die Hälfte gezahlt, 80 *solidi*, für Sklaven noch einmal ein Drittel weniger, also 53 1/3 *solidi*. Umgekehrt erhöhen sich die Summen bei den Adligen: die Mitglieder der fünf Uradelsfamilien, der *Huosj*, *Droz-za*, *Fagana*, *Hagiligga* und *Anniona*, erhalten ein doppeltes Wergeld, also 320 *solidi* für einen Mann; die Mitglieder der Herzogsfamilie haben Anspruch auf ein vierfaches Wergeld, also 640 *solidi*, der regierende Herzog selbst noch einmal die Hälfte mehr, also 960 *solidi*.

Damit ist die größte Summe aber noch nicht erreicht, denn für die Frauen wird das Wergeld grundsätzlich verdoppelt; eine weibliche Angehörige des Herzogs ist also 1280 *solidi* wert und damit 24mal soviel wie ein männlicher Sklave. Das sind die – *salva reverentia* – Preise für eine ganze Leiche, also die Entschädigung bei einem Totschlag. Nun ging es im alten Bayern zwar zweifellos recht wild zu, aber Tötungen waren doch nicht an der Tagesordnung. Die *Lex Baiwariorum* enthält deshalb lange Listen über geringere Schädigungen, für die proportional weniger zu zahlen ist, ganz ähnlich wie die Quoten heutiger Unfallversicherungen. Diese Bestimmungen sind auch wegen der eingestreuten deutschen Bezeichnungen interessant. Ich zitiere:

"Wenn jemand einen Freien aus Zorn schlägt, was man einen *pulislac* nennt, dann soll er einen *solidus* zahlen. Wenn er ihn blutig schlägt, was man *plotruns* nennt, soll er anderthalb *solidi* zahlen." (Der Ausdruck *plotruns* lebt in unserem "blutrünstig" weiter.) "Wenn er an ihn gesetzwidrig Hand anlegt, was man *infanc* nennt, soll er drei *solidi* zahlen. Wenn er ihm eine Ader aufschlägt, so daß das Blut ohne Feuer nicht gestillt werden kann, was man *adargrati* nennt, oder wenn am Kopf die Hirnschale erscheint, was man *kepol sceni* nennt, oder wenn er den Knochen bricht, die Haut aber unverletzt bleibt, was man *palcprust* nennt, oder wenn es eine solche Wunde ist, daß sie anschwillt: wenn davon etwas passiert, wird es mit 6 *solidi* gebüßt. Wenn das Gehirn am Kopf erscheint oder wenn ein inneres Organ verletzt ist, was man *hrevavunt* nennt, wird es mit 12 *solidi* gebüßt. Und wenn jemand eine solche Wunde oder einen solchen Bruch zufügt, daß daraus eine Mißbildung entsteht, wird es mit 20 *solidi* gebüßt.

Wer einem Freien ein Auge ausschlägt oder die Hand oder den Fuß abhaut, muß 40 *solidi* zahlen. Wer jemandem den Daumen abschneidet, zahlt 12 *solidi*. Und wer den Zeigefinger oder den kleinen Finger abschneidet, muß jeweils 9 *solidi* zahlen. Die beiden mittleren Finger werden zusammen mit 10 *solidi* gebüßt, d.h. jeweils mit 5. Und wenn die Finger nicht abgeschlagen, sondern so verletzt werden, daß sie steif bleiben und so der Verletzte keine Waffen mehr tragen kann, dann ist die Buße um die Hälfte höher als beim abgeschlagenen Finger. Wer einem die Nase durchlöchert, zahlt 9 *solidi*. Wer einem einen Schneidezahn, welchen man *marchzand* nennt, ausschlägt, zahlt 12 *solidi*. Bei anderen Zähnen ... wird jeder mit 6 *solidi* gebüßt.

Wer jemanden vom Ufer oder von einer Brücke ins Wasser stößt, was die Bayern *inunwan* nennen, muß 12 *solidi* bezahlen. Wer

einen anderen vom Pferd stößt, was man *marchfalli* nennt, muß 6 *solidi* zahlen."

Die Liste geht noch eine ganze Weile weiter. Später folgen Taten, deren Opfer speziell Frauen sind: "Wer mit der freien Ehefrau eines anderen schläft und entdeckt wird, muß dem Ehemann das Wergeld der Frau zahlen. Und wenn er im Bett jener erschlagen wird, so dient er selbst als Wergeld, das er dem Mann schuldig ist. Und wenn er bloß einen Fuß auf das Bett gesetzt und dann infolge der Gegenwehr der Frau nichts weiter getan hat, muß er 12 *solidi* Buße zahlen. Wenn einer in unzüchtiger Absicht Hand an eine Frau legt, sei sie Jungfrau oder Gattin eines anderen, was die Bayern *horcrift* nennen, muß er 6 *solidi* zahlen." (Sie erinnern sich an Autharis Brautfahrt). "Wenn er ihre Kleidung bis über das Knie hochhebt, was man *himilzorunga* nennt, oder wer in unzüchtiger Absicht einer Jungfrau Haare abschneidet, muß 12 *solidi* zahlen. Wer mit einer freien Frau mit ihrer Einwilligung Geschlechtsverkehr treibt und sich dann weigert, sie zu heiraten, zahlt 12 *solidi*."

Auch diese Liste geht noch weiter. Ferner gibt es bestimmte Sätze für Diebstahl, Brandstiftung usw., auch für das Verletzen oder Töten von Tieren, z.B. das Abschneiden von Kuh- oder Pferdeschwänzen. Bei den Hunden werden Unterschiede nach der Funktion gemacht: ein *leitihunt* oder ein *piparhunt* oder ein *spurihunt* kostet 6 *solidi*, ein *triphunt* oder ein *hapuhhunt* nur 3 *solidi*. Der *hovawart*, also der Hofhund, kostet bei Nacht 3 *solidi*, am Tag nur einen.

Abgesehen vom Unterhaltungswert gibt dieser Text interessante Einblicke in die damalige Alltagsgeschichte und kann, bei entsprechender Anleitung, auch im Schulunterricht verwendet werden. Wir erfahren z.B., daß die Kleider der Frauen bis zum Boden reichten und daß sie immer eine Kopfbedeckung trugen, was übrigens bis ins 19. Jahrhundert hinein selbstverständlich war, jedenfalls außerhalb des Hauses. Eine Frau, die sich anders verhielt, machte den Männern ein einschlägiges Angebot. Das unbefugte Abschneiden der Haare ist nicht unter Friseurgesichtspunkten zu sehen, sondern um magische Praktiken, z.B. Liebeszauber, zu verhindern.

Man muß sich allerdings darüber im klaren sein, daß das Wergeld keine Geldstrafe und vor allem auch kein Schmerzensgeld darstellt, sondern eine Entschädigung für die Wertminderung. Das geht ganz klar aus der Stelle hervor, wo der versteifte Finger danach definiert wird, ob der Betroffene noch eine Waffe führen kann. Empfänger des Wergeldes ist auch nicht der oder die Geschädigte, sondern die Familie insgesamt bzw. bei Unfreien der Herr.

5. KAPITEL: TASSILO III. – DUX FORTIS

MEINE HERRN, HEISST JEMAND von Ihnen Tassilo mit Vornamen? Wenn das der Fall ist und wenn Sie außerdem noch eine private Homepage haben, sollten sie dem "inoffiziellen Tassilo-Web-Club" beitreten. Namenspatron dieses Clubs ist Herzog Tassilo III. Auf der Startseite, die ich 2007 besucht habe, heute allerdings nicht

mehr finden konnte, fand man eine Abbildung des Tassilo-Kelchs, mit dem wir uns nachher noch näher befassen, und folgenden Text:

"Letzter Baiernherzog aus dem Geschlecht der Agilolfinger. Diese Adelsfamilie gehörte zu den mächtigsten im Frankenreich und hatte enge Beziehungen nach Burgund und ins langobardische Italien. Tassilo betrieb eine sehr aktive Landesentwicklungspolitik. Dazu gehörten insbesondere zahlreiche Klostergründungen. Der stammesrechtlich abgesicherte, königsgleiche Status des Baiernherzogs brachte Tassilo dann aber immer wieder in Konflikt mit den fränkischen Herrschern. Von seinem Vetter Karl dem Großen wurde der Baier schließlich entmachtet und mitsamt seiner Familie zu lebenslanger Klosterhaft verurteilt. Dabei waren die Chronisten Karls des Großen sehr darauf bedacht, Tassilo in einem schlechten Licht erscheinen zu lassen. Der gute Ruf des Baiernherzogs hat sich aber dennoch bis heute erhalten. Ganz besonders im süddeutschen Sprachraum genießt Tassilo vielerorts eine fast heiligenmäßige Verehrung."

Das ist seriös formuliert, was im Internet ja leider nicht selbstverständlich ist, und es weist zu Recht auf eines hin: die Gestalt Tassilos III. ist bis heute hochgradig emotional besetzt; Sie werden am Ende des Kapitels merken, daß für emotionale Reaktionen sehr wohl Anlaß besteht. Aber man darf die Gestalt Tassilos nicht, wie das aus nord- und westdeutscher Optik allzuleicht geschieht, auf das Verhältnis zu Karl dem Großen und auf die Frage nach Unabhängigkeit und Verrat reduzieren.

Noch sind aber weder Tassilo noch Karl überhaupt geboren, und wir können auch nicht nahtlos an die Geschichte der Agilolfinger anschließen, von denen im vorigen Kapitel die Rede war. Wir müssen vielmehr einen Sprung von einem Dreivierteljahrhundert machen, denn die Quellen für die bayerische Geschichte verstummen fast völlig. Wir wissen daher auch nicht, wie jene älteren Agilolfinger genealogisch genau mit jenen bayerischen Herzögen zusammenhängen, die zu Anfang des 8. Jahrhunderts faßbar werden. Mehr noch: wir wissen im Grunde gar nicht genau, ob sie überhaupt mit ihnen zusammenhängen, und sind für diese These nur auf das Zeugnis der *Lex Baiwariorum* angewiesen.

Die wichtigste, zugleich aber auch schwierigste Quelle für die jüngeren Agilolfinger ist folgende Eintragung im Verbrüderungsbuch von St. Peter in Salzburg:



Sie finden in der linken Spalte sieben männliche Namen: *Theoto*, *Theotperht*, *Crimolt*, *Theodolt*, *Tassilo*, *Hucperht*, *Otilo* und rechts vier weibliche Namen *Folchaid*, *Pilidruth*, *Uualtrat*, *Ratrud*; dazu noch Nachträge, die uns aber jetzt nicht interessieren. Herzog Theodo starb 717. Theotperht war, wie wir aus anderen Quellen wissen, sein Sohn. Die folgenden Namen könnten also auch die jeweiligen Nachfolger sein.

Aber das kommt nicht ganz hin, denn wenn wir pro Generation auch nur 20 Jahre ansetzen, müßte *Otilo* um 820 zur Regierung gekommen sein; aber da Tassilo III. bekanntlich 788 abgesetzt

wurde, müssen wir die Liste anders interpretieren. Man ist der Meinung, daß die vier auf Theodo folgenden Namen vier Söhne bezeichnen und daß erst mit *Hucperht* die dritte Generation einsetzt; Hucperht ist als Sohn Theotperhts zu erweisen. Wie *Otilo* mit ihnen zusammenhängt, ist unklar: man sieht ihn als Sohn Hucperhts oder Tassilos oder einen anderen Verwandten in weiblicher Linie, der möglicherweise mit der damaligen alemannischen Herzogsfamilie zusammenhängt; diese These, anfänglich nur als Vermutung geäußert, hat sich durch Wiederholung zur Überzeugung einer Reihe von Autoren verfestigt, so daß Sie in den meisten Arbeiten jetzt lesen können, Otilo stamme aus der "schwäbischen Linie der Agilolfinger". Aber das ist trotzdem nur Spekulation. Otilo ist dann der Vater Tassilos III., des letzten Agilolfingers.

Die weiblichen Namen machen ebenfalls Schwierigkeiten: als Gattin Theotos wird nämlich in anderen Quellen eine *Gleisnot* angegeben; vielleicht war er zweimal verheiratet. *Pilidruth* wird ebenfalls in anderen Quellen als Gattin des Theodolt genannt, aber möglicherweise war sie mit beiden Brüdern nacheinander verheiratet. *Uualtrat* muß dann entweder ebenfalls eine zweite Gattin gewesen sein, oder sie ist eine Zeile nach oben gerutscht und gehört eigentlich zu Tassilo.

Herzog Theodo unternahm kurz vor seinem Tode eine Reise nach Rom, wo er mit dem Papst die Errichtung einer bayerischen Kirchenprovinz verabredete. Eine entsprechende Urkunde ist überliefert, aber es ist nicht ganz sicher, wie intensiv der Plan auch durchgeführt wurde, weil der Herzog wie gesagt sehr bald danach starb. Später hat dann Bonifatius 739 seinerseits im karolingischen Auftrag eine bayerische Kirchenprovinz errichtet und dabei mindestens einen bereits amtierenden Bischof vorgefunden, nämlich Bischof Vivilo von Passau.

Der sterbende Theoto teilte sein Gebiet unter seine Söhne, und wenn man annehmen darf, daß die spätere Diözeseneinteilung die politische Gliederung Bayerns widerspiegelt, was der Praxis der alten Kirche entspräche, kann man mit aller Vorsicht die vier Söhne wie folgt zuordnen:

| | |
|-------------|------------|
| Theotperht | Salzburg |
| Crimolt | Freising |
| Theodolt | Regensburg |
| Tassilo II. | Passau |

Es kam aber bald zu Todesfällen, so daß wenige Jahre später nur noch eine Zweiteilung zwischen Crimolt und Theotperhts Sohn Hucperht übrig blieb, die sich allerdings erbittert befehdeten. Dies gab dem fränkischen Hausmeier Karl Martell die Möglichkeit zum Eingreifen.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle die Funktion des Hausmeiers kurz erläutern, da ich nicht sicher sein kann, ob sie Ihnen allen geläufig ist. Der *maior domus*, zu deutsch "Hausmeier", hatte das oberste Hofamt an den merowingischen Königshöfen inne. Die Bedeutung eines solchen Amtes hängt vom jeweiligen König ab: ist der

König stark und regiert selbstbewußt, findet der Hausmeier sich auf Routinefragen beschränkt; ist der König schwach oder gar minderjährig, wird der Hausmeier zum eigentlichen Leiter der Politik. Eine politische Schwäche des Königtums tritt immer dann ein, wenn das Reich geteilt wird und mehrere Könige, zumeist Brüder oder Onkel und Neffen, mit- und häufig gegeneinander regieren. (Ich erwähne nur am Rande, daß die Zeitgenossen eine Reichsteilung keineswegs als Unglück ansahen, weil sich mit der Vervielfachung der Könige auch die immateriellen Wirkungen vervielfachten, die von den Königen ausgingen, das sog. Königsheil.)

Das Merowingerreich war praktisch immer geteilt, so daß die Rolle des Hausmeiers immer bedeutender wurde, insbesondere seit dieser 613 dem König Chlothar II. gegen seine Rivalin, die berühmte Königin Brunichilde, zur Herrschaft verholfen hatte. Die Stellung der Hausmeier wurde schließlich so stark, daß sie quasi eine zweite Staatsspitze neben dem Königtum bildeten, wobei sich ihre Amtsbezirke auch gar nicht mehr mit denen der Könige decken mußten.

Nach 679 gab es zwei Hausmeier, Ebroin im westlichen und Pippin im östlichen Reichsteil. Pippin wird gezählt als "Pippin II." oder "Pippin der Mittlere"; er entstammte der mächtigsten Adelsfamilie des Frankenreiches, die nach ihrem gemeinsamen Vorfahren Arnulf von Metz als "Arnulfinger" oder als "Pippiniden" oder nach ihren späteren bedeutenden Vertretern als "Karolinger" bezeichnet werden. 687 kam es zwischen den Hausmeiern Ebroin und Pippin zu einer förmlichen Schlacht, in der Pippin siegte und seitdem alleiniger Hausmeier war. Die merowingischen Könige lebten und reichsteilten noch eine Weile weiter, waren aber politisch bedeutungslos, so daß nach einer Thronvakanz 737 gar kein König mehr erhoben wurde. Auf den Hausmeier Pippin folgte 714 nach einigen Komplikationen sein unehelicher Sohn Karl, genannt Karl Martell, nach. Als er 741 starb, teilte er sein "Reich" unter seinen Söhnen Karlmann und Pippin (III. oder Jüngeren), wobei weitere Söhne übergegangen wurden.

Was nun das Verhältnis zwischen den Hausmeiern Karl Martell, Pippin und Karlmann und den agilolfingischen Herzögen von Bayern angeht, so argumentieren einige Autoren, unter ihnen Joachim Jahn, wie folgt: politisch gesehen waren die Hausmeier zwar die Herrscher des Frankenreiches, rechtlich gesehen waren sie aber Usurpatoren. Unter dem Gesichtspunkt der Legitimität seien die bayerischen Agilolfinger nur den Merowingern verpflichtet gewesen, und nicht den Karolingern, mit denen sie gesellschaftlich auf einer Stufe standen. Der Widerstand Crimolts, Odilos und auch noch Tasilos III. gegen die Karolinger sei also antikarolingisch motiviert, nicht antifränkisch. Ich betrachte diese Unterscheidung zwischen den fränkischen Königen und dem fränkischen Königreich als überzogen, wollte Ihnen aber doch den Gedanken nicht vorenthalten. Hier zur Orientierung noch eine Synopse der bayerischen und fränkischen Herrscher:

| Bayern | | Franken | |
|---------------|-------|-------------------------|---------|
| Herzog Theoto | † 717 | Karl Martell, Hausmeier | 714–741 |

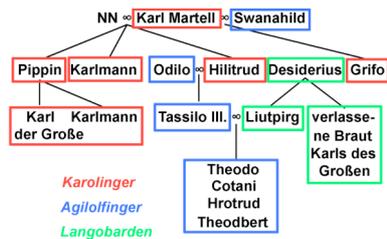
| | | | |
|--|-------------|-------------------------------------|----------|
| Teilung des Herzogtums unter vier Söhne | | | |
| Hucperht <i>und</i> Crimolt | ca. 725–728 | | |
| Hucperht <i>allein</i> | 728–736 | Karlmann, Hausmeier | 741–747 |
| Otilo | 736–747 | <i>und</i> Pippin, Hausmeier | 741–751 |
| | | (Grifo) | † 753) |
| Tassilo III. | 747–788 | Pippin, König | 751–768 |
| | | Karlmann, König | 768–771 |
| | | <i>und</i> Karl (d. Gr.) | |
| | | • König der Franken | 768–814 |
| | | • auch König der Langobarden | seit 774 |
| | | • Kaiser | seit 800 |

Ein erster Feldzug Karls Martells gegen Bayern im Jahre 725 endete mit einer bayerischen Niederlage; unter der Kriegsbeute, die der Franke mit nach Hause nahm, befand sich die Herzogin Pilidruht und ihre Nichte Swanahild, die vielleicht eine Tochter Tassilos II. war; für Swanahild endete der Status als Geisel in einer Ehe mit Karl Martell, aus der ein Sohn Grifo hervorging. Ein zweiter fränkischer Feldzug führte zur Ermordung Crimolts 728 und zur alleinigen Nachfolge Hucperhts.

Wie die Beziehungen zwischen Franken und Bayern unter Hucperht und ab 736 unter Otilo genau aussahen, läßt sich im einzelnen schwer ermitteln. Es war wohl weniger eine juristische als vielmehr eine politische Abhängigkeit, deren Ausmaß zwar schwankte, die sich aber in der Tendenz immer mehr verschärfte. Otilo war bereits mit einer fränkischen Prinzessin, Hilitrud, verheiratet und stammte, wie gesagt, nach Meinung einiger Autoren ohnehin aus einer alemannischen Linie der Agilolfinger. Nach dem Tode Karl Martells versuchte er, gegenüber den neuen Hausmeiern Pippin und Karlmann eine unabhängige Stellung einzunehmen, aber das führte nur zu einem neuen fränkischen Feldzug 743 und einer bayerischen Niederlage.

Das entscheidende Datum ist der Tod Otilos 747: Grifo, der vorhin erwähnte Sohn Swanahilds, der bei der Nachfolge im Hausmeieramt leer ausgegangen war, versucht, Otilos Sohn Tassilo III. beiseite zu schieben und so in Bayern ein Herrschaftsgebiet zu erwerben, aber Pippin interveniert zu Gunsten Tassilos. Dessen Gegenleistung ist die rechtsförmliche Anerkennung der fränkischen Oberhoheit.

Die Ausgangsposition Tassilos III. war also eine andere als die aller seiner Vorgänger. Die karolingischen Hausmeier hatten ihm gegen seinen Halbbruder Grifo die Herrschaft gerettet, und über seine Mutter Hilitrud war er ein halber Karolinger:



Wie kommt es aber, daß er uns dennoch als der Agilolfinger schlechthin erscheint? Als Tassilo 757 mündig wurde, versuchte Pippin, der inzwischen den letzten Merowinger abgesetzt und sich selbst zum fränkischen König gemacht hatte, das Verhältnis zu seinem Neffen klarzustellen, indem er ihn auf einem Reichstag in Compiègne einen Treueid schwören ließ. Die fränkischen Reichsannalen berichten:

"König Pippin hielt seinen Reichstag mit den Franken in Compiègne. Dorthin kam auch Tassilo, der Herzog der Bayern, und übergab sich als Vasall in die Hände (des Königs) und schwor viele und unzählige Eide auf die Reliquien der Heiligen. Und er versprach die Treue König Pippin und ... dessen Söhnen, dem Herrn Karl und Karlmann, wie ein Vasall mit rechtem Sinn und steter Ergebenheit rechtmäßig, wie ein Vasall seine Herren ehren soll. (!)

So bekräftigte dies der erwähnte Tassilo auf die Reliquien des heiligen Dionysius, Rusticus und Eleutherius und des heiligen Germanus und des heiligen Martin, daß er es alle Tage seines Lebens einhalten werde, so, wie er es durch seine Eide versprochen hatte. Und so bekräftigten es auch die Stammesältesten, die bei ihm waren, wie es gesagt ist, an den oben genannten Orten und an vielen anderen."

Ich hoffe, es hat jetzt jeder, aber auch wirklich jeder von Ihnen mitbekommen, daß Tassilo den Eid geleistet hat. Und damit stehen wir wieder einmal vor einem Problem der Quellenkritik: die Darstellung ist so aufdringlich, daß wir stutzig werden müssen. Die fränkischen Reichsannalen sind keine Aufzeichnungen eines Mönchs in seiner Klosterzelle, sondern eine offiziöse Darstellung der Ereignisse, die auch rückwirkend überarbeitet wurde. Die ältesten Handschriften stammen aus dem 9. Jahrhundert, also aus einer Zeit **nach** dem Sturz Tassilos. Sie bieten uns die karolingische Geschichtsversion. Leider ist es kaum möglich, ihnen einheimisch bayerische oder auswärtige Quellen gegenüberzustellen; auch die im vorigen Kapitel zitierte Langobardengeschichte des Paulus Diaconus endet in der Mitte des 8. Jahrhunderts.

Zweifellos leistete Tassilo seinem Onkel einen Treueid, aber die genaue Natur dieses Eides läßt sich nicht mehr feststellen. Ein vasallitischer Lehnseid dürfte es meines Erachtens nicht gewesen sein, und zwar schon allein deshalb nicht, weil sich im 8. Jahrhundert das Lehnswesen gerade erst zu entwickeln begann. Tassilos Treueid gilt in der Literatur als das erste Beispiel für eine Verwendung der Lehnbindung eines Herzogs an den König; François-Louis Ganshof führt es in seinem Standardwerk an, und zwar gestützt auf den Bericht der fränkischen Reichsannalen. Wenn wir uns diesem Bericht quellenkritisch nähern und ihn nicht unbesehen akzeptieren, ergibt

sich aber ein anderes Bild. Man muß sich insbesondere vor einer Rückprojektion der Verhältnisse des hohen Mittelalters, wie sie etwa in der Heerschildordnung Friedrich Barbarossas niedergelegt sind, ins 8. Jahrhundert hüten.

Außerdem war das Lehenswesen selbst noch im Fluß, ohne daß dies den Zeitgenossen bewußt sein mußte, und begann sich gerade erst zu entwickeln. In der Zeit von 757 bis 788 können sich die Verhältnisse geändert haben, so daß 788 der Eid von 757 ohne böse Ansicht so interpretiert wurde, als wäre er 788 geschworen worden. Noch einmal: wir wissen, daß Tassilo einen Eid geschworen hat, aber den Inhalt des Eides kennen wir nicht und können ihn auch nicht erschließen.

Für die weitere Geschichte Tassilos sind nun zwei Fragen ausschlaggebend: sein Verhältnis zu Pippin und später Karl dem Großen und sein Verhältnis zur bayerischen Kirche.

Als Tassilo aus Compiègne nach Bayern zurückkehrte, fand in Aschheim (unmittelbar westlich neben dem heutigen München auf der anderen Isarseite) eine kirchliche Synode statt. Deren Schlußdokument richtet sich an den Herzog – *domino gloriosissimo duce nostro Tassiloni* – und stellt in der Einleitung unter anderem fest: "Darum bezeugen wir unablässig Gott unsere Dankbarkeit, der dich zu unseren Zeiten zum Fürsten eingesetzt hat, weil du zwar von zartem Alter, im Verständnis der Heiligen Schrift aber reifer als deine Vorgänger erscheinst. Deshalb fürchte Gott und wahre seine Wege; denn wer ihn nicht gnädig stimmt, wird niemals seinem Zorn entgehen." Es fällt auf, daß Tassilos Regierung direkt auf die göttliche Vorsehung, nicht aber auf das Eingreifen Pippins zurückgeführt wird.

Im ersten Paragraphen schreiben die Bischöfe vor, daß Priester und Mönche beim Gottesdienst *tam pro animam scellentiae vestrae quam pro vitam et regni inlesione et fidelium vestrorum die noctuque preces deo fundere debeant* (sowohl für die Seele eurer Erhabenheit als auch für das Leben und die Unversehrtheit des Reiches und eurer Getreuen Tag und Nacht Gott ihre Bitten ergießen sollen). Bei Zuwiderhandlung droht Amtsenthebung.

Einige Autoren kommentieren, hier zeige sich erneut die Abhängigkeit Tassilos von Pippin, denn es werde das Gebet nicht nur für den Herzog, sondern auch für den König vorgeschrieben. Ich kann eine solche Vorschrift in dem Wortlaut nicht erkennen. Unter *regnum* ist zweifellos Bayern zu verstehen, und nicht etwa das fränkische Gesamtreich, zumal anschließend wieder von den Getreuen des Herzogs die Rede ist. Man kann *regni* auch nicht mit "König" übersetzen. Das Latein ist zugegebenermaßen noch etwas rau, *pro* mit Akkusativ ist gewöhnungsbedürftig, und *scellentiae* würde man 50 Jahre später wieder *excellantiae* schreiben; aber *regni* statt *regis* ist selbst im wildesten Merowingerlatein nicht möglich. Sie sehen, es lohnt sich, die Quellen selbst anzuschauen.

Vielleicht war die Synode von Aschheim der Versuch der bayerischen Bischöfe, stärkeren Einfluß auf den Herzog zu gewinnen. Die Rolle der Bischöfe hatte sich nämlich nach 739 nicht so entwickelt, wie Bonifatius und seine Anhänger sich das vielleicht gedacht hatten. Großzügige Dotationen waren ausgeblieben; dagegen

hatte sich Herzog Odilo als Gründer von Klöstern, namentlich Niederalteich (741) und Mondsee (wohl 745), hervorgetan.

Wenn die Bischöfe 757 gehofft hatten, Tassilo – "im Verständnis der hl. Schrift reifer als sein Vorgänger" – würde von der Kirchenpolitik seines Vaters abweichen, sahen sie sich bald getäuscht. Tassilo setzt vielmehr die Klostergründungstradition seines Vaters mit Chiemsee, Gars, Au am Inn, Innichen, Mattsee, Wessobrunn und vor allem Kremsmünster und etlichen anderen fort; dabei tritt er teils selbst als Gründer auf, teils ist er es, der ein von anderen gegründetes Kloster so ausstattet, daß es lebensfähig wird.

Neben dem Herzog treten auch bayerische Adlige als Klostergründer auf. Der Familienclan der Huosi – wie Sie sich erinnern, eine der fünf *genealogiae* mit erhöhtem Wergeld – war offenbar besonders eifrig: Benediktbeuren, Kochel, Tegernsee, Staffelsee und möglicherweise St. Pölten; letzteres ist aber unsicher, weil es zu weit östlich liegt. Auch die Fagana sind als Gründer von Isen und Moosburg überliefert.

Ich habe, gestützt auf die Karte im Katalog der Bajuwaren-Ausstellung von 1988 und die Angaben bei Jahn, Hemmerle und im Handbuch der Historischen Stätten, versucht, das Ganze optisch zu verdeutlichen:



Sie sehen, wie sich die Aktivität Otilos (auf der Karte hellblau) mehr im Kernbereich hält, während sich Tassilo (dunkelblau) auch den grenznahen Gebieten zuwendet. Die Gründungen der Huosi finden sich vor allem im südwestlichen Gebiet nach Alemannien zu. In diesem Gebiet gab es auch nur ganz wenige herzoglich Pfalzen und sonstigen Herzogsbesitz. Es muß deshalb auffallen, daß Tassilo mit Schlehdorf und in Polling und Wessobrunn auch in dieser Gegend aktiv zu werden versucht; möglicherweise hat er sich dadurch Feinde geschaffen, die dann später Karl der Große gegen ihn ausspielen konnte. Ganz witzig ist, daß an einer Stelle, in Altomünster, König Pippin als Wohltäter auftritt, wobei Altomünster möglicherweise auch eine Huosi-nahe Gründung ist. Meine Karte mag einige Fehler enthalten, wie auch einige Klöster noch keine Farbe erhalten haben; in mehrwöchigem Studium der Sekundärliteratur ließe sich das sicher noch verbessern, und ich werde entsprechende Hinweise auch gern entgegennehmen.

Die wichtigste unter den Klostergründungen Tassilos III. war zweifellos Kremsmünster, auf das ich jetzt deshalb etwas näher eingehen möchte.



Es gibt für dieses Kloster eine Gründungslegende und eine Gründungsurkunde, letztere deshalb bemerkenswert, weil sie tatsächlich vom Gründer stammt und nicht, wie bei vielen anderen Klöstern, eine nachträgliche Fiktion eines Rechtsvorganges darstellt, der gemäß den Gebräuchen der Zeit nur als symbolische Handlung vollzogen wurde.

Die Gründungslegende, die erstmals im späten 13. Jahrhundert schriftlich fixiert wurde, rankt sich um einen sonst unbekanntem Sohn Tassilos namens Gunther; einige Forscher vermuten in ihm einen unehelichen Nachkommen des Herzogs, freilich stört der gar nicht zeitgemäße Name. Dieser Gunther war als junger Mann auf der Wildschweinjagd, ein vor der Erfindung des Schießpulvers und der Armbrust gefährliches, sich im unmittelbaren Nahkampf zwischen Jäger und Jagdwild abspielendes Unternehmen. Im Falle Gunthers bleibt der Keiler der Sieger, aber der getreue Jagdhund Gunthers läuft zu Tassilo und führt ihn zum Todesort seines Sohnes. Dort hat – aber dies ist nun wirklich legendarische Zutat, während die bisherige Geschichte sich durchaus ereignet haben kann – dort hat bereits ein Hirsch mit brennenden Kerzen auf dem Geweih die Wache übernommen. Der erschütterte Vater gelobt daraufhin den Bau eines Klosters, das nach dem in der Nähe fließenden Fluß den Namen Kremsmünster erhält; humanistische Gelehrsamkeit macht daraus mitunter *Cremifanum*; "fanum" ist der Tempel oder das Heiligtum, was sich außerhalb des Heiligtums abspielt, ist eben "profan".

Die Gründungsurkunde oder, wie man auch sagt, der "Stiftbrief" ist nicht mehr im Original, aber in drei Abschriften erhalten, und zwar

1. im berühmten Lonsdorfer Kodex, der großen Urkundensammlung des Passauer Bischofs Otto von Lonsdorf um 1260, der sich aus den Klöstern seiner Diözese die wichtigsten Urkunden einsenden ließ, um sie kopieren zu lassen,



2. im Kopialbuch des ebenso berühmten Abtes Hermann von Niederraltaich, dessen Chronik eine wichtige Quelle für die bayerische Geschichte darstellt; und

3. aus derselben Zeit, vielleicht etwas früher oder etwas später, im sog. *Codex Fridericianus*, aus Kremsmünster selbst, der 1302 unter Abt Friedrich von Aich angelegt wurde.

Außerdem gibt ein Original auf Pergament, das in den 1930er Jahren im Antiquitätenhandel auftauchte; es hat nur den kleinen Schönheitsfehler, daß es entweder um 1910 oder um 1930 entstanden ist.

Der Text beginnt nach einer Invocatio mit einer ausführlichen Arenga, an die sich dann erst die Intitulatio anschließt: "Unter der

ewigen Regierung unseres Herrn Jesus Christus, der von Palast des Himmelpols herabzusteigen geruhte in den Schoß der Jungfrau, und dann in die Krippe, von der Krippe zum Kreuz, vom Kreuz ins Grab, vom Grab in die Unterwelt, von der Unterwelt zum Himmel zurückkehrte, wobei zwei Männer in weißen Gewändern dabeistanden, um wiederzukehren zum jüngsten Gericht, in welchem Gericht jeder den Lohn für seine Taten erhalten wird und die Frevler zur Strafe, die Gerechten aber zum ewigen Leben gesandt werden, welcher Lohn kein Ende haben wird weder im Bösen noch im Guten.

Deshalb, um der ewigen Liebe und der entsetzlichen Furcht willen, damit ich es wert sei, der Wohnung des Teufels zu entgehen, und es verdiene, meine Wohnung mit Christus zu nehmen, habe ich, der erhabene Mann Tassilo, Herzog der Bayern, im 30. Jahr meines Herzogtums, in der 1. Indiktion zuerst darüber nachgedacht, von dem, was mir der Herr zu gewähren geruht hat, um meiner selbst willen einiges Gott zu übertragen."

Nach einem Hinweis darauf, daß seine Vorgänger ebenfalls eifrige Klostergründer gewesen seien, erfahren wir dann: "... habe ich ein Kloster erbaut an dem Gewässer namens Krems zu Ehren des heiligen Erlösers, ... wo ich einen Abt namens Fater eingesetzt habe nebst den ihm zugewiesenen Mönchen." Dann kommt die Liste der Güter, mit denen das Kloster ausgestattet worden ist; sie ist etwa drei bis vier Mal so lang, wie der Text, den ich bisher zitiert habe. Hören wir noch das Eschatokoll der Urkunde:

"Wenn aber irgendeine Person gegen diese Schenkungsurkunde vorgehen wollte, dann soll sie in den Zorn des allmächtigen Gottes hineinrennen und ihren Teil haben mit dem Verräter Judas und Streit mit dem heiligen Erlöser, und diese Urkunde soll nichtsdestoweniger ihre Kraft behalten.

Geschehen ist dies aber vor unzähligen Augen- und Ohrenzeugen, von denen wir folgende hier nennen wollen: Bischof Virgil, Bischof Sintpreht, Bischof Waltrich, Abt Oportunus, Abt Wolfpreht, Abt Atto, Abt Caozrih, Abt Hrodhart, Graf Vtih, Graf Megilo, Graf Saluhho, Reginolf, Adalger, Hartnid.

Geschrieben habe aber ich, Willaperht, ein unwürdiger Sünder, dennoch Diakon, diese Schenkungsurkunde auf Befehl des höchsten Fürsten Tassilo nach dem Diktat des Diakons Snelhart. Geschehen ist aber dies in besagtem Kloster unter der Regierung unseres Herrn Jesus Christus von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Es ist offenkundig, daß die Feierlichkeit der Formulierungen, die erlauchte Versammlung, die anwesend war, und der Umfang der übertragenen Güter diese Klostergründung weit über ähnliche Gelegenheiten hinaushob. Man hat von österreichischer Seite die Vermutung geäußert, hier habe ein "agilolfingisches Klosterneuburg" geschaffen werden sollen, also ein religiöses Zentrum des Herzogshauses. (Das spielt an auf die Pläne Kaiser Karls VI. im 18. Jahrhundert, der Klosterneuburg nördlich von Wien zu einem Baukomplex mit 4 Höfen und 9 Kuppeln ausgestalten wollte, wobei jede Kuppel durch die Darstellung einer Krone des Hauses Habsburg gekrönt sein sollte; ein Projekt, das den spanischen Escorial übertreffen sollte, aber wie alle Projekte Karls VI. nach 10% steckenblieb.) Jeden-

falls handelte es sich nicht um das Unternehmen eines vom fränkischen König eingesetzten Amtsherzogs.

Die besondere Nähe Tassilos zu seiner Gründung zeigt sich auch darin, daß dieses Kloster ein Kunstwerk erhielt, das einzigartig und mit ihm in besonderer Weise verbunden ist, den sog. Tassilo-Kelch:



Der Kelch fast 27 cm hoch und faßt ca. 1,7 Liter Flüssigkeit. Sie sehen oben 5 Medaillons, die Christus und die vier Evangelisten darstellen. Unten sehen Sie 4 Medaillons, darunter Maria und Johannes den Täufer; die beiden anderen Heiligen sind ungedeutet, es gibt die Vermutung, daß eine von ihnen die Königin Theudelinde sein könnte. Das spannendste ist aber die Inschrift ganz am Fuß; sie lautet:

TASSILO DVX FORTIS. LIVTPIRG VIRGA REGALIS

"Tassilo, der starke Herzog. Liutpirg, aus königlichem Geschlecht".

Die Herzogin Liutpirg war in der Tat eine Tochter des langobardischen Königs Desiderius, dessen andere Tochter Karl dem Großen zugebracht war. Wir wissen nicht genau, wann die Ehe geschlossen wurde; wir können nur spekulieren, daß es vor 772 gewesen sein muß, denn in diesem Jahr wurde Tassilos Sohn Theodo vom Papst getauft. Das heißt übrigens nicht, daß Klein-Theodo erst in diesem Jahr geboren wurde: man hat im Mittelalter die Taufe oft jahrelang aufgeschoben, wenn man einen besonders prominenten Taufspender gewinnen wollte, in diesem Fall also den Papst.

Natürlich war die Ehe zwischen Tassilo und Liutpirg keine Liebesheirat, sondern eine politische Aktion, nur geraten wir in einen *circulus vitiosus*, wenn wir die Ehe als Zeichen einer politischen Absicht interpretieren und zugleich die Situation suchen, in die diese Absicht am besten passen könnte. Den Tassilo-Kelch mit der Eheschließung in Verbindung zu bringen, ist reizvoll, aber keineswegs zwingend. Als Hochzeitskelch sollte man ihn nicht bezeichnen, da die Dekoration von vornherein auf eine liturgische Bestimmung deutet; wohl für die Austeilung des Weins an die Gläubigen, da im 8. Jahrhundert die Kommunion selbstverständlich noch *sub utraque specie*, also als Brot und Wein, ausgeteilt wurde.

Wann der Kelch nach Kremsmünster kam, wissen wir ebenfalls nicht. Ob er durch Stiftung ans Kloster dem Zugriff Karls des Großen entzogen wurde, ist ebenso eine reizvolle Idee, aber genauso unbeweisbar. Es gibt in Kremsmünster übrigens auch zwei sog. Tassiloleuchter, bei denen ebenfalls spekuliert wird, sie seien aus dem Szepter Tassilos umgearbeitet worden, damit es nicht Karl dem Großen in die Hände fiel; ich will darauf aber nicht näher eingehen. Das Andenken Tassilos ist in Kremsmünster bis heute lebendig; die Festschrift zum 1200jährigen Bestehen 1977 berichtet, der Kelch werde bei den Abtwahlen als Gefäß zum Einsammeln der Stimmzettel verwendet und er sei am Gedenktag des Stifters in liturgischem Gebrauch. Der Kelch wurde 2014 in Aachen auf einer Aus-

stellung über Karl den Großen gezeigt, was im Lichte dessen, was wir im nächsten Kapitel über das Verhältnis zwischen Karl und Tassilo hören werden, höchst merkwürdig ist. Als im Kremsmünsterer Konvent über die Ausleiherlaubnis abgestimmt wurde, sprachen sich 25 Brüder für, 15 gegen die Ausleihe aus: wie man sieht, ist auch heute noch die *pars maior* nicht unbedingt die *pars sanior*.

Über die Gründung von Klöstern hinaus suchte Tassilo den himmlischen Beistand für Bayern auch dadurch zu verstärken, daß er wirkmächtige Reliquien in sein Herzogtum holte. Er war es, der den hl. Valentin, der zunächst in Mais (heute Obermais bei Meran), dann in Trient begraben lag und verehrt wurde, 764 nach Passau überführen ließ; ebenso veranlaßte er 768 die Rücküberführung des hl. Corbinian ebenfalls aus Mais nach Freising. Schließlich brachte er 772, als er in Rom seinen Sohn vom Papst hatte taufen lassen, von dort den hl. Tertulian mit, den das Kloster Scharnitz bzw. Schlehdorf erhielt. 772 war für Tassilo ein besonders erfolgreiches Jahr, denn er konnte die bis dato noch heidnischen Karantanen besiegen, ihr Gebiet – also das nachmalige Kärnten – dem eigenen Herzogtum unterstellen und so der christlichen Mission öffnen.

6. KAPITEL: KAROLINGISCHER APPETIT – DAS ENDE TASSILOS III.

IM VORIGEN KAPITEL HABEN wir Tassilo III. als tatkräftigen Herrscher kennengelernt, der nach schwierigen Anfängen erfolgreich regierte, Klöster gründete und internationale Beziehungen aufbaute. Jetzt müssen wir auf das Verhältnis Tassilos zu den fränkischen Königen Pippin, Karlmann und Karl dem Großen zurückkommen. Daß Tassilo 757 in Compiègne Pippin einen Treueid geleistet hat, wir über die genaue Natur dieses Eides aber keine objektiven Quellen besitzen, habe ich bereits berichtet. Ob er diesen Eid auch Pippins Söhnen geleistet – ob er also auch seinem späteren Gegner Karl eidlich verpflichtet war – ist bereits unsicher, denn es würde ein zum damaligen Zeitpunkt völlig grundloses Mißtrauen in die ehrlichen Absichten des Herzogs voraussetzen. Trotzdem halte ich die Eidesleistung auch für die Söhne für wahrscheinlich, aber aus einem ganz anderen Grunde: sie diente der Legitimation von Pippins Königtum.

Ich will darauf ganz kurz eingehen, weil dies ein Argument ist, das ich in der bisherigen Literatur nirgends gefunden habe. Pippin hatte bekanntlich 751, nach eingeholtem päpstlichem Gutachten, den letzten Merowinger abgesetzt und sich selbst zum König erheben lassen. Dieser Schritt war aber keineswegs unumstritten: nicht nur merowingische Legitimisten sahen darin einen Staatsstreich, sondern auch die Anhänger von Pippins eigenem Bruder Karlmann. Dieser Karlmann war zwar 747 Mönch geworden, aber er meldete sich jetzt wieder zu Wort und konnte nur mit Mühe und erneuter päpstlicher Hilfe ausgeschaltet werden. Der weitere Bruder Grifo, der Tassilo Bayern streitig gemacht hatte, war 751 ebenfalls noch am Leben. Als Papst Stephan 753 ins Franken-

reich kam, um die Hilfe Pippins gegen die Langobarden zu erbitten, ließ sich Pippin von ihm erneut zum König salben; der Papst salbte auch Pippins Söhne und verbot darüber hinaus den Franken, jemals einen König zu erheben, der nicht aus der Nachkommenschaft Pippins stammte. In dieses Bemühen Pippins, das Königtum auf Dauer sich und den eigenen Nachkommen zu sichern, paßt gut eine Eidesleistung Tassilos nicht nur an Pippin selbst, sondern auch an seine Söhne.

Zu den Pflichten, die Tassilo übernommen hatte, gehörte auch, daß er auf Anforderung seinen Onkel militärisch unterstützte, was auch tatsächlich geschehen ist. Bei einer solchen Gelegenheit kam es 763 zu einem folgenschweren Zwischenfall. Die fränkischen Reichsannalen berichten zu diesem Jahr:

"König Pippin hielt seinen Reichstag in Nevers ab und machte den vierten Zug gegen Aquitanien. Da schob Herzog Tassilo von Bayern die Eide und Versprechungen, die er gemacht hatte, alle bei Seite und entfernte sich böswillig; alles, was sein Onkel Pippin ihm Gutes getan hatte, setzte er beiseite. Indem er sich arglistig entfernte, zog er nach Bayern und wollte nie mehr den genannten König von Angesicht sehen."

Über die Reaktion Pippins erfahren wir nichts, nur daß er sich im folgenden Jahr eingehend mit dem Fall beschäftigt habe (*causam pertractabat*). Da wir wiederum nur die fränkisch-karolingische Version kennen, wissen wir nicht, was wirklich geschehen ist. Herwig Wolfram spricht im Katalog der Bajuwaren-Ausstellung von einer "zweifellos vorbereiteten und kühn geplanten Aktion des jungen Herzogs" (S. 161); aber woher weiß er das eigentlich?

Der geplante und durch Tassilos Rückzug möglicherweise geplatzte Kriegszug Pippins richtete sich gegen Aquitanien, also das südwestfranzösische Gebiet mit dem Zentrum Bordeaux, das man später französisch Guyenne nannte und nennt und das im Hochmittelalter lange Zeit unter der Herrschaft des englischen Königs stand. Die Herzöge von Aquitanien hatten während der Endphase des Merowingerreiches eine relativ selbständige Stellung erreicht, die Pippin seit seiner Königserhebung zu beseitigen versuchte. Von daher liegt der Gedanke nahe, daß Tassilo seinem aquitanischen Kollegen zu Hilfe kommen wollte – und zwar, weil er befürchten mußte, daß nach erfolgreicher Unterwerfung Aquitaniens er selbst und Bayern das nächste Ziel des karolingischen Länderhungers sein würden. Aber beweisbar ist das nicht. Tatsache ist freilich, daß Pippin zunächst einmal drei Jahre lang gar keine Kriegszüge mehr unternahm und ihm die Unterwerfung Aquitaniens praktisch erst in seinem Todesjahr gelang.

Am 24.9.768 starb König Pippin; Nachfolger wurden seine beiden Söhne Karl und Karlmann, unter denen das Reich wieder einmal geteilt wurde. Spannungen zwischen den beiden Brüdern waren vorauszusehen, obwohl Pippins Witwe Bertrada nach Kräften zu vermitteln versuchte. Aber schon 771 starb Karlmann, und Karl brachte auch den Reichsteil des Verstorbenen in seine Gewalt. Wir wissen nichts über das Verhältnis zwischen Tassilo und

Karl zu dieser Zeit, könnten also wiederum nur spekulieren, ob bereits damals die Beseitigung des selbständigen Herzogtums nach aquitanischem Vorbild geplant war. Man darf auch nicht vergessen, daß Bayern erst im Laufe des folgenden Jahrzehnts gerade durch die Erfolge Tassilos in Karantanien und beim Ausbau des eigenen Landes zu einem immer begehrenswerteren Objekt wurde.

773/4 eroberte Karl das Langobardenreich in Italien; Tassilo wird in diesem Zusammenhang nicht erwähnt. Das kann drei Gründe haben:

- a) er stand in gutem Einvernehmen mit seinem Vetter Karl,
- b) er wagte es nicht, seinem Schwiegervater Desiderius zu Hilfe zu kommen,
- c) er war noch zu sehr mit den Karantanen beschäftigt, als daß er hätte eingreifen können.

Welche Rolle in diesem Zusammenhang die Herzogin Liutpirg gespielt hat, wissen wir nicht; wir wissen ja nicht einmal genau, wann und in welcher politischen Situation die Ehe geschlossen wurde.

Wie dem auch sei, Tassilo hatte seit 763 bald ein Vierteljahrhundert Zeit, in dem er weitgehend selbständig agieren konnte. Daß Karl der Große gar keine Zeit hatte, sich intensiver mit Bayern zu beschäftigen, sehen Sie ohne weiteres, wenn Sie seine Agenda seit Beginn der alleinigen Regierung anschauen:

| | |
|------------|-----------------------------------|
| 772 | Sachsen |
| 773 | Langobarden |
| 774 | Langobarden |
| 775 | Sachsen und Langobarden |
| 776 | Langobarden |
| 777 | Sachsen |
| 778 | Spanien |
| 779 | Sachsen |
| 780 | Sachsen |
| 781 | Rom |
| 782 | Sachsen |
| 783 | Sachsen |
| 784 | Sachsen |
| 785 | Sachsen |
| 786 | Thüringen und die Bretagne |
| 787 | Rom und Benevent |

772 Sachsen, 773 und 774 der Zug gegen die Langobarden, 775 Sachsen, 775 und 776 letzte Reste des langobardischen Widerstandes, 777 Sachsen, 778 der verunglückte Zug nach Spanien, über den das Rolandslied handelt (übrigens mit bayerischer Beteiligung), 779 und 780 Sachsen, 781 Rom, 782, 783, 784, 785 Sachsen, 786 Thüringen und die Bretagne, 787 Rom und Benevent; all das nach Ausweis der fränkischen Reichsannalen. 781 kam es aus ungeklärten Gründen zu einer Krise: Tassilo mußte in Worms den in Compiègne geleisteten Eid wiederholen.

Warum es dann ausgerechnet von 787 an zum Showdown zwischen Karl und Tassilo kam, ist nicht so recht klar. 785 hatte mit der Taufe Widukind die Unterwerfung der Sachsen einen zumindest vorläufigen Abschluß gefunden; von 790 an beginnen Karls Züge gegen die Awaren, die östlichen Nachbarn Bayerns. Möglicherweise wollte Karl ganz einfach das Aufmarschgebiet für die geplante Expansion nach Südosten in die eigene Hand bekommen.

Nun war es aber nicht dasselbe, die heidnischen Sachsen mit dem Eintritt in das christliche Reich Karls zu beglücken oder einen seit 30 Jahren rechtmäßig regierenden erblichen Herzog abzusetzen. Deshalb wurde etwas inszeniert, was in der Sekundärliteratur zu Recht als "Schauprozeß" bezeichnet wird. Zunächst wurde Tassilo an den Königshof vorgeladen, und als er wohlweislich nicht erschien, wurde eine Invasion Bayerns inszeniert, wobei drei Heere aus drei Himmelsrichtungen gleichzeitig einmarschierten; die Verehrer Karls des Großen sprechen von der bestkoordinierten militärischen Aktion in der Zeit vor Napoleon Bonaparte. Über die Wirkung berichten die fränkischen Reichsannalen zum Jahr 787:

"Wie nun Tassilo erkannte, daß er von allen Seiten umschlossen war und mit ansah, wie die Bayern alle dem Könige Karl mehr treu waren als ihm ..., da kam er, von allen Seiten gezwungen, persönlich und gab sich dem König Karl als Vasall in die Hände und gab das ihm von König Pippin übertragene Herzogtum heraus und gestand, in allem gefehlt und übel getan zu haben."

Eine alemannische Quelle berichtet noch, die Rückgabe des Herzogtums sei symbolisch durch die Überreichung eines Szepters mit einer menschlichen Figur an der Spitze geschehen; einige Forscher sehen in dieser Figur den Stammvater der Agilolfinger, so daß Tassilo für sein ganzes Geschlecht auf die Herzogswürde verzichtet habe, aber diese Interpretation scheint mir zu gesucht.

Der zweite Akt, der eigentliche Prozeß, folgte im nächsten Jahr, also 788, in Ingelheim. Die Reichsannalen schildern einen typischen frühmittelalterlichen Prozeß, bei dem der Richter, also der König, nur der Verhandlungsleiter ist, während der "Umstand", hier also die Teilnehmer des Reichstages, das Urteil zu fällen haben. Die Prozeßregie mußte also dafür sorgen, daß das von Karl offenkundig gewünschte Todesurteil erfolgte, das allein die endgültige Vernichtung des Herzogs garantierte. Als Ankläger traten wiederum die *fideles Baioarii*, die treuen (d.h. "königstreuen") Bayern, auf; wir haben, als wir über die Klostergründungen sprechen, darüber nachgedacht, ob sich Tassilo Teile des bayerischen Adels zu Feinden gemacht hatte.

Der Vorwurf lautete dahingehend, er wolle den im Jahr zuvor geleisteten Eid nicht einhalten und er habe mit den Awaren als seinen östlichen Nachbarn diplomatische Beziehungen unterhalten. An dieser Stelle muß Karl einen peinlichen Augenblick durchlebt haben, denn die Versammlung sah das offenbar nicht als todeswürdiges Verbrechen an. Deshalb griff man auf den ein Vierteljahrhundert zurückliegenden Vorgang von 763 zurück:

"Man erinnerte sich an seine früheren Übeltaten und wie er bei einem Heereszug den Herrn König Pippin verlassen hatte, was man in deutscher Sprache *harisliz* nennt, (und nun) schien es ihnen angemessen, besagten Tassilo zum Tode zu verurteilen. Während aber alle einstimmig ihm zuriefen, er solle den todbringenden Richterspruch fällen, erreichte der genannte allerfrömmste König Karl voll Erbarmen aus Liebe zu Gott und weil er sein Blutsverwandter war, bei diesen Gott und ihm getreuen Männern, daß er nicht sterben müßte. Und auf die Frage des genannten allermildesten Herrn Königs, was sein Begehren sei, bat Tassilo darum, sich scheren zu lassen, in ein Kloster einzutreten und seine vielen Sünden bereuen zu dürfen, um seine Seele zu retten."

Karl kann sich also als gnädig erweisen und das von ihm selbst gewünschte Todesurteil in lebenslängliche Klosterhaft umwandeln. In derselben Weise wurden auch die Herzogin und die Kinder Tassilos in verschiedene Klöster relegiert. Interessanterweise scheint Karls Verfahren aber nicht nur bei heutigen Historikern, sondern schon bei den Zeitgenossen auf rechtliche Bedenken und Kritik gestoßen zu sein. Sechs Jahre später ließ er nämlich auf einer Synode in Frankfurt/Main 794 Tassilo erneut auftreten und noch einmal feierlich auf seine Herzogswürde verzichten.

In Einhards Lebensbeschreibung Karls des Großen ist es übrigens eindeutig Liutpirg, die den Konflikt vom Zaune bricht; insgesamt ist die Darstellung aber merkwürdig unbestimmt, und es gelingt dem Autor, den Prozeß gegen Tassilo vollkommen zu verschweigen:

"Nun brach plötzlich der bayrische Krieg aus, der jedoch schnell zum Abschluß kam. Veranlaßt wurde er durch den Übermut und die Torheit des Herzogs Tassilo. Seine Gemahlin, eine Tochter des [langobardischen] Königs Desiderius, wollte mit Hilfe ihres Gatten die Verbannung ihres Vaters rächen. Daher stachelte sie Tassilo auf, mit den Hunnen, den östlichen Nachbarn der Bayern, ein Bündnis zu schließen, die Befehle des Königs nicht zu befolgen und ihm den Krieg anzusagen. Die Geduld des Königs konnte nun Tassilos übergroße Anmaßung nicht ertragen. Daher rief er sofort seine Truppen von allen Seiten zu einem Feldzug gegen die Bayern auf und erschien selbst mit einer großen Armee am Flusse Lech, der die Grenze zwischen den Bayern und Alemannen bildet. Nachdem er sein Lager am Ufer aufgeschlagen hatte, wollte er die Gesinnung des Herzogs noch einmal durch Gesandte erproben lassen, bevor er in das Land einmarschierte. Tassilo hielt es nun im eigenen wie im Interesse seines Volkes für unklug, dem König weiterhin zu trotzen. Er ergab sich demütig, stellte die geforderten Geiseln, unter denen sich auch sein eigener Sohn Theodo befand, und schwor überdies einen Eid, daß er sich durch niemanden mehr von seinem Bündnis mit dem König abbringen lassen würde. So wurde dem Krieg, der anfänglich sehr gefährlich zu werden schien, äußerst schnell ein Ende gemacht. Tassilo wurde trotzdem später zu dem König gerufen und durfte nicht mehr heimkehren: die Regierung der Provinz, die er innegehabt hatte, wurde nicht wieder einem Herzog, sondern mehreren Grafen anvertraut."

Einhard ist ja überhaupt ein Meister im Verschweigen; er sagt zwar nichts Unwahres, aber vieles Wahre sagt er nicht.

Damit enden die Quellen über Herzog Tassilo III. Die Legende will wissen, man habe ihn gezwungen, solange in ein Feuer zu blicken, bis er erblindet sei. Vielleicht lehnt sich diese Legende an das Schicksal des Königs Bernhard an, eines Neffen Kaiser Ludwigs des Frommen, den dieser wegen Hochverrates zum Tode verurteilte, dann aber zur Blendung begnadigte. Wann Tassilo starb, ist unbekannt; ebenso, wo er begraben wurde. Unter mehreren Überlieferungen führt eine auch in das Passauer Kloster Niedernburg. In Mattsee gibt es einen Grab- oder besser Gedenkstein aus spätgotischer Zeit für ihn mit folgendem Text (in leoninischen Hexametern, also mit Binnenreim):



| |
|---|
| <p><i>Anno domini dcc lxxvij. Tássilo dúx primúm, post réx, monachús sed ad ýmum. Idibus ín ternís discésserat íste decémbri Mátsee fúndavit plurá templáque dotávit.</i></p> |
|---|

"Im Jahre des Herrn 777. Tassilo, zuerst Herzog, dann König, zuletzt aber Mönch. Er starb an dem 3. Iden des Dezember. Mattsee hat er gegründet und viele andere Kirchen ausgestattet."

Natürlich war Tassilo nie König, aber kaum eine Arbeit der Sekundärliteratur unterläßt es, zu betonen, daß er in Bayern eine königsgleiche Stellung innegehabt habe. Auch das Jahr ist natürlich falsch. (Der Gedenkstein ist abgebildet im Bajuwaren-katalog S. 165, allerdings mit fehlerhafter Transkription und Übersetzung.)

Lassen Sie mich dieses Kapitel mit einer Kuriosität beenden. Tassilo III. gehört zu den Personen, deren Behandlung im bayerischen Lehrplan vorgesehen ist. Das führt mitunter zu seltsamen Blüten. 1986 publizierte der Autor Werner Schlierf ein Schauspiel in 14 Bildern "Herzog Tassilo III." Die Verlagsreklame auf der Rückseite des Buches zitiert einen Prof. Anton Locher mit den Worten: "Herzog Tassilo III. ist ein Stück, das als Lesestück zum Geschichtsunterricht an den Gymnasien herangezogen werden sollte." Sie werden gleich selbst herausfinden können, ob Sie dieser Empfehlung folgen wollen. Wer dieser Prof. Locher ist, konnte ich nicht ermitteln; er taucht weder im Vademecum der Geschichtswissenschaften auf noch im Kürschner, und er hat auch keine Arbeit verfaßt, die aus bayerischen Bibliotheken zu entleihen wäre. Der Verlag erklärte auf Anfrage, das Buch gehöre nicht mehr zum Verlagsprogramm.

Der Autor selbst hat ein Exemplar seines Werkes dem damals noch taufischen, inzwischen abgedankten Minister Zehetmair geschenkt, mit der handschriftlichen Widmung: "Meine Gratulation zum Minister, lieber Herr Hans Zehetmair, ich hab (!) mich riesig gefreut!" Der Minister hat das Widmungsexemplar an die

Universitätsbibliothek München weitergegeben, und von dort erhielt ich es per Fernleihe.

Zum Inhalt: die Personen sind

- Herzog Tassilo III.
- Luitpirg, seine Gemahlin
- Bruder Bertram, ein Mönch
- König Karl
- Abt Friedhelm
- Bischof Virgil von Salzburg
- Bischof Sintpert von Regensburg
- Hofkaplan Fater
- Ergila, eine germanische Heidin
- Soldaten und Bedienstete

Ort: Eine Klosterzelle bei Laurisheim

Zeit: Eine Nacht im Jahr 794

Die Personen sprechen alle schriftdeutsch, nur der Abt bedient sich eines Idioms, das man als ausgebleichtes Kommödiensudel-Bairisch bezeichnen könnte. Die Bühne ist zweigeteilt: links die düstere nächtliche Klosterzelle, in der Tassilo mit dem Bruder Bertram tief sinnige Gespräche führt. Rechts werden in hellem Licht seine Erinnerungen dargestellt, wobei Herzog, Herzogin, die beiden Bischöfe und der Abt eigentlich ständig am Saufen sind. Neben dem dialekt sprechenden Abt sitzt die germanische Heidin, die ihm – sagen wir: außerkanonische – Freuden gewährt. Der Schauspieler Tassilos wechselt zwischen den Bühnenhälften hin und her, wobei er dann sein Gewand wechselt und einmal direkt erklärt, er gehe jetzt in die andere Szene.

Die Handlung ist kurz gesagt folgende: Tassilo wartet im Kloster darauf, daß er wieder einmal vor einem Reichstag auftreten und auf sein Herzogtum verzichten muß. Karl bringt die Bischöfe zu dem unwahren Geständnis, Tassilo habe ein verräterisches Bündnis mit heidnischen Sachsen geschlossen. Daraufhin läßt ihm Karl die Augen ausstechen; in diesem Zustand erscheint er in der letzten Klosterszene und stirbt, wobei ihm der Hofkaplan aber gerade noch mitteilen kann, daß er Tassilos Hochzeitskelch und sein Szepter vor Karl in Sicherheit gebracht habe.

Ich gebe Ihnen auch ein paar Stilproben. 3. Bild, also noch ziemlich am Anfang des Stückes:

Bruder *Bertram*: Ich glaube, Tassilo, in deiner letzten Nacht komme ich deinem Wesen ganz nahe. Ich erkenne dich zum ersten Mal richtig und weiß zugleich, daß es zu spät ist für mich, um mich mit deinem Geist auseinandersetzen zu können.

Tassilo: Du mußt die Welt als Kugel betrachten und die Zeitabläufe auf ihr nicht linienförmig. Alles divergiert und verliert sich im Unendlichen. Nur wir Menschen sind vorübergehend von fester Substanz und räumlich greifbar. Ziehen wir also die Konsequenz daraus und kämpfen wir für unsere Wahlheimat Erde.

Bertram: Du zweifelst daran, daß die Erde der Mittelpunkt des Universums ist?

Tassilo: Ich zweifle nicht daran. Ich weiß, daß sie es nicht sein kann.

5. Bild:

Tassilo: Die Welt lebt von Reformen.

Bertram: Warum haßt du dann deinen Vetter Karl?

Tassilo: Ich hasse ihn nicht.

Bertram: Aber du bist gegen ihn, obgleich er im Begriff ist, ein großdeutsches Reich zu errichten. Ist dies nicht auch eine gewisse Art von Reform?

Tassilo: Dafür opfert er Bayern und das geeinte Ostreich.

Etwas später in derselben Szene:

Tassilo: Es werden noch Zeiten kommen, frommer Mann, da man seine Herkunft und sein Geschlecht verleugnen wird, um nicht getötet zu werden. Das Geschick der Menschheit wird abwechselnd von politischen Narren und von der Kirche bestimmt. Ich werde verlöschen ... und nur die Geschichte wird meinen Namen vielleicht ein paar Jahrhunderte noch erwähnen. Doch auch die Geschichte wird dereinst null und nichtig werden, wenn dieses Sonnensystem in das Loch der Ewigkeiten eingehen wird. ... Hast du begriffen, was ich soeben sagte?

Bertram: Hast du Fieber, Tassilo?

Vorletztes Bild; die Geistlichen bereuen, daß sie Tassilo im Stich gelassen haben:

Abt Friedhelm (stark angetrunken): Die Agilolfinger haben sich überlebt, so wie sich alle Geschlechter irgendwann einmal überleben werden. Und damit basta.

Virgil von Salzburg (ebenfalls besoffen): Ich bin auch dafür, daß wir damit aufhören. Wenn du schon unbedingt meinst, Tassilo helfen zu wollen, dann sammle halt in Gottesnamen alle alten Anhänger von Tassilo und laßt euch dann von Karl zusammendreschen. Wer nicht hören will, muß fühlen. Ich persönlich will noch lange in Salzburg bleiben und mich meines Lebens erfreuen. ...

Sintpert von Regensburg: Ihr seid Verräter an eurer bayerischen Heimat.

Virgil von Salzburg: Und du bist ein Arschloch, Sintpert. Verzeih mir, daß ich dir das so deutlich sagen muß.

Wie gesagt: Sie müssen selbst entscheiden, ob das Stück für den Geschichtsunterricht geeignet ist.

7. KAPITEL:

DIE (1.) EINGLIEDERUNG BAYERNS INS DEUTSCHE REICH

DER SIEGREICHE KARL der Große begann in Bayern sofort mit einer *damnatio memoriae* seines Gegners Tassilo, also mit der Auslöschung der Erinnerung an ihn. Den von diesem begünstigten Klöstern stellte er auf Ansuchen neue Schenkungsprivilegien aus, so als ob Tassilos Urkunden keine ausreichende Rechtssicherheit böten.

So heißt es etwa in dem Privileg, das Kremsmünster erhielt:

"Aber weil (die Schenkung) durch die Übereignung seitens des besagten Tassilo keineswegs sicher und zuverlässig Bestand haben konnte, hat er (der Abt Fater) deswegen unsere Erhabenheit gebeten, wir möchten diese Güter aus unserer Freigebigkeit durch unsere Autorität dem besagten heiligen Ort noch einmal übertragen und bestätigen, wie wir es auch getan haben."

Ebenso erfahren wir in einer Schenkung eines bayerischen Klosters (Chiemsee) an den Bischof von Metz noch einmal Karls Geschichtsversion bezüglich der Absetzung Tassilos:

"... das zu unserem fränkischen Reich gehörige Herzogtum Bayern war einige Zeit durch die böartigen Menschen Odilo und Tassilo, unsere Verwandten, uns entzogen und entfremdet, welches wir nun mit Hilfe des Hortes der Gerechtigkeit, unseres Gottes, wiederum der eigenen Herrschaft unterworfen haben ..."

Abgesehen davon änderte sich in Bayern gar nicht so viel, und es ist erstaunlich, wie schnell sich das Land schon zwei Generationen später zu einem Kerngebiet karolingischer Herrschaft entwickelte.

Zunächst müssen wir aber rückblickend einen Blick auf die Verhältnisse an der bayerischen Ost- bzw. Südostgrenze werfen. Als 568 die Langobarden nach Italien einmarschierten, rückte in die freiwerdenden Gebiete teils slawische Bevölkerung ein, teils breiteten sich die östlichen Nachbarn der Langobarden, die Awaren, weiter nach Westen aus. Die agilolfingischen Herzöge der Bayern unternahmen mehrere Kriegszüge gegen die Slawen, wobei daran erinnert werden muß, daß das bayerische Siedlungsgebiet damals allenfalls bis zur Enns reichte. Paulus Diaconus, der schon mehrfach zitierte Autor der Langobardengeschichte, der sich aber auch für die Nachbarvölker interessierte, berichtet für 592 einen bayerischen Vorstoß in die *Sclaborum provincia*, der erfolgreich verlief, und für 595 einen weiteren, der mit einer katastrophalen Niederlage endete. Ebenso unterlagen die Bayern 610/1 bei Aguntum, dem heutigen Lienz in Österreich. Damit sind die bayerischen Expansionspläne erst einmal für ein Jahrhundert gestoppt, und es etabliert sich ein slawisches Fürstentum.

663 erfahren wir auch seinen Namen: der langobardische Herzogssohn Arnefrit flieht *ad Sclavorum gentem in Carnuntum, quod corrupte vocitant Carantanum* – "zum Volk der Slawen in Carnuntum, welches sie verballhornt Carantanum nennen". Aus *Carantanum* wird natürlich später Kärnten. (Dieses Carnuntum hat nichts zu tun mit dem Carnuntum an der Donau östlich von Wien; und es ist wohl eher so, daß der Autor den Namen verhunzt hat, und nicht die einheimische Bevölkerung.)



Zu Anfang des 8. Jahrhunderts beginnt von Salzburg aus die christliche Mission, der als Basislager das Kloster Maximilianszelle, heute Bischofshofen, dient. Die Mission stößt aber keineswegs auf ungeteilte freudige Aufnahme. Erst als 741/3 die Karantanen von den Awaren bedroht werden, wenden sie sich um Hilfe an den

bayerischen Herzog. Gemeinsam werden die Awaren besiegt, aber der karantanische Fürst *Boruth* (d.h. der Kämpfer) muß sich in politische Abhängigkeit von Bayern begeben und seinen Sohn und Nachfolger *Cacatius* (d.h. der Besonnene) und seinen Neffen und zweiten Nachfolger *Cheitmar* (d.h. der Friedfertige) zur christlichen Erziehung nach Salzburg schicken.

Von Salzburg aus wird jetzt auch die Mission organisiert, die unter einem eigens dafür bestimmten Weihbischof *Modestus* gute Erfolge erzielt. Trotzdem kommt es nach Cheitmars Tod zu einer heidnischen Reaktion – ein Phänomen, das später in Böhmen und Ungarn genauso zu beobachten ist –, so daß Tassilo III. schließlich 772 den Aufstand militärisch niederschlagen muß. Dieser Sieg muß die Zeitgenossen beeindruckt haben; ein Chronist feiert Tassilo geradezu als "neuen Konstantin". Der Sturz Tassilos im Jahre 788 hat keine unmittelbaren Folgen; es gibt noch fünf slawische Fürsten namens *Waltunc*, *Priwizlauga*, *Cemicas*, *Ztoimar* und *Etgar*, letzterer ist auch inschriftlich belegt.

798 macht Erzbischof Arn von Salzburg eine Inspektionsreise durch Karantanien, wo er wiederum einen Weihbischof Theoderich zum Missionsmanagement zurückläßt. Im Laufe des 9. Jahrhundert wird Karantanien, oder wie wir allmählich sagen dürfen: Kärnten, immer mehr ins bayerische Herzogtum einbezogen und nicht mehr durch einheimische Fürsten, sondern durch bayerische Grafen verwaltet. Einer dieser Verwalter ist der uneheliche Urenkel Karls des Großen, der als Arnulf von Kärnten von dieser Basis aus den Aufstieg bis zur Kaiserwürde schafft. Trotzdem bleibt die Eigenart des Landes erhalten; dem trägt Otto II. 976 Rechnung, indem er Kärnten zu einem eigenen, von Bayern getrennten Herzogtum unter Liutpold von Babenberg erhebt.

Der slawische Ursprung des Herzogtums zeigt sich noch im Spätmittelalter in der eigenartigen Zeremonie, mit der der neue Herzog in sein Amt eingeführt wird. Allerdings ist es nicht möglich, von dieser für 1286 erstmals geschilderten Zeremonie eine Kontinuitätslinie ins 8. Jahrhundert zu ziehen. Die Zeremonie besteht in drei Stationen: zuerst wird der neue Herzog zum Fürstenstein geführt; das ist ein umgedrehter Säulenschaft aus Virunum, der auf einem Feldweg ca. 100 m nordwestlich der Pfarrkirche von Karnburg steht, innerhalb einer ehemaligen Burganlage. Dort erwartet ihn, auf dem Stein sitzend, ein Bauer, der ein förmliches Skrutinium, eine Eignungsprüfung, mit ihm vornimmt, und zwar in slawischer Sprache. Die zweite Station ist eine kirchliche Zeremonie in Maria Saal, und die dritte die Inthronisation auf dem Herzogsstuhl auf dem Zollfeld, wo der neue Herzog dann die Treueide seiner Untertanen entgegennimmt. Hier eine Abbildung des Herzogsstuhls:



Hier noch eine zeitgenössische Darstellung des Vorgangs:



Der slawische Ursprung des Herzogtums Kärnten hat Auswirkungen bis in die Gegenwart, denn dort lebt bis heute eine slawischsprachige Minderheit. Dies gab nach dem 1. Weltkrieg Anlaß für den Wunsch des neugebildeten Staates Jugoslawien, einen Teil Kärntens dem eigenen Staatsgebiet anzugliedern, wobei versucht wurde, noch vor dem Abschluß eines Friedensvertrages auf militärischem Wege vollendete Tatsachen zu schaffen. Der Vertrag von Saint-Germain sah dann eine Volksabstimmung vor, die eine 59%ige Mehrheit für den Verbleib bei Österreich erbrachte.

Der Vorgang hat aber ein politisches Trauma hinterlassen, das vom früheren Kärntner Landeshauptmann für den sog. Ortstafelstreit instrumentalisiert wird – also für die Frage, ob auf den Ortschaften von Gemeinden, in denen ein bestimmter Anteil slawisch-sprechender Bevölkerung wohnt, der Ortsname zweisprachig angegeben werden muß. Es gab 2002 sogar eine eigene Internetseite (www.ortstafel.at), auf der Jörg Haider aber nur seine politischen Gegner verunglimpfte; der historische Hintergrund wurde ganz ausgeblendet. Es gibt ferner eine Internetseite des Bundeslandes Kärnten (www.kaernten.at), deren Inhalte sicher auch nicht gegen den Willen der Kärntner Landesregierung präsentiert werden dürfen. Dort fand man ebenfalls 2002 unter der Kategorie "Kultur und Lifestyle" eine Unterkategorie "Geschichte", in der man Folgendes lesen konnte:

"um 600: Hunnen und Slawen dringen ein; die letzten Reste der römischen Kultur werden vernichtet; von den Awaren hart bedrängt, ruft der Slowenenherzog Boruth die Bayern zu Hilfe;

um 750: Herzog Tassilo III. von Bayern befreit die Slowenen und sichert die Herrschaft über das Land."

Es dürfte wohl kein Zufall sein, daß die Karantanen mit dem modernen Ausdruck "Slowenen" bezeichnet wurden. Mittlerweile [= 2014] ist die Seite geändert worden, und wir lesen jetzt unter der Rubrik "Kärntens Geschichte", die man über die Seite "Kultur/Brauchtum" bzw. "Kulturthemen/Geschichte" (<http://www.kaernten.at/kultur/de/articles/thema/geschichte>) aufrufen muß, folgendes:

"Awaren und Slawen übernahmen gegen 600 die Macht im Ostalpenraum. Mit der Loslösung der Slawen aus der awarischen Oberhoheit entstand im Laufe des 7. Jahrhunderts ein neuer Staat unter slawischer Führung, Karantaniens. Der Politik der europäischen Großmächte dieser Zeit (Awaren, Franken, Byzantiner) führte hundert Jahre später zur Angliederung Karantaniens zunächst an Baiern und in weiterer Folge im Jahre 828 ins Karolingerreich."

Der Name Tassilo kommt jetzt nicht mehr vor; die von Karl dem Großen initiierte Löschung seines Andenkens hat also auch Klagenfurt erreicht. Übrigens ist auch in dieser Fassung penetrant von "Slowenen" die Rede.

Der andere bayerische Nachbar, mit dem wir uns in diesem Kapitel befassen wollen, sind die Awaren. Sie bewegten sich – wie die Hunnen vor und die Ungarn und Mongolen nach ihnen – in einem

langfristigen Prozeß nach Westen. Es handelte sich um ein nomadisches Volk (oder Völkerkonglomerat) von Reiterkriegern; Näheres über ihre Abstammung oder ihre Sprache ist zuverlässig nicht zu ermitteln, aber das ist für unsere Zwecke auch unwichtig. Sie waren, wie gesagt, gute Reiter – so gute Reiter, daß manche Quellen behaupteten, sie könnten gar nicht zu Fuß gehen –; dies verdankten sie der Verwendung des Steigbügels, der in Europa damals noch nicht in allgemeinem Gebrauch war. Der Steigbügel ermöglichte es ihnen, im Reiten und sogar nach rückwärts gewandt zu schießen. Letzteres taten sie mit dem sog. Kompositbogen, der aus mehreren Schichten zusammengeleimt war; dadurch war er zugleich kleiner (und damit leichter) und leistungsfähiger, aber auch empfindlicher als Bögen, die aus einem Stück gefertigt sind. Die Pfeile besaßen eine dreiflügelige Eisenspitze und sollen bis zu 500 m weit geflogen sein; entsprechend hatten sie auf kürzere Distanz eine enorme Durchschlagkraft. Die awarische Kriegstechnik war den schwerfälligen Infanterieheeren Europas überlegen; sie versagte aber dort, wo sie sich nicht beweglich in der Fläche entfalten konnte, d.h. in engem, waldreichem Gelände und bei der Belagerung von Burgen und Städten.

567 vernichteten die Awaren gemeinsam mit den Langobarden das Reich der Gepiden und rückten, da die Langobarden nach Italien abmarschierten, in deren Gebiete östlich der Bayern ein, deren unmittelbare Nachbarn sie dadurch wurden. Damit wurde für gut 200 Jahre die Enns die Grenze zwischen Bayern und Awaren; eine stabile Grenze (die Quellen sprechen von einem *limes certus*), die von beiden Seiten zuverlässig beachtet wurde. Das wirkliche Interesse der Awaren lag nämlich anderswo: in Byzanz. Das oströmische Kaiserreich hatte etwas zu bieten, was das arme und unterentwickelte Bayern nicht aufwies: Gold. Von Byzanz ließen sich, mit einer Mischung aus Bündnisangeboten und Erpressungen, Geldzahlungen herausholen, die von anfänglich 80000 bis auf 200000 Goldsolidi jährlich stiegen. (200000 Goldsolidi sollen ca. 900 kg entsprechen.) Auf diese Weise konnten die Awaren einen enormen Goldschatz ansammeln, der später Karl dem Großen in die Hände fiel.

Im Laufe der Zeit änderte sich allerdings der Charakter der awarischen Gesellschaft, und die Reiternomaden begannen sesshaft zu werden. Besonders seit 626 ein großangelegter Versuch, Konstantinopel zu erobern, gescheitert war, war die awarische Expansionskraft gebrochen: regionale slawische Herrschaftsgebiete lösten sich aus ihrer Abhängigkeit; ein Beispiel dafür haben wir mit den Karantanen schon kennengelernt.

Daß die aggressive Politik Karls des Großen dieses relativ friedliche Gleichgewicht der Kräfte nicht weiterführen würde, dürfte auch am Hof des Awarenherrschers, des *Khagans*, nicht verborgen geblieben sein. Tatsächlich unternahmen sie 782 – also in dem Jahr, nachdem Tassilo III. den Treueid gegenüber Karl hatte erneuern müssen – eine diplomatische Intervention, und auch 788 zeigten sie an der Enns militärische Präsenz, ohne aber in den Konflikt einzugreifen, was vielleicht ihr entscheidender Fehler war. 790 gab es

neue Verhandlungen über den *limes certus*, die aber ergebnislos blieben, denn Karl wollte die militärische Unterwerfung.

Dazu unternahm er 791 einen großangelegten Feldzug, sowohl die Donau entlang als auch von Italien aus. Das nördliche Heer zog in zwei Abteilungen parallel nördlich und südlich der Donau, wobei auf dem Fluß selbst Schiffe fuhren und die Kommunikation der beiden Abteilungen sicherstellten – oder besser gesagt: sicherstellen sollten, denn es gab offenbar ziemliche Probleme. Die eigentliche Kriegsmaschinerie kam aber gar nicht richtig zum Einsatz, denn die Awaren ließen den Feldzug ins Leere laufen, indem sie ihre Positionen freiwillig räumten. So erreichte die fränkische *grande armée* im Oktober 791 ohne nennenswerten Widerstand die Raab (ungarisch: Győr ["djör"]); dort, bereits etwa 100 km östlich von Wien, mußte man umkehren, weil durch eine Seuche die Pferde starben.



Der ganze Feldzug war also nicht mehr als ein gewaltiges Säbelraseln, aber die Tatsache, daß sich ein feindliches Heer 52 Tage lang unbehelligt in awarischem Gebiet halten konnte, führte zu innenpolitischen Rückwirkungen: die Autorität des Khagan war ruiniert, es kam zum innerawarischen Bürgerkrieg, der Karl begünstigte.

Dennoch nahm die Vorbereitung des nächsten Zuges 4 Jahre in Anspruch, und zwar auch deshalb, weil die Sachsen doch noch nicht so endgültig christianisiert waren, wie es nach der Taufe Widukinds zunächst scheinen mochte. Zu den Vorbereitungen des neuen Awaren-Feldzugs gehörte auch der Bau eines Kanals zwischen Altmühl und Rednitz, der sog. *fossa Karolina*, um eine Verbindung zwischen Rhein, Main und Donau zu schaffen. Allerdings scheiterte das Projekt, weil von den umgebenden Bergen immer wieder Erdmassen in den frisch ausgehobenen Kanal rutschten – ein Problem, das übrigens noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts die größte Schwierigkeit beim Bau des Panamakanals bildete.

Kurioserweise fand das großangelegte Unternehmen dann überhaupt nicht statt. Als Folge des awarischen Bürgerkriegs zerfiel das Khaganat praktisch in mehrere Einzelstaaten, und einer der Teilherrscher unterwarf sich 795 Karl dem Großen und bat um die Taufe und christliche Mission. Im selben Jahr erfolgte ein überraschender Vorstoß ins Zentrum des awarischen Reiches; man überfiel die Hauptstadt, den sog. Ring, und erbeutete einen Teil des sagenhaften Awarenschatzes. Das war nun das Ende des Awarenreichs, denn im folgenden Jahr unterwarf sich auch der Khagan selbst, und die Reste des Awarenschatzes traten auf Ochsenkarren ihre Reise nach Westen an. Karl verteilte sie großzügig an die Kirchen, den Papst und an befreundete Herrscher; so erhielt z.B. der angelsächsische König Offa, wie wir aus dem Begleitbrief vom 18.4.796 entnehmen können, "einen Gürtel, ein hunnisches Schwert und zwei seidene Gewänder".

Die weitere Geschichte des Awarenreiches ist für uns nicht mehr von Bedeutung; es kommt noch zu einigen Aufständen, dann verschwinden die Awaren aus der Geschichte, wie immer man sich

das vorzustellen hat. Das gesamte awarische Gebiet dem Frankenreich einzugliedern, erwies sich jedoch als unmöglich; politische Eingliederung bedeutete ja auch christliche Mission, und für eine weitflächige Mission bis weit ins spätere Ungarn hinein fehlte im 8. Jahrhundert schlicht und einfach das Personal. Es blieb *de facto* beim Erwerb jenes Gebietes, das das heutige Niederösterreich bildet, also von der bisherigen Awarengrenze, der Enns, bis nach Wien.

Die Mission wurde den Bischöfen von Salzburg und Aquileja übertragen, die von dieser Aufgabe keineswegs begeistert waren.

Sie werden einwenden, daß Niederösterreich im Mittelalter zur Diözese Passau gehörte: der Einwand ist richtig, aber er gilt erst für die Zeit nach dem Ungarnsturm, also seit dem späteren 10. Jahrhundert. Und damit habe ich angedeutet, was Karl der Große mit der Vernichtung des Awarereiches eigentlich angerichtet hatte: er machte den Weg frei für das nächste, aus Asien kommende Volk, die Ungarn.

Diese erwiesen sich als weitaus unangenehmere Nachbarn als die Awaren. Sie interessierten sich nicht für die Schätze von Konstantinopel und auch nicht für einen *limes certus* zu Bayern, sondern dehnten ihre Raubzüge bis weit ins Innere des Reiches und übrigens auch nach Italien hinein aus, was für die Nachfolger Karls des Großen erhebliche politische Rückwirkungen hatte.

Abgesehen davon, daß Karl dem Großen Bayern als Auf- und Durchmarschgebiet für seine Züge gegen die Awaren diente, änderte sich nach 788 nur wenig. Der von Karl eingesetzte Verwaltungschef hieß natürlich nicht mehr "Herzog", wie z.B. Einhard in seiner *Vita Karoli Magni* ausdrücklich betont, sondern es wurden Bezeichnungen wie *praefectus* oder *comes* oder *missus* gebraucht. Der erste dieser Präfekten war Gerold, interessanterweise mit den Agilolfingern verwandt, wenn auch nicht so eng, daß er daraus Erbrechte hätte ableiten können. Vielleicht war dies Teil einer Beschwichtigungspolitik Karls in Anbetracht der rechtlich nicht ganz einwandfreien Absetzung Tassilos. Auch die *Lex Baiwariorum* blieb in Kraft, wie das angesichts ihrer fiktiven Erlassung durch fränkische Könige auch gar nicht anders sein konnte; sie wurde nur durch einige zusätzliche Regelungen nach fränkischem Vorbild ergänzt.

In einem Punkt erfuhr die bayerische Eigenstellung sogar erst jetzt ihre Vollendung: es wurde, durch Bestellung eines Erzbischofs, die bayerische Kirche förmlich zu einer eigenständigen Kirchenprovinz zusammengefaßt, was sowohl 716 als auch 739 unterblieben war. Metropole wurde Salzburg; erster Erzbischof war seit 798 Arn, ein ausgesprochener Spezi Karls des Großen.

Warum kam es erst jetzt dazu? Bonifatius hat, wie ich früher schon erwähnt habe, nicht als erster in Bayern Bistümer eingerichtet, aber er lehnte den dienstältesten der bereits amtierenden bayerischen Bischöfe, Vivilo von Passau, den man kaum hätte übergehen können, aus persönlichen Gründen als Erzbischof ab. Man vermutet auch, daß Bonifatius die bayerische Erzbischofswürde als Krönung seiner eigenen Karriere geplant haben könnte, aber damit bei Pippin und dem Papst auf wenig Gegenliebe stieß. Daß Odilo und Tassilo dem Ausbau der Bistümer keine überragende Priorität einräumten, habe ich schon erwähnt; es hätte also schon gar nicht in ihrem Inter-

esse gelegen, sich in einem Erzbischof eine Art geistlichen Nebenherzog mit Zuständigkeit für ganz Bayern zu schaffen. Im Riesereich Karls des Großen fiel dieses Bedenken weg. Es bleibt aber die Frage: warum nicht Regensburg als bayerische Hauptstadt? Ich weiß es nicht; vielleicht hätte das dann doch zu deutliche agilolfingische Reminiszenzen geweckt, oder es war tatsächlich das persönliche Verhältnis zwischen Karl und Arn ausschlaggebend.

Besonders unzufrieden mit der Wahl Salzburgs war man in Passau, und weil diese Unzufriedenheit das ganze Mittelalter über anhielt und gelegentlich groteske Blüten trieb, will ich an dieser Stelle kurz darauf eingehen, ehe wir uns dann endgültig mit der Rolle der Karolinger in Bayern befassen. Das passauisch-salzburgische Verhältnis war immer von Mißgunst geprägt, aber die Unzufriedenheit kondensierte sich geradezu in der Gestalt **eines** Mannes, des berühmten Bischofs Pilgrim, der zur Zeit Ottos des Großen und Ottos II. von 971 bis 991 amtierte. Pilgrim kam auf die Idee oder zu der Überzeugung, daß die Diözese Passau die Nachfolgerin eines antiken Erzbistums in Lorch sei, dem heutigen Enns am gleichnamigen Fluß.

Der Gedanke war gar nicht so abwegig, denn erstens wird in der Severinsvita ein Bischof von Lorch ausdrücklich und namentlich erwähnt, und zweitens kann man aus dem Bericht über das Martyrium des heiligen Florian entnehmen, daß Lorch damals Hauptstadt einer Provinz war. Beide Texte waren, wie aus den erhaltenen Katalogen der Passauer Dombibliothek hervorgeht, damals in Pilgrims Bischofsstadt verfügbar. Weiterhin wußte man wahrscheinlich, daß die Organisation der antiken Kirche sich an die staatliche Organisation anlehnte, daß also in einer gewöhnlichen Stadt ein Bischof und in der Hauptstadt einer Provinz der übergeordnete Erzbischof seinen Sitz hatte. Lorch gehörte zur Passauer Diözese; der Gedanke lag also nahe, daß – bei ununterbrochener Kontinuität des Bistums seit der Antike – Lorch der eigentliche Bischofssitz war, der dann aus irgendwelchen Gründen, z.B. beim Anmarsch der Awaren, nach Passau verlegt worden war. Daraus folgt weiter, daß, da der Lorcher Bischof als Bischof in einer antiken Provinzhauptstadt ein Erzbischof gewesen sein mußte, auch sein Rechtsnachfolger in Passau die Würde eines Erzbischofs beanspruchen konnte.

Zu dieser historischen Begründung kam eine ganz aktuelle Überlegung hinzu: wir sind zu Zeiten Pilgrims in der Epoche, in der nach dem Sieg Ottos des Großen auf dem Lechfeld über die Ungarn deren Christianisierung in Gang gekommen war; sie erfolgte wesentlich von Passau aus, was sich auch darin zeigt, daß kurz nach Pilgrims Tod der erste christliche König von Ungarn den Namen des Passauer Bistumsheiligen Stefan erhält. Es war logisch, daß die Ungarn auf die Dauer eigene Bistümer erhalten würden, und zwar unter der Aufsicht des Missionszentrums: also eine Kirchenprovinz an der Donau mit Passau als Metropole und etlichen Suffraganen in Ungarn.

In dieser Weise mag sich der Gedankenkomplex in der Vorstellung Pilgrims zusammengesetzt haben, und daß er dabei ganz elegant auch noch die lästige Unterordnung unter Salzburg loswurde, dürfte seinen Eifer beflügelt haben. Ob er die Geschichte mit der

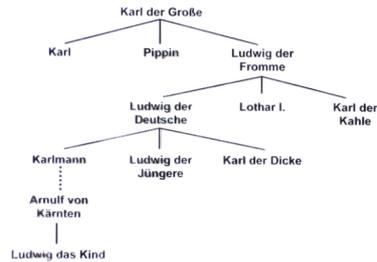
antiken Tradition einer Lorcher Metropole wirklich geglaubt oder nur vorgeschoben hat, wissen wir natürlich nicht, denn er hat weder Tagebücher noch Memoiren hinterlassen. Wir wissen aber, wie er praktisch vorgegangen ist: durch die Herstellung entsprechender Dokumente, oder etwas schonungsloser formuliert, durch Urkundenfälschungen in großem Stil. Dazu fertigte er gleich ein ganzes Paket an, und zwar fünf päpstliche Urkunden, die seine Position bestätigen. Darüber hinaus gelang es ihm auch, sich in mehreren Kaiserurkunden, so einer vom 10. Oktober 972, als Lorcher Oberhirte (*sanctae Lauriacensis aecclesie venerabilis pontifex*) titulieren zu lassen.

Dennoch blieb Pilgrim auf die Dauer der Erfolg versagt, und zwar wiederum aus zwei Gründen. Erstens antwortete der Salzburg Erzbischof, der beiläufig Pilgrims Onkel war, mit einer geschickten Gegenfälschung, und zweitens änderte sich mit dem Regierungsantritt Ottos III. die politische Situation. Otto III. versuchte, in einer großartigen Vision, ein christliches Abendland zu organisieren, in dem auch die neubekehrten Völker, konkret: Polen und Ungarn, gleichberechtigte, nur dem römischen Kaisertum unterstellte Staaten bilden sollten und deshalb auch kirchenrechtlich eigene Kirchenprovinzen erhielten. Darin war kein Platz mehr für eine Donauprovinz mit Passau-Lorch als Metropole.

Bischof Pilgrim ist den Germanisten unter Ihnen noch in einem anderen Zusammenhang bekannt: er kommt im Nibelungenlied vor. Zu Anfang des zweiten Teils, als die drei Könige Gunther, Gernot und Giselher der Einladung ihrer Schwester Krimhilt zum Besuch am Hofe Attilas folgen, führt ihre Reise donauabwärts auch durch Passau. Dort empfängt und bewirbt sie ihr – wie es heißt – Oheim Bischof Pilgrim. Der Autor beweist Ortskenntnis, indem er angibt, es sei nicht möglich gewesen, das Heer in der Stadt aufzunehmen, sondern man habe am anderen Flußufer die Zeltstadt aufgeschlagen. Aus dieser Stelle und etlichen anderen Argumenten schließt man, daß das Nibelungenlied in Passau niedergeschrieben worden ist, und zwar zur Zeit Bischof Wolfgers, also ganz am Ende des 12. Jahrhunderts. Wolfger sei geradezu in dem berühmten, damals aber schon etwas sagenhaften Pilgrim portraitiert.

Aber jetzt zurück ins 8. Jahrhundert: die Awarenzüge Karls des Großen hatten das bayerische Gebiet zwar nicht bis nach Ungarn hinein, aber dennoch ein Stück nach Osten hin ausgeweitet und dadurch eine etwas unruhige Grenzzone geschaffen. Deshalb wurde dort ein eigener Grenzgraf namens *Goteram* eingesetzt. Die ihm unterstellte Grenzgrafschaft oder Mark erhielt allmählich die Bezeichnung "Ostmark" oder lateinisch *marca orientalis*; letzteres wird im zeitgenössischen Deutsch auch als *Ostarîchi* (östlicher Herrschaftsbezirk) wiedergegeben. Aber mehr dazu im 8. Kapitel.

Die uneingeschränkte Zugehörigkeit Bayerns zum Karolingerreich bedeutete auch, daß es in die Erbteilungen miteinbezogen wurde, die sich die neue Dynastie ebenso exzessiv leistete wie seinerzeit die Merowinger.



806, als der alternde Karl der Große eine Teilungsordnung formuliert, war Bayern für den Anteil Pippins, seines zweitältesten Sohnes, vorgesehen; aber diese Teilung blieb Theorie, weil bei Karls Tod dann nur noch ein Sohn, Ludwig der Fromme, am Leben war. Dieser Ludwig sah 814 eine Teilung vor, in der Bayern als Unter- oder Teilkönigreich an Lothar I. fallen sollte. Tatsächlich kam es dann aber 817 zu einer Teilung, in der der nächste Ludwig (später "der Deutsche" genannt) Bayern erhielt. Dieser Ludwig, der 825 selbständig zu regieren begann, errang dann schrittweise im Kampf mit Vater und Brüdern das gesamte später deutsche Gebiet (daher sein Beiname), was im Vertrag von Verdun 843 schließlich festgeschrieben wurde.

Es verdient aber Beachtung, daß es jetzt also möglich war, von der Basis Bayern aus eine solche Karriere zu machen. Zur Krönung des Ganzen, zu einem aus Bayern stammenden Kaiser namens Ludwig, kam es aber noch nicht: zwar wurde ein Jahr vor dem Tod Ludwigs des Deutschen die Kaiserwürde vakant, aber Ludwig und sein Sohn Karlmann unterlagen im Wettlauf nach Rom knapp ihrem Bruder bzw. Onkel Karl dem Kahlen.

Als Ludwig der Deutsche schließlich 826 starb, teilte er – die Karolinger konnten's eben nicht lassen – sein Gebiet unter seine Söhne: Karlmann erhielt Bayern und die Ambitionen auf die Kaiserwürde, Ludwig der Jüngere erhielt Sachsen und Franken, und Karl der Dicke Alemannien (also Schwaben) und Lothringen. Anschließend kommt jedoch ein Umschwung, denn von nun an teilen die Karolinger ihre Reiche mehr, sondern sie beginnen auszusterben: als Karlmann 800 das Zeitliche segnet, beerbt ihn sein jüngerer Bruder Ludwig, und als dieser schon 882 ebenfalls stirbt, der nächste Bruder, Karl der Dicke. Diesem sterben im Laufe der folgenden Jahre auch die westfränkischen Reichsteile zu, so daß er kurzfristig noch einmal das gesamte Reich Karls des Großen vereinigt und auch Kaiser wird.

Dann aber versagt er gegenüber den Wikingern, wird abgesetzt, erleidet einen Schlaganfall und stirbt 888. Die Franzosen wechseln jetzt die Dynastie, aber in Deutschland und damit auch in Bayern kommt ein unehelicher Sohn Karlmanns, Arnulf von Kärnten, an die Macht und regiert eigentlich recht erfolgreich 11 Jahre lang. Dabei kann er sich 896 sogar zum Kaiser krönen lassen. Kurz danach erleidet aber auch er einen Schlaganfall – nach Meinung der Zeitgenossen die göttliche Strafe dafür, daß er Rom hatte erstürmen lassen, um den Papst zur Krönung zu zwingen –, muß halbgelähmt und aktionsunfähig nach Bayern zurückkehren und stirbt schließlich 899.

Trotzdem kann ihm sein 6jähriger Sohn Ludwig – passend-erweise Ludwig das Kind genannt – in Deutschland und damit auch in Bayern als König nachfolgen. Die damalige Situation war für eine Minderjährigkeit des Königs so ungefähr der ungeschickteste Zeitpunkt, der sich denken läßt, denn von 900 an begannen die Raub- und Plünderungszüge der Ungarn nach Mitteleuropa. Ludwig das Kind wurde nie richtig erwachsen, sondern verschied schon 911 im Alter von 17 Jahren. Mit ihm starb die karolingische Dynastie in Deutschland endgültig aus, und es bahnt sich ein neuer Abschnitt der bayerischen Geschichte an.

Zwar wird noch einmal ein Seitenverwandter der Karolinger, Konrad I., gewählt, aber er konnte seiner Rolle noch weniger gerecht werden, und diese Rolle bestand zu Anfang des 10. Jahrhunderts vor allem in der Abwehr der Ungarn. Die Quellen in ganz Deutschland und in Italien berichten Jahr für Jahr über Kämpfe, wobei bald die eine, bald die andere Seite siegreich war; die beste Gelegenheit, die Ungarn in Bayern anzugreifen, war offenbar dann, wenn diese von einem Raubzug nach Schwaben nach Hause zurückkehrten; so z.B. 909 und 913. Das Königtum versagte bei der Abwehr der Ungarn aber vollständig, übrigens auch in Italien, so daß diese Aufgabe den führenden Adelsfamilien der einzelnen Regionen zufiel, so vor allem den Liudolfingern in Sachsen und den Luitpoldingern in Bayern.

Auf diese Weise kam die von den Karolingern eingeübnete Stammesstruktur wieder zum Vorschein, so daß man von den "jüngeren Stammeshertümern" spricht. Es wird allerdings darüber diskutiert, ob hier eine wirkliche Kontinuität vorliegt, oder ob nur Regionenbildungen, die in karolingischer Zeit entstanden waren, mit anachronistischen Namen belegt werden. Was Bayern angeht, sollte man allerdings die Klammerwirkung der gemeinsamen Kirchenprovinz und der immer noch geltenden *Lex Baiwariorum* nicht unterschätzen.

Wie dem auch sei, Arnulf, der Sohn Luitpolds, des mächtigsten Mitarbeiters Ludwigs des Kindes, nannte sich bereits Herzog. In der Zeit von 909 bis 913 wird von mehreren Siegen über die Ungarn berichtet; dann schweigen die Quellen über ungarische Einfälle nach Bayern. Man vermutet, daß Arnulf einen Vertrag mit ihnen geschlossen hat. Die Ungarn pflegten solche Verträge auch einzuhalten, im Gegensatz etwa zu den Wikingern und Sarazenen. Der Preis waren aber Tributzahlungen. Die notwendigen Geldmittel verschaffte sich Arnulf, indem er den Besitz der Klöster säkularisierte; deshalb ist er als Arnulf "der Böse" in die Klosterschreibung eingegangen.

8. KAPITEL: ZÄNKISCHE HERZÖGE UND STARKE FRAUEN – BAYERN ZUR OTTONENZEIT

*HERR HEINRICH SITZT AM Vogelherd, recht froh und wohlgenut;
Aus tausend Perlen blitzt und blinkt der Morgenröte Glut.*

*Er lauscht und streicht sich von der Stirn das blondgelockte Haar:
Ei doch! was sprengt denn dort herauf für eine Reiterschar?
Herr Heinrich tritt hervor und spricht: "Wen sucht ihr da, sagt an!"
Da schwenken sie die Fähnlein bunt und jauchzen: "Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! – Hoch des Sachsenlandes Stern!"
Dies rufend knien sie vor ihn hin und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt: " 's ist Deutschen Reiches Will'! "*

Mit dieser Ballade schildert Johann Nepomuk Vogl, wie Heinrich I. 919 erfahren habe, daß er zum deutschen König gewählt worden war. Es gibt zu dieser Ballade eine schwungvolle Vertonung durch Carl Loewe, aber diese Vertonung ist leider auch das Beste an der ganzen Ballade. Inhaltlich ist nämlich praktisch alles falsch: ein mittelalterlicher Hochadliger fing nicht mit Leimruten Vögel, um sie anschließend im Herd zu braten; wenn er auf die Jagd ging, tat er dies mit dem Falken. Er war auch nicht überrascht von der Wahl, denn er hatte sie selbst arrangiert. Kaiser ist König Heinrich I. nie geworden; Widukind von Korvey behauptet sogar, er habe selbst die kirchliche Salbung und Krönung abgelehnt. Und wie es mit dem Willen des "Deutschen Reiches" aussah, müssen wir jetzt erst einmal überlegen.

Nach dem Tode Königs Konrads I. 918 war die staatliche Zukunft des ostfränkischen (also später deutschen) Reiches nämlich völlig offen; es war unklar, ob es überhaupt als gemeinsamer Staat weiterbestehen würde. In dieser Situation kam es zu zwei Königserhebungen: in Bayern wurde Herzog Arnulf zum König ausgerufen, und in Sachsen Herzog Heinrich. Es spricht einiges dafür, daß die bayerische Wahl zeitlich früher lag. Auf der anderen Seite hatte der sterbende Konrad I. die Wahl Heinrichs ausdrücklich empfohlen und seinen Bruder Eberhard dazu gebracht, auf eigene Ansprüche zu verzichten. Sie sehen, es ist nicht sinnvoll, zu spekulieren, wer denn nun der König und wer der Gegenkönig war.

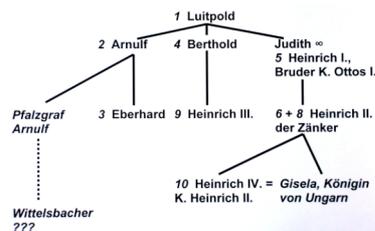
Arnulf und Heinrich unterschieden sich auch in der Konzeption ihres Königtums: Arnulf schwebte offenbar ein bayerisches Reich vor, mit einer Option auf Italien, aber ohne nord- und westdeutsche Ambitionen; Heinrich dagegen wollte die karolingische Tradition fortführen. Zu diesem Zwecke unternahm er noch im Jahr seiner Wahl ein Zug nach Schwaben, das an beiden Königserhebungen unbeteiligt gewesen war, und es gelang ihm in einem Deal mit dem dortigen Herzog, seine Anerkennung zu erreichen.

920 versuchte er dasselbe mit Bayern, unterlag aber König Arnulf. Ein Jahr später, 921, versuchte Heinrich es erneut, und dieser Zug endete mit einem Kompromiß: in einer persönlichen Unterredung gelang es Heinrich, Arnulf zu einer formalen Anerkennung seines Königtums zu bewegen. (Ich weiß nicht, wie der Sachse und der Bayer sich unterhalten haben – vielleicht mit Hilfe eines lateinischen Dolmetschers.) Arnulf, nun also wieder Herzog, blieb ansonsten in seiner "königsgleichen" Machtstellung aber völlig unangetastet, und er konnte 935 auch völlig selbständig seinen Sohn Eberhard zum Nachfolger einsetzen.

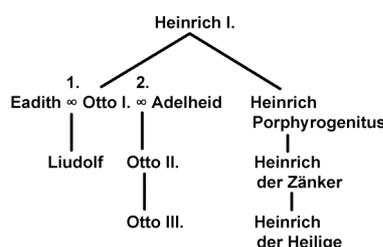
Trotzdem bedeutete der Vertrag von 921 den ersten Schritt auf einem Weg, der die bayerische Sonderstellung im Reich völlig beseitigen sollte, dann aber, wie bei den späten Karolingern, damit endete, daß ein bayerischer Herzog selbst König und Kaiser wurde: Heinrich II. der Heilige; aber bis dahin sind noch hundert Jahre Zeit.

Als Heinrich I. 936 starb, wurde auf seine nachdrückliche Empfehlung hin sein Sohn Otto zum neuen König gewählt. Der bayerische Herzog Arnulf nahm 936 an der Wahl und Krönung Ottos I. teil, wie aus dem ausführlichen Bericht Widukinds von Corvey über das Krönungsmahl hervorgeht: "Nach dem Ende der kirchlichen Feier stieg der König zum Palast hinab und nahm im Schmuck der königlichen Insignien an der marmornen Tafel mit den Bischöfen und allem Volk Platz; die Herzöge aber bedienten ihn. Der Herzog der Lotharinger, in dessen Gebiet Aachen lag, überwachte alles. Eberhard (von Franken) sorgte für die Tafel, Hermann (von Schwaben) stand den Mundschenken, Arnulf (von Bayern) den Reitern vor."

Aber der neue König erkannte nach Arnulfs Tod die Nachfolge dessen Sohnes Eberhard nicht an, sondern ersetzte ihn durch Arnulfs Bruder Berthold. Dies bedeutete auch einen Politikwechsel gegenüber den Ungarn. Ottos Vater Heinrich hatte 933 in der Schlacht bei Riade gezeigt, daß man die Ungarn auch in großem Stil besiegen konnte; Arnulfs Vertragspolitik mit den Ungarn paßte da nicht mehr ins Bild, und auf längere Sicht sollte Otto damit ja auch recht behalten. Als Berthold 947 starb, konnte König Otto dem bayerischen Herzogtum gegenüber noch einen Schritt weiter gehen: er setzte seinen eigenen Bruder Heinrich als Herzog ein, der aber immerhin mit einer Schwester des letzten Herzogs, Judith, verheiratet wurde:



Das – in der Graphik die Nr. 5 – ist der berühmte Heinrich *Porphyrogenitus*, der "Purpurborene". Er argumentierte, er sei geboren worden, als ihr Vater Heinrich I. bereits König war; Otto dagegen sei noch zur Welt gekommen, als der Vater erst Herzog war; deshalb stehe ihm, und nicht Otto, die Königswürde zu.

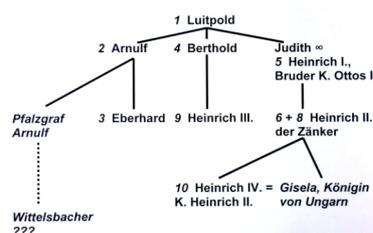


Mit dieser Begründung unternahm er 939 und 941 zwei höchst gefährliche Aufstände gegen seinen Bruder, wobei der zweite mit einer spektakulären Unterwerfung am Weihnachtstag endete; die älteren unter Ihnen kennen vielleicht die Ballade "Der gleitende Purpur" von Conrad Ferdinand Meyer über diesen Vorgang, oder durften sie vielleicht sogar auswendig lernen. (Der Text ist ziemlich lang, deshalb werde ich ihn nicht zitieren.)

In Bayern erhielt Heinrich nun ein Tätigkeitsfeld für seinen Ehrgeiz, und er war 948, 949 und 950 militärisch erfolgreich gegen die Ungarn. 950 griff König Otto in die italienische Politik ein, zwang den dortigen König Berengar II., sein Vasall zu werden, und heiratete die Witwe des vorigen Königs, Adelheid. Außerdem wurde Bayern das ehemalige langobardische Herzogtum Friaul, d.h. Istrien, Aquileja, Verona und Trient, angegliedert, um die Macht des in Italien als Vasall Ottos regierenden Berengars zu schwächen; damit erlangte Bayern seine territorial größte Ausdehnung.

Trotzdem war der landfremde Herzog in Bayern nicht unumstritten. Das zeigte sich, als 953 König Ottos Sohn aus erster Ehe, Liudolf, einen Aufstand gegen seinen Vater unternahm, der sich zu einem Aufstand der entmachteten Luitpoldinger und weiter Teile des bayerischen Adels ausweitete; selbst als sich Liudolf selbst schon unterworfen hatte, ging der Aufstand bis Anfang Mai 955 weiter.

Damit sind wir aber in gefährliche zeitliche Nähe zur berühmten Entscheidungsschlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfeld im August 955 geraten. Das Datum ist kein Zufall, denn es war dieser Aufstand, der die Ungarn, nachdem sie sich zuvor in der Defensive befunden hatten, zu ihrem neuen Einfall veranlaßte. Teile der Aufständischen, darunter ein Sohn Herzog Arnulfs, Pfalzgraf Arnulf, paktierten geradezu mit ihnen.



Der Ausgang der Schlacht ist bekannt, wenn der Sieg auch nicht so überwältigend war, wie man meistens glaubt: es dauerte ja immerhin noch ein halbes Jahrhundert, bis Ungarn endgültig in den *orbis christianus* integriert war. Sieben Jahre später erwirbt Otto I. dann auch endgültig das Königreich Italien, das seitdem mit dem deutschen Reich in Personalunion verbunden ist, und wird 962 in Rom zum Kaiser gekrönt. Im gleichen Jahr läßt er seinen Sohn Otto II. zum Mitkönig wählen, 967 sogar zum Mitkaiser.

Herzog Heinrich, der purpurborene jüngere Bruder Kaiser Ottos des Großen – nach bayerischer Zählung Heinrich I. – starb noch im Jahr der Schlacht auf dem Lechfeld. Ihm folgte sein

4jähriger Sohn Heinrich II. nach, zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter.



War dieser Heinrich nun mehr von seinem Vater her ein Ottonide oder von seiner Mutter her ein Luitpoldinger? Ich sehe in ihm eher einen Luitpoldinger, denn von seinem 20. Jahr an war er praktisch sein ganzes Leben lang damit beschäftigt, seinen ottonischen Verwandten Ärger zu machen; die neuzeitlichen Historiker führen ihn seit Aventin als Heinrich "den Zänker".

Es geht los 974, unmittelbar nach dem Tode Ottos des Großen und dem Beginn der selbständigen Regierung Kaiser Ottos II., mit einer Verschwörung gegen den neuen König, die aber verraten wird; Heinrich kommt in Haft in die Königspfalz Ingelheim. Er kann aber 976 fliehen, setzt den Aufstand fort, unterliegt Otto II., der Regensburg erobert, kann sich aber nach Böhmen absetzen. Der Kaiser ordnet daraufhin die Machtverhältnisse in Bayern neu: als bayerischen Herzog setzt er in Personalunion Herzog Otto von Schwaben ein, einen Enkel Ottos des Großen. Kärnten wird als eigenes Herzogtum von Bayern abgetrennt und Heinrich, dem Sohn des früheren Herzogs Berthold, übertragen. Außerdem wird als Markgrafen an der bayerischen Ostgrenze eine neue Familie installiert, die Babenberger, die uns noch öfter beschäftigen werden.

Als nächstes wendet sich Otto II. gegen den Zufluchtsort Heinrichs des Zänkers, aber während er noch mit dem böhmischen Herzog Boleslaw II. beschäftigt ist, kehrt Heinrich zurück und bildet mit dem frischgebackenen Herzog von Kärnten eine Koalition gegen den Kaiser. In diesem Zusammenhang besetzen sie auch einen strategisch wichtigen Ort: Passau. Die Stadt wird deshalb vom Kaiser im September 977 erobert und zerstört. Der Aufstand bricht zusammen, Heinrich der Zänker kommt erneut in Haft, und zwar diesmal vorsichtshalber so weit weg von Bayern wie nur möglich: in Utrecht. Auch Heinrich von Kärnten verliert seinen Job; an seine Stelle tritt ein anderer Enkel Ottos des Großen, Otto von Worms.

Fünf Jahre später greift die Weltpolitik in die bayerische Geschichte ein: Kaiser Otto II. erleidet seine spektakuläre Niederlage gegen die Sarazenen in Süditalien. Als dann auch noch Herzog Otto von Bayern stirbt, greift der Kaiser in seiner Situation politischer Schwäche auf den Luitpoldinger Heinrich von Kärnten zurück, der jetzt in Bayern zum Herzog wird, dort als Heinrich III. gezählt. Und dann stirbt auch noch, völlig überraschend, am 7. Dezember 983 Otto II. im Alter von 28 Jahren in Rom.

Sie wissen aus der allgemeinen Geschichte, wie dramatisch die Situation ist: Otto III. ist zwar schon zum Nachfolger seines Vaters gewählt und er ist auch schon an Weihnachten 983 in Aachen zum König gekrönt worden, noch bevor die Todesnachricht aus Italien eintraf, aber Otto III. ist erst 3 Jahre alt. Die beiden Kaiserinnen, die Mutter Theophanu und die Großmutter Adelheid, die

die Vormundschaft übernehmen könnten, sind noch in Italien, und außerdem hat es eine weibliche Vormundschaft für einen fränkisch-deutschen König noch nie gegeben. Der nächste männliche Verwandte, der die Regentschaft für Otto III. übernehmen könnte, ist aber kein anderer als Heinrich der Zänker. Der Bischof von Utrecht läßt ihn deshalb aus der Haft frei, und es gelingt ihm, sich der Person des kleinen Königs zu bemächtigen. Wie Heinrich dann allzu deutlich zeigt, daß er am liebsten selbst König werden möchte, und wie es Theophanu daraufhin mit Hilfe des Klerus gelingt, ihn aus der Regentschaft zu verdrängen, gehört nicht in diese Vorlesung. Für uns ist wichtig, daß es schließlich 985 zu einem allgemeinen Arrangement kommt: Heinrich verzichtet auf seine Ambitionen auf die Krone, wird aber in Bayern restituiert; Heinrich III. wird nach Kärnten zurückexpediert.

Da das alles wunderschön kompliziert ist, habe ich versucht, es ein wenig optisch zu verdeutlichen:

| Reich | Bayern | Kärnten |
|--|---|--|
| Otto I. 936–973 | Berthold 938–947 Heinrich I. Porphyrogenitus 948–955 Heinrich II. der Zänker 955–976 Aufstand gegen Otto II. 974–978 | |
| Otto II. 973–983 | Otto I. von Schwaben 976–982 | Heinrich III. 976–978 Otto von Worms 978–983 |
| Vormünder für Otto III.: | Heinrich III. 983–985 Heinrich II. der Zänker 985–995 | Heinrich III. 985–989 Heinrich der Zänker 989–995 |
| Heinrich der Zänker 983–984 Theophanu 983–991 Adelheid 991–994 | | |
| Otto III. 994–1002 | Heinrich IV. (= K. Heinrich II.) | Otto von Worms 995–1004 |

Die Zugehörigkeit der Herzöge zur mehr ottonischen oder mehr luitpoldingischen Familie ist durch die Farbe gekennzeichnet. Mit dem Sohn und Nachfolger Heinrichs des Zänkers, von dem die meisten Leute gar nicht wissen, daß er ursprünglich bayerischer Herzog war, löst sich der Gegensatz dann auf. Da über ihn eine ganze Menge zu sagen ist, schließen wir dieses kurze Kapitel und beginnen ein neues.

9. KAPITEL: EIN KAISER AUS BAYERN (I) – HEINRICH II. DER HEILIGE

VOR ZIEMLICH GENAU EINEM Jahrtausend, im Jahre 1002, schaffte es der Sohn Heinrichs des Zänkers, der bayerische Herzog Heinrich IV., der 995 seinem Vater gefolgt war, deutscher König zu werden. Es ist jener Heinrich, der 1007 das Bistum Bamberg errichtete, 1014 die Kaiserkrone erhielt, 1024 starb und 1146 heiliggesprochen wurde. Das Jubiläum wurde in Franken auf Weinflaschen gefeiert,



und es konnte auch nicht ausbleiben, daß im Jubiläumsjahr 2002 eine Ausstellung über ihn veranstaltet wurde, und wo? – natürlich in Bamberg. Die Plakate für diese Ausstellung waren in Bayern allgegenwärtig, aber schon auf der Magdeburger Ottonenausstellung im Vorjahr wurde man auf das Event über Ottos Großneffen hingewiesen.

Als fortschrittlicher Historiker habe ich versucht, mich via Internet näher zu informieren. Es gibt immer noch eine Seite zu dieser Ausstellung, die sich seitdem auch nur wenig geändert hat. Sie trägt inzwischen eine eigene Adresse <http://www.heinrichii.de/>. Am eindrucksvollsten ist nach wie vor der dunkelrote Seitenhintergrund, auf dem etwas verloren kleinere Informationshäppchen schwimmen, darunter einige kleinformatige Abbildungen, die ich für die Herstellung meiner Folien geplündert habe.

Über den Helden der Ausstellung erfährt man Folgendes: "Machtbewußt waren sie alle, die bayerischen Herzöge des 10. Jahrhunderts mit dem Namen Heinrich. Als besonders 'zänkisch' waren sie verschrien, zu Höherem fühlten sie sich berufen. Doch erst der letzte dieses Namens, Heinrich IV., seit 995 bayerischer Herzog, konnte diesen Drang in die Tat umsetzen. 1002 bot sich die Gelegenheit. Heinrich empfing in der Nähe des oberbayerischen Klosters Polling den Zug mit dem Leichnam des in Italien verstorbenen Kaisers Otto III. Und von diesem Zeitpunkt an diktierte er das Geschehen. Heinrich IV. wollte König werden. Doch außerhalb von Bayern hatte er mehr Gegner als Verbündete. Die meisten der Reichsfürsten konnte er mit einer Mischung aus Versprechen und Drohungen auf seine Seite ziehen, ein taktisches Meisterstück. Nachdem er sich in den Besitz der Heiligen Lanze, der bedeutendsten Reichsinsignie, gesetzt hatte, wurde er noch 1002 als Heinrich II. zum ostfränkisch-deutschen König und 1014 zum Kaiser gekrönt."

Das ist nicht falsch, wenn auch etwas einfältig formuliert. Ich möchte im Folgenden doch etwas ausführlicher werden, wobei ich zunächst den Regierungsantritt – um es einmal so neutral zu formulieren – kurz schildere und dann auf die Gründung des Bistums Bamberg übergehe.

Heinrich war, wie bereits mehrfach gesagt, der Sohn Heinrichs des Zänkers. Die Mutter war Gisela von Burgund; über sie kommt die von Heinrich vorbereitete und später von Konrad II. realisierte Verbindung des deutschen Reiches mit Burgund zustande. Geboren ist Heinrich am → 6.5.973, beiläufig von einer dreizehnjährigen Mutter. Als Geburtsjahr wird auch 978 erörtert, aber 973 hat die größere Wahrscheinlichkeit. Daß wir durch eine zufällige Bemerkung des Chronisten Thietmar von Merseburg Heinrichs genauen Geburtstag kennen, ist für das Mittelalter ganz ungewöhnlich. Der Geburtsort ist aber schon wieder umstritten: zwischen Hildesheim auf der einen und Bad Abbach bei Regensburg konnte sich die Forschung bislang nicht entscheiden.

Von 978 bis 980 sorgte der Bischof von Freising für Heinrichs Erziehung, von 980 bis 985 derjenige von Hildesheim; das entspricht recht gut der üblichen Abfolge von Elementarunterricht und Ausbildung in den *artes*, erinnert aber auch an das politische Schicksal seines Vaters, der ab 978 erneut, und zwar diesmal weit entfernt in Utrecht, inhaftiert war. Der Wechsel nach Hildesheim dürfte mit der Absicht erfolgt sein, ihm dort eine geistliche Karriere zu ermöglichen, da die weltliche als bayerischer Herzog verstellt schien.

985, im Jahr der Wiedereinsetzung Heinrichs des Zänkers, kehrt auch der zwölfjährige Sohn nach Bayern zurück und führt in Regensburg seine Ausbildung weiter. Dabei kommt er auch mit den ersten Bestrebungen der Kirchenreform in Berührung: Abt des Klosters St. Emmeram war damals der aus Trier, einem frühen Zentrum der Reform, stammende Abt Ramwold. 994 erscheint Heinrich erstmals als Mitregent seines herzoglichen Vaters, dem er 995 problemlos nachfolgt. Die Beziehungen zu Kaiser Otto III. sind gut; er ist häufig bei ihm in Italien, allerdings, als Otto am 24.1.1002 im Alter von nur 22 Jahren stirbt, gerade nicht.

Otto III. hinterließ keine Kinder und hatte auch sonst nicht für seine Nachfolge vorgesorgt, was angesichts seines Lebensalters auch nicht verwundert. Es gab daher eine ganze Reihe von Verwandten, die Anspruch auf die Königswürde erheben konnten; einige davon waren mit Otto sogar näher verwandt. Aufgrund seiner sorgfältigen, auch geistlichen Ausbildung hatte Heinrich ihnen gegenüber einen Erkenntnisvorsprung: er wußte, welche Stationen bei einer Königserhebung ausschlaggebend waren und wie man die immaterielle Seite des Königtums dabei einsetzen konnte. Das ist jedenfalls die These der jüngeren Forschung, wie sie etwa in der 1999 erschienenen Biographie von Stefan Weinfurter, vorgetragen wird. Dieses Konzept setzte Heinrich mit zupackender Konsequenz und stellenweise durchaus skrupellos durch, wobei seine gesicherte Machtbasis in Bayern einen zuverlässigen Ausgangspunkt bildete.

Ganz am Anfang kam ihm ein geographischer Zufall zu Hilfe: der Leichenzug des in Italien gestorbenen Kaisers mußte auf dem Weg nach Aachen, wo Otto an der Seite Karls des Großen beigesetzt werden wollte, Bayern passieren. Heinrich fängt den Zug in Poling im Februar 1002 ab und läßt sich die Reichsinsignien aushändigen; die Herausgabe der heiligen Lanze erzwingt er dabei durch eine Geiselnahme.

Sodann gelingt es ihm, bereits in Augsburg eine erste Beisetzung zu inszenieren, nämlich eine Beisetzung der Eingeweide des Kaisers. Das klingt befremdlich, war aber im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit nichts Ungewöhnliches, vielmehr war die gesonderte Beisetzung des Herzens durchaus bei Fürsten und Bischöfen üblich; für die Herzen der Wittelsbacher war beispielsweise Altötting zuständig. Sie ist, wenn ich recht informiert bin, sogar bei dem jüngst verstorbenen Otto Habsburg noch zelebriert worden. Ein dritter Teil des Körpers, der gesondert bestattet werden konnte, waren die Eingeweide; das wird z.B. auch für den französischen König Ludwig den Heiligen berichtet.

Durch die Teilbestattung ausgerechnet in Augsburg brachte Heinrich den toten Kaiser, aber auch sich selbst, in enge Beziehung zu dem damals modernsten und aktuellsten Heiligen, St. Ulrich von Augsburg, dem Bischof, dessen Gebet als entscheidend für den Ungarnsieg auf dem Lechfeld galt. Während der Leichenzug weiter seinen Weg nach Aachen nahm, schuf Heinrich dann ein *fait accompli*, indem er sich am 7. Juni 1002 in Mainz durch den Mainzer Erzbischof zum König krönen ließ.

Durch die Krönung, bei der auch die echten Reichsinsignien gebraucht wurden, war Heinrich zum *christus domini*, zum "Gesalbten des Herrn", geworden, demgegenüber andere Kandidaten nur noch Gegenkönige sein konnten – gemäß dem Psalmwort: *Nolite tangere christos meos* (ihr sollt meine Gesalbten nicht antasten). Sie werden einwenden: die Krönung hätte doch in Aachen durch den Kölner Erzbischof erfolgen müssen. Das ist aber eine spätere Entwicklung, die erst unter Heinrichs Nachfolger, Konrad II., beginnt; Einzelheiten würden an dieser Stelle zu weit führen. Mit der Mainzer Krönung war die Entscheidung im Prinzip gefallen, auch wenn Heinrich sein Königtum erst noch gegenüber den bisher noch nicht Beteiligten zur Geltung bringen mußte.

Dies tat er im Laufe des nächsten halben Jahres durch einen Umritt durch das Reich.



Der Umritt führte ihn Ende Juli nach Merseburg, wo ihn die Sachsen anerkannten. Im August war man in Paderborn; dort wurde die Königin gekrönt, auch das eine Möglichkeit, das Königtum zur Geltung zu bringen. (Bei dieser Krönung kam es übrigens zu Streitigkeiten, wie sie bei der Kaiserkrönung zwischen den Deutschen und den Römern üblich waren; die sächsischen Chronisten schildern das Verhalten der Bayern mit Ausdrücken, die durchaus einer italienischen Feder entstammen könnten.) Noch im August unterwarf sich in Köln der dortige Erzbischof, im September die Lothringer, und es gab auch eine Inthronisierung auf dem Karlsthron in Aachen. Schließlich huldigten im Oktober in Bruchsal die Schwaben, die ihn am hartnäckigsten abgelehnt hatten.

Der Erfolg Heinrichs wurde in Bayern durchaus lokalpatriotisch empfunden; Leo von Vercelli, einer seiner italienischen Verehrer, schreibt noch 1002:

"Bayern jubelt im Triumph; das tapfere Franken muß dienen.
Nach niedergedrückter Untreue beugt Schwaben den Nacken.
Die Hand reicht der Lothringer; auch Thüringen ist treu. Krie-
gerisch eilt Sachsen herbei, um sich zu unterwerfen."

Und nun folgte, als ich dieses Kapitel das vorletzte Mal vorgetragen habe, im Sommer 2002, folgende Passage (ich zitiere mich selbst): "Der ganze Vorgang hat sogar einen aktuellen Bezug: ein bayerischer Regierungschef, der, gestützt auf eine starke Partei im eigenen Land, die Macht in ganz Deutschland zu erringen versucht – kommt Ihnen das nicht bekannt vor? Ich bin gespannt, in welcher Weise ich diesen Satz bei der nächsten Fassung dieser Vorlesung überarbeiten muß." (Zitatende)

Inzwischen wissen wir, daß sich nicht jeder historische Erfolg wiederholen läßt – besonders, wenn man Hochrechnungen mit Endergebnissen verwechselt. Es ging damals, was man jetzt im Abstand eines Jahrzehnts wohl erläutern muß, um den Versuch des CSU-Vorsitzenden Edmund Stoiber, Bundeskanzler zu werden; und eine Zeitlang sagten die Hochrechnungen am Wahlabend ihm einen ganz knappen Sieg über Gerhard Schröder voraus, der dann aber doch noch einmal für drei Jahre Kanzler blieb. Und wie das mit den starken Frauen ist, haben wir im vorigen Kapitel schon erörtert ...

Als König interessierte sich Heinrich II. viel intensiver als seine Vorgänger für kirchliche Fragen, griff dabei aber auch viel stärker in kirchliche Belange ein und verlangte von den Kirchen Leistungen. Das Verhältnis zur Kirche ist sehr treffend in dem sog. Krönungsbild Heinrichs aus dem Regensburger Sakramentar dargestellt:



Sie sehen, wie Christus selbst ihm die Krone aufsetzt. Der von Gott gekrönte König, der in die himmlische Sphäre hineinragt, wird auf Erden durch die Bischöfe gestützt. Die nachhaltigste Aktion Heinrichs auf kirchlichem Gebiet war die Gründung des Bistums Bamberg. Wir verfolgen zunächst die Aktion selbst, ehe wir nach den Motiven fragen, was uns dann zu einer abschließenden Wertung seiner Person führen wird.

Das Bistum Bamberg war kein Missionsbistum, das in bisher heidnischem Gebiet neu errichtet wurde, sondern seine Gründung ging zu Lasten zweier bereits bestehender Diözesen, Würzburg und zu einem kleineren Teil Eichstätt. Es war deshalb die Zustimmung dieser Bischöfe erforderlich. Auf einer Synode in Mainz wurde am 25. Mai 1007 die Bistumserrichtung beschlossen und darüber folgendes Protokoll ausgestellt:

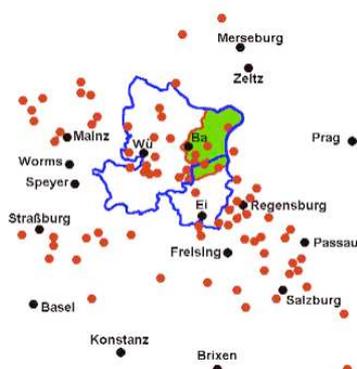


Der Text erwähnt ausdrücklich die Zustimmung des Würzburger Bischofs und ist vom gesamten Episkopat unterschrieben. Trotzdem lief die Sache nicht so glatt, wie Heinrich sich das erhofft hatte.

Thietmar von Merseburg berichtet, Heinrich habe dem Würzburger Bischof zugesagt, das neue Bistum werde ihm als Erzbischof unterstellt – mit anderen Worten: es würde eine neue Kirchenprovinz eingerichtet mit Würzburg als Metropole und Bamberg als Suffraganbistum. Ob Thietmar zuverlässig informiert ist, wissen wir nicht. Jedenfalls ist in der päpstlichen Bestätigungsurkunde, die umgehend eingeholt wurde, davon nicht die Rede; statt dessen wird die neue Diözese ausdrücklich als zur Mainzer Kirchenprovinz zugehörig bezeichnet. Zugleich wird sie aber, und das ist etwas ganz Neues, dem päpstlichen Schutz unterstellt. Zum Zeichen der Anerkennung dieser besonderen Beziehung mußte übrigens der Bamberger Bischof dem Papst jedes Jahr ein weißes Pferd übersenden.

Nunmehr lief der Würzburger Bischof Sturm. Er zog seine Zustimmung zurück und warnte die anderen Bischöfe vor dem gefährlichen Präzedenzfall, der geschaffen würde. Wir wissen, wie gesagt, nicht sicher, ob Heinrich ihn zuvor getäuscht hatte oder ob er es sich nachträglich anders überlegte oder ob, was aber eher unwahrscheinlich ist, der Papst nicht mitspielte. Eine weitere Synode am 1.11.1007 verlief deshalb überaus stürmisch. Schließlich griff der König zu einem ganz ungewöhnlichen Mittel: er warf sich vor den Bischöfen zu Boden nieder und bat sie so kniefällig um ihre Zustimmung. Das war, positiv gesprochen, ein Zeichen höchster Demut, negativ formuliert, moralische Erpressung. Jedenfalls hatte dem niemand mehr etwas entgegenzusetzen, und so erteilte die gesamte Synode ihre Zustimmung. Der Würzburger Bischof ließ sich übrigens einige Monate später doch noch zu einem Konsens bewegen, während der Eichstätter seinen viel kleineren Anteil erst 1016 herausrückte. Und im Vorausblick auf das übernächste Kapitel behalten Sie bitte im Gedächtnis, daß ein Kniefall des Königs vor Bischöfen und Reichsfürsten nicht grundsätzlich undenkbar ist.

Danach ging alles sehr schnell. Sofort wurde der neue Bischof geweiht: Eberhard, zuvor Kanzler des Königs. Unter demselben Datum des 1.11.1007 stattete Heinrich das Bistum mit Besitz aus, und zwar mit Grundbesitz, aber auch mit Eigenkirchen; das bedeutet z.B. bei einem Kloster, daß nicht der Mönchskonvent den Kloostervorsteher wählen darf, sondern daß diese vom Bischof direkt ernannt wird und daß dieser auch das volle Verfügungsrecht über die Kloostergüter hat. Es gibt Karten über die Ausstattung Bambergs, die ich Ihnen, graphisch etwas aufbereitet, hier zeigen möchte:



Sie sehen, blau eingezeichnet, die alten Diözesengrenzen der Bistümer Würzburg und Eichstätt, grün das neue Bistum, schwarz die deutschen Bischofssitze zur Orientierung und rot die Bamberger Ausstattung. Mittelalterliche Besitzverhältnisse sind immer kompliziert und unübersichtlich, aber eine derartige Streuung ist außergewöhnlich. Heinrich griff ohne Unterschied auf Königsgut und auf bayerisches Herzogsgut zu.

Hat der Kaiser einfach genommen, was zu kriegen war, oder steckte dahinter eine weitergehende Absicht? Einige Autoren vermuten in der Tat, daß Heinrich ganz bewußt ein Netz von Stützpunkten über das ganze Reich gelegt habe; dadurch sei Bamberg zu einer Art Superbistum geworden, das überall präsent war und zugleich in besonders enger Verbindung zum Königtum stand. Es sollte, so die Meinung, zu einer Art deutschem Rom werden, das sowohl Aachen aus seiner deutschen als auch Regensburg aus seiner bayerischen Zentralortfunktion verdrängen sollte; allerdings verlief die Entwicklung später anders, und Bamberg blieb ein kleines, wirtschaftlich schwaches Bistum.

Damit sind wir schon bei der Frage nach den Motiven für die Bistumsgründung. Das Protokoll der Frankfurt Synode nennt deren zwei: 1. der König habe, da seine Ehe kinderlos war, Gott zu seinem Erben eingesetzt und ihm durch die Bistumsgründung sein Erbe zuwenden wollen; 2. die slawische Bevölkerung im Ostteil der Würzburger Diözese könne so besser christianisiert werden.

Das zweite Argument gilt als vorgeschoben, da, wie zutreffend beobachtet wurde, Heinrich sonst keinen besonderen Missionseifer zeigte. Die Wahl des Ortes läßt sich vielmehr anders erklären, und damit kommen wir auf einen etwas dunklen Punkt in der Geschichte von Heinrichs Machtergreifung. In der weiträumigen Umgebung Bambergs hatte sich vom 9. Jahrhundert an ein Machtkomplex einer Grafenfamilie gebildet, die man nach ihrem Leitnamen als die Popponen bezeichnet; auch die Bezeichnung Babenberger (also Bamberger) ist üblich, aber mißverständlich, weil eine Benennung nach dieser Burg erst im 11. Jahrhundert vorkommt und weil nicht sicher ist, ob sie mit den anderen Babenbergern, die Otto II. zu Markgrafen von Österreich gemacht hatte, verwandt sind. Im 10. Jahrhundert erscheint speziell Bamberg als Reichsgut, wodurch sich das Machtzentrum der Popponen nach Schweinfurt verlagert.

Graf Heinrich von Schweinfurt (980–1017) gehört 1002 zu den wichtigsten Anhängern König Heinrichs; Thietmar von Merseburg berichtet, ihm sei als Lohn für diese Unterstützung die Nachfolge in Heinrichs bisheriger bayerischer Herzogswürde zugesagt worden. Nach erfolgter Königserhebung zögerte Heinrich II. die Erfüllung seines Versprechens hinaus; deshalb ging der düpierte Graf ein Bündnis mit dem König von Polen gegen das Reich ein. Dies gab Anlaß, ihn aus seiner Grafschaft zu vertreiben. Auf diese Weise – ich habe die Vorgänge etwas verkürzt dargestellt – wurde Bamberg und Umgebung für die Bistumsgründung frei.

Das andere Motiv – der kinderlose König setzt Gott selbst zum Erben ein – führt uns zur Frage nach den Eheverhältnissen des Kaisers und seinem persönlichen Charakter. Daß die Ehe zwischen ihm

und Kunigunde kinderlos bleiben würde, war offenbar sehr bald klar, aber dies als freiwillige Kinderlosigkeit zu deuten, gehört bereits in die Entwicklung, die aus ihm einen Heiligen machte. Heinrich und Kunigunde hätten eine sog. Josephsehe geführt und nicht wie Mann und Frau, sondern wie Bruder und Schwester miteinander gelebt. (Der wenig geschmackvolle Ausdruck "Josephsehe" bezieht sich auf die Ehe zwischen der Gottesmutter Maria und Joseph, die bekanntlich bis zur Geburt Christi unvollzogen war.)

Ein freiwilliger Verzicht auf Kinder ist sehr unwahrscheinlich, zumal Heinrich und Kunigunde offenbar eine glückliche und, wie es scheint, durchaus temperamentvolle Ehe geführt haben; Kunigunde erscheint fortlaufend als Intervenientin in Heinrichs Urkunden, und das Diktat läßt bisweilen durchblicken, wie beharrlich und energisch sie ihre Wünsche vorbrachte. Außerdem war eine nicht vollzogene Ehe rechtlich gar keine vollgültige Lebensgemeinschaft; für eine gültige Ehe sind nach kirchlichem Recht *contractio und consummatio*, Zustimmung **und** körperlicher Vollzug, erforderlich.

Von der Theorie der freiwilligen Enthaltbarkeit Heinrichs ist nur noch ein Schritt zur Verdächtigung der Kaiserin, ihre Bedürfnisse anderweitig gestillt zu haben. Die Legende der im Jahre 1200 ebenfalls heiliggesprochenen Kaiserin weiß zu berichten, sie habe sich durch ein Gottesurteil von diesem Verdacht reinigen müssen:



Sie sehen, wie die Kaiserin von zwei Bischöfen über die glühenden Pflugscharen geführt wird, während Heinrich mit durchaus gemischten Gefühlen zusieht; selbstverständlich übersteht die Heilige die Probe unversehrt. Bei normalen Menschen wurde statt dessen abgewartet, ob die Wunden komplikationslos heilten.

Persönliche Charakterzüge Heinrichs zu ermitteln, ist kaum möglich, da alle Berichte schon im Lichte der Kanonisation stehen. Auf keinen Fall hat man ihn sich als frömmelnden weltabgewandten Einsiedler vorzustellen. Wie energisch er seine Königserhebung betrieben hat – oder sollte man nicht vielleicht doch von Staatsstreich sprechen? –, habe ich schon geschildert. Überliefert ist auch eine gewisse Neigung zu groben Scherzen auf Kosten anderer. Dafür nur ein Beispiel, weil es uns zugleich an Bonifatius erinnert. In der Vita Bischof → Meinwerks von Paderborn wird berichtet, wie Heinrich die schlechten Lateinkenntnisse des Bischofs bloßstellte: er habe im Meßbuch dort, wo das Gebet *pro tuis famulis et famulabus* (für deine Diener und Dienerinnen) eingetragen war, heimlich das *fa* ausradiieren lassen, und der Bischof habe tags darauf unbeirrt vor dem ganzen Hof *pro tuis mulis et mulabus* (für deine Maulesel und Mauleselinnen) gesungen.

Zu erfahren, wie Heinrich aussah, haben wir keine Chance. Das folgende Bild von der Adamspforte des Bamberger Domes zeigt, wie alle anderen Darstellungen, nicht die Person, sondern den heiligen Idealkaiser:



Deshalb ist es auch völlig müßig, zu spekulieren, ob er etwa in dem berühmten Bamberger Reiter dargestellt sei:



Die Gründung des Bistums Bamberg war mit der Bischofsweihe Eberhards und der Ausstattung mit Gütern noch nicht beendet. Die Bischofsstadt brauchte auch einen repräsentativen Dom. Diese Kirche war 1007 bereits begonnen und wurde bis 1012 so weit fertiggestellt, daß in einer eindrucksvollen – man kann wohl sagen: noch nie dagewesenen – Zeremonie ihre 8 Altäre geweiht werden konnten, deren Patrozinien sorgfältig ausgewählt waren, aber Details führen hier zu weit. Den Hauptaltar weihte der Bamberger Bischof selbst; für die Weihe der übrigen Altäre wurden sieben Erzbischöfe herangezogen, und zwar diejenigen von Mainz, Köln, Trier, Magdeburg, Salzburg, ferner Aquileja und schließlich Gran in Ungarn.

Neben dieser Haupt- und Staatsaktion nimmt sich die übrige Politik Heinrichs eher bescheiden aus. Auffällig ist, daß er sich wenig für Italien interessierte. Zu Beginn seiner Regierung führte er 1004 einen Feldzug gegen Arduin von Ivrea, der sich, in der Tradition Berengars II., zum König von Italien hatte wählen lassen, was die Aufhebung der Personalunion zwischen Deutschland und Italien, wie sie seit Otto dem Großen bestand, bedeutet hätte. Dieser letzte "Nationalkönig" in Italien wurde aber schnell besiegt. Die Kaiserkrone empfing Heinrich dagegen erst 1014; bei diesem und einem weiteren Zug 1020 hielt er sich aber nicht länger als unbedingt nötig südlich der Alpen auf. Dagegen führte er vier Kriege gegen Polen, wobei er zeitweilig auch mit noch heidnischen Stämmen gegen den christlichen Herrscher von Polen verbündet war, ein Verhalten, das schon von den zeitgenössischen Chronisten kritisiert wurde.

Das verhinderte aber nicht, daß Heinrich II. 1147, Kaiserin Kunigunde 1200 heiliggesprochen wurden. Hier die Heiligensprechungsurkunde Papst Eugens III.:



Soviel zu Kaiser Heinrich II. Werfen wir als Übergang zum nächsten Kapitel einen ganz kurzen Blick auf die altbayerische Geschichte des 10. Jahrhunderts, die, im Vergleich mit der Epoche eines Heinrich des Zänkers, eigentlich recht langweilig ist:

| | |
|----------------------------|------------------|
| Heinrich IV. | 995–1004 |
| Heinrich V. | 1004–1009 |
| Heinrich IV. erneut | 1009–1017 |
| Heinrich V. erneut | 1018–1026 |
| Heinrich VI. | 1027–1042 |
| Heinrich VII. | 1042–1047 |
| Heinrich VI. erneut | 1047–1049 |
| Konrad I. | 1049–1053 |

| | |
|------------------------------|------------------|
| Heinrich VIII. | 1053–1054 |
| Konrad II. | 1054–1055 |
| Agnes | 1055–1061 |
| Otto | 1061–1070 |
| Welf I. | 1070–1077 |
| Heinrich VIII. erneut | 1077–1095 |

Wir haben einen fortlaufenden Wechsel der Herzöge, aber diese Liste verliert ihre Dramatik, wenn wir erkennen, daß sich hinter den Heinrichen mit der graden Ordnungszahl die Könige Heinrich II., III. und IV. verbergen, hinter Konrad II. ein zweijähriger Sohn Heinrichs III., der schon ein Jahr später starb, und hinter der auffälligen Herzogin Agnes die Witwe Heinrichs III., die Kaiserin Agnes:

| | | |
|------------------------------|------------------|-------------------------------------|
| Heinrich IV. | 995–1004 | = König/Kaiser Heinrich II. |
| Heinrich V. | 1004–1009 | |
| Heinrich IV. erneut | 1009–1017 | = König/Kaiser Heinrich II. |
| Heinrich V. erneut | 1018–1026 | |
| Heinrich VI. | 1027–1042 | = König/Kaiser Heinrich III. |
| Heinrich VII. | 1042–1047 | |
| Heinrich VI. erneut | 1047–1049 | = König/Kaiser Heinrich III. |
| Konrad I. | 1049–1053 | |
| Heinrich VIII. | 1053–1054 | = König/Kaiser Heinrich IV. |
| Konrad II. | 1054–1055 | = Sohn Heinrichs III. |
| Agnes | 1055–1061 | = Kaiserin Agnes |
| Otto | 1061–1070 | |
| Welf I. | 1070–1077 | |
| Heinrich VIII. erneut | 1077–1095 | |

Das bedeutet, daß in diesen 100 Jahren die deutschen Könige das bayerische Herzogtum 60 Jahre lang in Personalunion mitverwalteten und es immer nur zeitweise an andere Personen ausgaben. Die Gründe dafür waren in der Regel reichspolitischer, d.h. nicht bayernspezifischer Natur. Ich will die dahinterstehenden Ereignisse deshalb nicht im einzelnen vorführen. Interessant ist eigentlich nur der vorletzte Name; mit dem kündigt sich neues Geschlecht an, das anschließend bis 1180 unsere Aufmerksamkeit verlangt; es wird sie im nächsten Kapitel auch erhalten.

10. KAPITEL: SIEBEN UND ZWEI FAHNEN – DIE ENTSTEHUNG DES HERZOGTUMS ÖSTERREICH

IM VORIGEN KAPITEL HABE ich ganz kurz Welf I. erwähnt, der von 1070 bis 1077 bayerischer Herzog war. Mit ihm tritt eine der berühmtesten und wichtigsten mittelalterlichen Hochadelsfamilien in die bayerische Geschichte ein: die Welfen. Wer von Ihnen nicht gerade in Braunschweig und Umgebung aufgewachsen ist oder vielleicht auch in Lübeck, kennt die mittelalterlichen Welfen wahrscheinlich nur

als Konkurrenten der Staufer – wenn wir von heutigen Nachfahren dieser Familie wie etwa dem Prügelprinzen einmal absehen.

Der staufisch-welfische Gegensatz ist eines der Standardthemen mittelalterlichen Prüfungen, aber die Bedeutung der Familie geht über diesen einen Aspekt weit hinaus. Die Welfen bildeten eine europaweit verbreitete und auch sehr alte Adelsfamilie, der gegenüber die Staufer eigentlich nur lokale Parvenüs waren, die zwar einen kometenhaften Aufstieg nahmen, dann aber nach drei – oder großzügig gerechnet: nach fünf – Generationen wieder von der Bühne abtraten.

Über den Ursprung der welfischen Familie berichtet die *Historia Welforum*, die um 1200 von einem Weingartner Kleriker niedergeschriebene Familienchronik: "Man sagt, daß einer der ältesten Vorfahren die Tochter eines römischen Senators namens Catilina heimgeführt und den mit ihr erzeugten Sohn Catilina genannt habe. Weil dieses Wort nun verdeutscht Welf lautet, gefiel es allen, die Muttersprache zu Wort kommen zu lassen und ihn statt des römischen Namens Catilina auf deutsch Welf zu nennen." Tatsächlich kommt der Name Catilina von *catulus* her, das ist der Welp. Die eigene Familie von antiken Vorfahren abzuleiten, wird im Hochmittelalter allmählich Mode; wir brauchen auf den Wahrheitsgehalt nicht näher einzugehen.

Interessanterweise schreibt der Autor der *Historia Welforum* etwas später aber Folgendes: "Den Geschlechterfolgen unserer Fürsten haben wir mit größtem Fleiß nachgespürt, und wir haben uns dabei sehr bemüht, in verschiedenen Chroniken, Geschichtsbüchern und alten Urkunden zu suchen. Doch wir fanden keinen mit Namen genannt vor dem Grafen Welf, der zur Zeit Karls des Großen gelebt hat." Dieser Forschungsstand des Jahres 1200 hat sich bis heute nicht geändert.

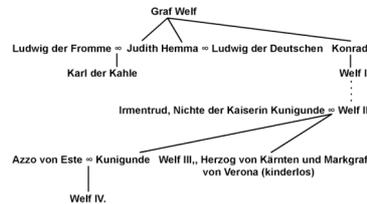
Graf Welf hatte zwei Töchter. Eine davon ist die berühmte Judith, die Kaiser Ludwig der Fromme in zweiter Ehe heiratete; sie gilt als die Zwietrachtstifterin der karolingischen Geschichte, weil sie, verständlicherweise, versuchte, ihrem Sohn Karl dem Kahlen einen Anteil am Erbe Ludwigs des Frommen zu verschaffen. Die zweite Tochter Hemma heiratete Ludwig den Deutschen, also die bayerische Variante der Karolinger. Dadurch geriet die Familie in die karolingischen Erbstreitigkeiten und zerfiel in zwei Linien, von denen uns im folgenden nur noch die östliche Linie zu beschäftigen hat. Diese weist im 9. und 10. Jahrhundert umfangreichen Besitz in Süddeutschland auf, so bei Augsburg, im Ammergau, im Inntal, im Vinschgau, in Churrätien und nördlich des Bodensees; dortige Zentren sind das um 1000 gegründete Stift Weingarten



und die im Laufe des 11. Jahrhunderts errichtete Ravensburg.

In diesem 11. Jahrhundert gelang es der Familie, erneut das zu erreichen, was die heutigen Historiker gerne "Königsnähe" nennen: durch Einheirat der Töchter in die Herrscherfamilie oder umgekehrt gerieten auch die männlichen Mitglieder ins Blickfeld des Kö-

nigs und empfahlen sich für höhere Aufgaben. Wir wissen zuverlässig, daß Welf II. mit Irmentrud, einer Nichte der Kaiserin Kunigunde, verheiratet war. Das Ehepaar hatte zwei Kinder, die phantasievollerweise Welf und Kunigunde genannt wurden:



Welf III. schaffte nun den Sprung auf die Fürstenebene als Herzog von Kärnten und Markgraf von Verona. Die Nähe zu Italien schlug sich in der Ehe seiner Schwester mit dem Markgrafen Azzo von Este nieder. Allerdings starb Welf III. kinderlos, und demnach wären die Welfen mit ihm ausgestorben, wenn man sich eines streng patrilinearen Genealogieverständnisses bedienen will. Davon kann aber vor dem 15. Jahrhundert keine Rede sein, und so gelang es Kunigunde, ihrem Sohn Welf IV. auch das umfangreiche süddeutsche Erbe seines Onkels zu bewahren, freilich nicht die Herzogswürde.

Nun verquickt sich die Geschichte der Welfen mit dem sog. Investiturstreit. Auf ihn werde ich selbstverständlich nicht im Détail eingehen; ich darf lediglich daran erinnern, daß er auf mehreren Konfliktfeldern gleichzeitig stattfand und daß neben dem spektakulären Streit zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. eine ebenso verbissene Auseinandersetzung zwischen dem König und dem deutschen Adel erfolgte. Diese zweite Ebene bestand sogar schon vor dem Streit mit Gregor VII. und führte dazu, daß Heinrich IV. 1070 den noch von seiner Mutter Agnes eingesetzten bayerischen Herzog Otto von Nordheim absetzte und die Herzogswürde auf Welf IV. übertrug. So weit, so gut – aber als nun der Konflikt des Königs mit dem Papst hinzukam, wechselte Welf auf die Seite des Papstes; deshalb entzog ihm Heinrich IV., als er, aus Canossa zurückgekehrt, in Ulm 1077 einen Reichstag abhielt, das Herzogtum und nahm Bayern in eigene Verwaltung.

Der Preis, der Welf IV. auf die päpstliche Seite gelockt hatte, war weiblicher Natur: die berühmt-berüchtigte Markgräfin Mathilde von Tuszien. Sie war nicht nur überaus fromm, sondern auch überaus reich, und sie wurde nun, mit päpstlichem Segen, mit dem Sohn Welfs IV. verheiratet, Welf V. Die beiden Eheleute waren sich von Anfang an absolut unsympathisch, was wohl auch, aber nicht nur darauf beruhte, daß er 17 und sie 43 Jahre alt waren; allerdings gaben schon die Zeitgenossen die entsprechenden Kommentare zu diesem Altersunterschied ab. Es spricht auch einiges dafür, daß Mathilde sich generell nicht für Männer interessierte.

Auch die geschäftliche Seite erwies sich als Bluff, denn Mathilde hatte bereits ein Testament errichtet, in dem sie die Römische Kirche als ihren Erben eingesetzt hatte, so daß für den Ehemann nichts mehr übrig blieb. Schließlich wurde die Ehe 1096 getrennt –

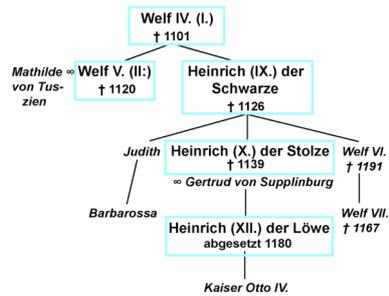
das war möglich, denn sie war nie vollzogen worden –, und Welf IV. söhnte sich mit Heinrich IV. aus, der ihn daraufhin wieder als Herzog von Bayern einsetzte.

| | | |
|------------------------------|------------------|------------------------------|
| Agnes | 1055–1061 | = Kaiserin Agnes |
| Otto | 1061–1070 | |
| Welf I. | 1070–1077 | |
| Heinrich VIII. erneut | 1077–1095 | = Kaiser Heinrich IV. |
| Welf I. erneut | 1096–1101 | |

Als dann ganz am Ende der Regierung Heinrichs IV. dessen Sohn und Mitkönig Heinrich V. gegen seinen Vater rebellierte, stand Bayern von Anfang an auf der Seite des (erfolgreichen) Sohnes, so daß den Welfen die Herzogswürde in Bayern gesichert war. Welf IV. (= in Bayern I.) blieb also im Amt, dann folgte 1101 Welf V. (= II.), der gewesene Gatte der Mathilde von Tuszien und schließlich 1120 dessen Bruder Heinrich IX. der Schwarze. Seinem Sohn Heinrich X. dem Stolzen eröffnete sich die Aussicht auf eine noch steilere, geradezu gipfelstürmende Karriere, denn er wurde mit der Tochter des neuen Königs Lothar III. verheiratet.

| | | |
|----------------------------------|------------------|--|
| Welf I. erneut | 1096–1101 | wechselt auf die Seite Heinrichs V. |
| Welf II. | 1101–1120 | |
| Heinrich IX. der Schwarze | 1120–1126 | Bruder Welfs II. |
| Heinrich X. der Stolze | 1126–1139 | Schwiegersohn Kaiser Lothars III. |

An dieser Stelle müssen wir wieder einen Blick auf die außer-bayerische Reichsgeschichte werfen, denn diese Ehe war auch ursächlich für den späteren Sturz der Welfen als bayerische Herzöge, wenn das auch zum damaligen Zeitpunkt noch niemand voraussehen konnte. Kaiser Heinrich V. war 1125 gestorben, ohne daß für seine Nachfolge vorgesorgt war. Einen Sohn, den er zu Lebzeiten zum König und Nachfolger hätte wählen lassen können, besaß er nicht, sondern nur eine Tochter. Der Sohn dieser Tochter, der schwäbische Herzog Friedrich aus dem Hause der Staufer, konnte sich deshalb berechnete Hoffnungen auf die Königswahl machen; er wurde aber vom Mainzer Erzbischof ausgetrickst zugunsten des Herzogs von Sachsen, Lothars von Supplinburg, wobei der bayerische Herzog mit von der Partie war. Er wurde zweifellos dadurch geködert, daß Lothar ihm die Hand seiner Tochter Gertrud von Supplinburg versprach:



Da auch Lothar III. außer dieser Tochter keine Kinder hatte, war der bayerische Schwiegersohn der gegebene Nachfolger, zumal ihm der König kurz vor seinem Tode auch noch das eigene, sächsische Herzogtum übertragen und die Reichsinsignien ausgehändigt hatte.

Nun aber wiederholt sich die Situation von 1125: der aussichtsreichste Kandidat wird ausgetrickst, und zwar diesmal vom Erzbischof von Trier und den Staufern; aus einer überraschend angesetzten Wahl geht der Bruder des 1125 übergangenen Friedrich, Konrad, als König Konrad III., hervor, und er kann sich gegen den übermächtigen Heinrich den Stolzen auch durchsetzen.

Natürlich stellt sich uns die Frage: wie war das möglich?

Heinrichs Ausgangsposition war ja viel besser als die des Staufers 1125. Er war im Besitz zweier Herzogtümer, und der Vorgänger hatte ihn designiert; all das hatte 1125 gefehlt. Einer der Gründe für seinen

Mißerfolg dürfte im Charakter Heinrichs gelegen haben: der Welfe trägt nicht zufällig den Beinamen "der Stolze". Mit anderen Worten: er ging in unbeherrschter und hochfahrender Weise mit seinen Mitmenschen um, sogar mit dem Papst, mit dem er auf Kaiser Lothars Italienzügen mehrere Zusammenstöße hatte und der deshalb ausdrücklich vor seiner Königswahl warnte. Das waren Eigenschaften, die der welfischen Familie insgesamt zu eigen waren, wie aus vielen Beispielen hervorgeht – etwa bei Kaiser Otto IV., dem Enkel Heinrichs des Stolzen –; Eigenschaften, die der welfischen Familie offenbar bis heute erhalten geblieben sind, auch wenn die Vornamen "Ernst" und "August" erst später üblich wurden.

Heinrich der Stolze mußte zwar schließlich die Reichsinsignien herausrücken, aber er blieb mit seinen beiden Herzogtümern Bayern und Sachsen die mächtigste Gestalt im Reich, neben der Konrad III. nur die Karikatur eines Königs war. Dieser ließ deshalb durch ein Fürstenweistum den Rechtsgrundsatz aufstellen, niemand dürfe zwei Herzogtümer gleichzeitig in Besitz haben. Gestützt auf dieses Weistum forderte der König Heinrich auf, auf eines seiner beiden Gebiete zu verzichten. Heinrich weigerte sich. Daraufhin erkannte der König ihm beide Herzogtümer ab und vergab sie neu, und zwar Sachsen an den Askanier → Albrecht den Bären und Bayern an den Markgrafen der bayerischen Ostgrenze, den Babenberger → Leopold IV. Allerdings konnte sich keiner der beiden in seinem neuen Gebiet wirklich durchsetzen, auch wenn Heinrich der Stolze schon ein Jahr später starb.

Am wenigsten gelang es dem Askanier; deshalb konnte Heinrichs gleichnamiger Sohn, Heinrich mit dem Beinamen "der Löwe", 1142 sein sächsisches Erbe antreten, zumal sich seine Groß-

mutter, die Kaiserinwitwe Richenza, energisch für ihn einsetzte. Bayern blieb ihm aber, zumindest juristisch, vorenthalten. Noch einmal eine optische Verdeutlichung dieser etwas verwirrenden Verhältnisse:

| Reich | Bayern | Sachsen |
|--|--|--|
| Lothar III. (– 1137) | Heinrich der Stolze | Heinrich der Stolze (seit 1137) |
| Konrad III. (1138 – 1152) | Heinrich der Stolze abgesetzt 1138 († 1139) | Heinrich der Stolze abgesetzt 1138 († 1139) |
| | Leopold IV. 1138 – 1141 | Albrecht der Bär 1138 – 1142 |
| | Heinrich II. Jasomirgott 1143 – 1156 | Heinrich der Löwe 1142 – 1180 |
| Friedrich I. Barbarossa 1152 – 1190 | Heinrich der Löwe 1156 – 1180 | |

König Konrad III. regierte zwar noch bis 1152 als König, aber es war, wie Horst Fuhrmann zutreffend formuliert hat, ein "Königtum ohne Glanz"; als erster deutscher König seit Otto I. schaffte er es auch nicht, die Kaiserkrone zu erlangen. Deshalb war die Königswahl von 1152 besonders spannend, zumal man allenthalben ein Ende des verderblichen staufisch-welfischen Gegensatzes wünschte.

Der Kompromißkandidat war bekanntlich Friedrich Barbarossa, der über seine Mutter mit Heinrich dem Löwen und über seinen Vater mit Konrad III. verwandt war. Bei den Verhandlungen, die der Wahl vorausgingen, wurde zweifellos schon damals vereinbart, was Barbarossa dann 1156 in die Tat umsetzte, nämlich die Wiedereinsetzung Heinrichs des Löwen in sein bayerisches Herzogtum. Allerdings mußte auch Heinrich zum Ausgleich beitragen: er stimmte zu, daß der babenbergische Herzog dadurch entschädigt wurde, daß seine Markgrafschaft von Bayern abgetrennt und zu einem eigenständigen Herzogtum Österreich erhoben wurde. Dieser Herzog, der verwirrenderweise ebenfalls Heinrich hieß, führte bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit die religiöse Bekräftigungsformel „Ja, so mir Gott helfe“ im Munde; er trägt deshalb den Beinamen "Jasomirgott".

Der endlich erzielte Kompromiß wurde in einer feierlichen Handlung auf einer Wiese östlich von Regensburg öffentlich zelebriert. Otto von Freising berichtet in seiner Chronik der Taten Friedrichs darüber wie folgt:

"Heinrich der Ältere gab die Herzogsgewalt in Bayern durch sieben Fahnen zurück. Sie wurden dem jüngeren Heinrich übergeben, und dieser gab durch zwei Fahnen die Ostmark mit den seit alters dazugehörigen Grafschaften zurück. Dann bildete (der Kaiser) aus dieser Mark und den Grafschaften, die man drei nennt, auf Grund eines Urteils der Fürsten ein Herzogtum und übertrug es mit zwei Fahnen nicht nur ihm persönlich, sondern auch seiner Gemahlin und bestätigte ihm durch Privileg, daß das in Zukunft von keinem

seiner Nachfolger geändert oder aufgehoben werden könne. Dies geschah im fünften Jahre seines Königtums, im zweiten des Kaisertums."

Der Verzicht auf die bayerische Herzogswürde wurde Heinrich Jasomirgott noch durch zusätzliche Privilegien in seinem neuen Herzogtum versüßt, und zwar u.a. durch die Möglichkeit der weiblichen Erbfolge und, im Falle der völligen Erbenlosigkeit, sogar durch das sog. *ius affectandi*, das Recht, sich selbst einen Erben auszusuchen. Diese Vorrechte waren damals zwar nicht völlig neu, aber doch noch sehr ungewöhnlich. Deshalb wurde zusätzlich zum Belehnungsakt noch eine Urkunde ausgestellt. Das war bei Belehnungen damals eigentlich noch nicht üblich, aber in diesem besonderen Fall schien es den Beteiligten sinnvoll und nützlich.

Diese Urkunde Kaiser Friedrich Barbarossas zählt nun zu den berühmtesten Urkunden des Mittelalters überhaupt. Sie ist das sog. *privilegium minus*. Ich zeige Ihnen die Abschrift aus dem Lonsdorfer Kodex, dem wir schon den Stiftbrief für Kremsmünster entnommen hatten; die Urkunde Friedrich Barbarossas ist dabei in eine Bestätigung seines Enkels Friedrichs II. inseriert. Sie sehen rechts unten die Randbemerkung: *Marchia Austrie fit ducatus* (die Mark Österreich wird Herzogtum):



Aber warum zeige ich Ihnen keine Abbildung des Originals, und warum heißt die Urkunde *privilegium minus*? Wenn es ein *privilegium minus* gibt, muß es logischerweise auch ein *privilegium maius* geben, und so ist es in der Tat, aber die Details heben wir uns bis zum 21. Kapitel auf.

Die Abtrennung Österreichs war die zweite Verkleinerung des bayerischen Stammesherzogtums, nach der 976 erfolgten Selbständigwerdung Kärntens. Für Kärnten ließ sich dies historisch begründen: hinter dem neuen Herzogtum stand der alte, ursprünglich unabhängige slawische Herrschaftsbezirk. Wie aber sah es mit Österreich aus? Oder anders gefragt: welche Rolle spielte die Maßnahme von 1156 beim "Werden" des Landes Österreich?

Es gibt dazu zwei Auffassungen, die bayerische und die österreichische. Die bayerische Auffassung besagt, von 1156 an habe sich in dem neuen Herzogtum allmählich ein besonderes, vom bayerischen unterschiedenes Identitätsbewußtsein herausgebildet, das dem juristischen Konstrukt eine emotionale Grundlage gab.

Die österreichische Auffassung argumentiert dagegen, das besondere Identitätsbewußtsein sei bereits seit längerem vorhanden gewesen; die Herzogserhebung von 1156 habe also nur die längst überfälligen Konsequenzen aus einer bereits eingetretenen Entwicklung gezogen. In diesem Zusammenhang wird auch darauf hingewiesen, daß der Passauer Bischof Altmann in der zweiten Hälfte seines Pontifikates, als er mit Kaiser Heinrich IV. im Konflikt

lag, im Babenbergschen Teil seiner Diözese Aufnahme fand, die damals also ein Jahrzehnt lang eine Sonderentwicklung nahm.

Die österreichischen Historiker suchen auch mit Eifer nach der Quelle, in der erstmals das Wort "Österreich" auftaucht. Nach derzeitigem Stand ist das eine Urkunde Kaiser Ottos III. für den Bischof von Freising, in der er diesem *res in regione vulgari vocabulo Ostarrichi in marcha et in comitatu Heinrici comitis filii Liutpaldi marchionis* gelegen schenkt, also "Güter in der Gegend, die auf Deutsch *Ostarrichi* heißt, in der Mark und Grafschaft des Grafen Heinrich, Sohnes des Markgrafen Liutpold". Diese Urkunde datiert vom 1.11.996, weshalb 1996 eine Tausendjahrfeier Österreichs begangen worden ist. Der Kaiser fügt allerdings hinzu, daß diese Schenkung auf ausdrückliche Bitten des Herzog von Bayern geschehen sei, in dem wir also den eigentlichen Schenker sehen müssen.

Ich überlasse dieses Problem des Vorrangs von Henne und Ei Ihrer eigenen Bewertung und wende mich wieder Heinrich dem Löwen zu. Heinrich ist, ähnlich wie Tassilo III., immer noch eine emotional besetzte Gestalt. Er war seit 1156 Herzog von Bayern und Sachsen, aber was war er in erster Linie? Der Urkundenwissenschaftler würde antworten: wo deine Kanzlei ist, da ist auch dein Herz. Die Kanzlei Heinrichs saß in Braunschweig und hat eifrig Urkunden ausgestellt, die in einem eigenen Diplomata-Band der MGH ediert sind; eine bayerische Abteilung oder eine bayerische Außenstelle gab es nicht.

Man wird auch aus bayerischer Sicht zugeben müssen, daß der Schwerpunkt der Tätigkeit Heinrichs wirklich in Norddeutschland lag, denn dort hatte er viel größere Entfaltungsmöglichkeiten. Die Mission der Gebiete östlich der Elbe war noch keineswegs abgeschlossen, es gab in den 1140er Jahren einen regelrechten Kreuzzug gegen die Wenden, und 1154 gründete Heinrich das Bistum Ratzeburg, 1158 das Bistum Schwerin. Der Kaiser ließ ihm dabei freie Hand, duldete also, daß der Herzog Rechte ausübte, die an sich dem König vorbehalten waren; das Recht, die Bischöfe einzusetzen, erteilte er ihm 1154 in einer eigenen, mit Goldsiegel versehenen Urkunde. Heinrich der Löwe hatte also, um letztmals in dieser Vorlesung das ominöse Wort zu verwenden, in Sachsen eine "königsgleiche" Stellung inne. Diese Stoßrichtung nach Osten geht auch nach dem Sturz Heinrichs des Löwen weiter und mündet schließlich in das Gebiet, das später nach den einheimischen (im 12. Jahrhundert noch heidnischen) Bewohnern benannt wird, den Pruzzen oder neuhochdeutsch Preußen. Aber dazu mehr im 11. Kapitel.

In Bayern gab es dagegen für Heinrich den Löwen viel weniger Entfaltungsmöglichkeiten. Dieses Herzogtum war, zumal nach dem Ausscheiden Österreich, ein Binnenstaat; allenfalls nach Böhmen zu gab es noch eine interessante Grenze, aber gerade dort lag auch das besondere Interessengebiet der staufischen Familie.

11. KAPITEL: KEIN FRÖHLICHES BRÜCKENFEST – DIE ANFÄNGE MÜNCHENS

WENN HEINRICH DER LÖWE, wie im vorigen Kapitel geschildert, auch überwiegend in Sachsen tätig war und sich dort nicht nur Freunde, sondern auch Feinde zu machen verstand, so muß doch ein bayerisches Ereignis erwähnt werden, das bis heute nachwirkt – ob im Guten oder im Schlechten, sei dahingestellt; die Meinungen dazu sind in Ober- und in Niederbayern durchaus geteilt.

Die alte Römerstraße von Augsburg nach Wels überquerte bei Föhring (heute Oberföhring), gut 20 km südlich von Freising, die Isar. Die Straße war auch im Mittelalter von Bedeutung, weil auf ihr das Salz aus den Alpen in Richtung Schwaben transportiert wurde. Föhring war bereits in karolingischer Zeit im Besitz der Freisinger Kirche, die die hölzerne Brücke instand hielt und dort einen Markt und eine Münzstätte besaß. Für die Benutzung mußte, wie das im Mittelalter üblich war, Maut, also Brückenzoll, bezahlt werden – eine wichtige Einnahmequelle des Freisinger Bischofs. Diese Brücke ließ nun Heinrich der Löwe im Frühjahr 1158 überfallen und niederbrennen. Die Salzstraße verlegte er einige Kilometer weiter südlich zu einem bis dahin völlig unbedeutenden Ort auf herzoglichem Gebiet namens *Munichen*. Wahrscheinlich bestand dort ein Klosterhof des benachbarten Klosters Schäftlarn, deshalb der Name und später auch der "Mönch im Wappen", der schließlich mißverstanden zum "Münchner Kindl" umgedeutet wurde.

Auf der Internetseite der Stadt München las sich der Vorgang von 1158 im Jahre 2002 folgendermaßen (orthographisch unverändert wiedergegeben): "Damals ärgerte sich der Herzog, daß nur der Bischoff (!) von Freising berechtigt war die Zölle der Kaufleute, die das Berchtesgardener (!) Salz in die deutschen Reichsstädte brachten zu erheben. Denn dieser besaß als einziger eine Brücke über die Isar. Der Herzog ließ einfach eine zweite Brücke in der Nähe einer kleinen Klostersiedlung errichten (!), nachdem – wie durch Zufall – die Brücke des Bischofs (!) niedergebrannt war. Von nun an hatten die Kaufleute den Brückenzoll an ihn zu entrichten."

Im Jahre 2007 war daraus Folgendes geworden – Sie kommen am besten dorthin, indem Sie die Suchmaschine nach "München + Geschichte" suchen lassen; die gesamte Internetseite Münchens ist ein Muster an Unübersichtlichkeit –: "München tritt als 'Munichen' erstmals in das Licht der Geschichte. Der Ort ist Gegenstand eines Streits zwischen Bischof Otto von Freising und dem Herzog von Sachsen und Bayern, Heinrich dem Löwen, vor Kaiser und Reichstag in Augsburg." Das war alles.

2010 lasen wir: "München im Mittelalter: die Geschichte der Stadt München beginnt spät. 1158 wird die Stadt erstmals erwähnt und leitet ihren Namen seitdem von einem Mönch ab. 100 Jahre später wird aus dem kleinen Markort die Residenz eines von zwei, später sogar vier bayerischen Teilherzogtümern. Diese finden sich ab 1508 wieder in einer Hand vereinigt und München ist nun die Hauptstadt des gesamten Herzogtums Bayern."

Mittlerweile – November 2013 – ist daraus Folgendes geworden: "Herzog Heinrich der Löwe ist der eigentliche Gründer Münchens. Um den einträglichen Salzhandel von Reichenhall und Hallein nach Augsburg auf sein Gebiet isaraufwärts umzuleiten, entbrannte ein Streit zwischen Herzog Heinrich und dem Bischof von Freising. Es ging um die Verlegung des Markts bei Föhring samt Zollbrücke und Münzrecht an die Isar-Furt 'bei munichen'. Die Kontrahenten einigten sich auf dem von Kaiser Barbarossa einberufenen Reichstag zu Augsburg, auf dem im sogenannten 'Augsburger Vergleich' vom 14. Juni 1158 die erste urkundliche Erwähnung Münchens erfolgte: Kaiser Barbarossa erklärte darin die Verlegung des Marktes für gültig und verpflichtete Heinrich den Löwen dafür zur Zahlung 'eines Drittels des Gesamteinkommens aus seinem Marktzoll zu München' an den Bischof von Freising. Die Landeshauptstadt München begeht den Jahrestag der Stadtgründung mit einer zweitägigen Geburtstagsfeier für die Münchner Bevölkerung, zu der Gäste von nah und fern herzlich willkommen sind."

Ich wollte Ihnen eigentlich an dieser Stelle auch den Bericht Ottos von Freising über das Ereignis vorlesen, der sicher weniger forsch-fröhlich ausgefallen wäre; immerhin war er der damals amtierende Freisinger Bischof. Aber er berichtet in seiner Chronik der Taten Kaiser Friedrichs kein Wort darüber, ob aus Scham oder aus Verdrängung, können wir nicht beurteilen. Der ganze Vorgang war – man kann es nicht anders bezeichnen – ein Akt des Terrorismus, ähnlich wie die Besetzung Kuwaits durch den Irak im Jahre 1990. Daß der Bischof beim Kaiser Klage führte, war selbstverständlich, aber obwohl er mit Barbarossa genauso eng verwandt war wie Heinrich der Löwe, stieß er nur auf geringe Aktivität. Der Kaiser zwang dem Bischof vielmehr einen Vergleich auf, der einseitig den Herzog begünstigte. In der darüber ausgestellten, an den Bischof gerichteten Urkunde heißt es (vom viertletzten Wort der 3. Zeile an):



Inde est, quod controversia, que inter te, karissime patre, qui in presentiarum Frisingen. episcopatus geris dignitatem, et nobilissimum consanguineum nostrum Heuricum ducem Bawarie et Saxonie super foro apud Vering et Munichen dinoscitur agitari, ita coram nostra et principum presentia decidere curavimus, ut deinceps omnis contentionis, que ob hanc rem inter vos haberi posset, sublata credatur occasio. (Deshalb haben wir den Streitfall, der zwischen dir, geliebtester Onkel, der du derzeit die Würde des Freisinger Bischofsamtes innehast, und unserem hochedlen Verwandten Heinrich, dem Herzog von Bayern und Sachsen, wegen des Marktes bei Föhring und München geführt wird, in unserer und der Fürsten Anwesenheit so entscheiden lassen, daß wohl künftig jeder Anlaß einer Auseinandersetzung, die deswegen zwischen euch aufkommen könnte, ausgeräumt ist.)

Es ist schon bemerkenswert, wie hier das Opfer zum Mittäter umgedeutet wird. Man habe sich, heißt es weiter, auf folgenden

Vergleich geeinigt: "Der Markt, der in Föhring zu sein pflegte, und die Brücke mit der Zollstelle wird künftig dort nicht mehr sein und auch nicht die Münzstätte. Zum Ausgleich dafür überließ unser Verwandter Herzog Heinrich der Freisinger Kirche ein Drittel des gesamten Ertrages, den der Zoll seines Marktes in München erbringen wird, sei es durch die Abgabe auf das Salz, sei es auf andere große oder kleine Handelswaren, ob sie nun ein- oder ausgeführt werden." In ähnlicher Weise wird auch das Münzrecht geregelt.

22 Jahre später, am 13. Juli 1180, liest sich der Vorgang in einer Urkunde desselben Kaisers wie folgt:



"... daß der adlige Mann Heinrich ... den Markt in Föhring mit der Brücke, welchen (die Freisinger) Kirche seit unvordenklichen Zeiten unangefochten besaß, zerstörte und ihn gewaltsam in das Dorf München verlegte."

Dies sei dem Kaiser selbst bekannt, und zusätzlich habe es der Bischof durch 7 Zeugen bewiesen, nämlich den Erzbischof von Salzburg, den Bischof von Regensburg, den Markgrafen von Istrien, den Grafen von Sulzbach, den Pfalzgrafen von Bayern und seinen Bruder und den Burggrafen von Nürnberg. (Einige der Herren werden uns in den nächsten beiden Kapiteln wieder begegnen.) "Folglich ist über diesen Rechtsfall auf geschehenes Urteilsbegehren von den Fürsten unseres Hofes entschieden worden, daß die kaiserliche Majestät des besagten Heinrich frevelhafte Tat gänzlich für kraftlos und rechtsunerheblich erklären müsse." Unter den Zeugen der Urkunde finden wir neben den schon genannten 7 auch noch die Bischöfe von Passau, Chur und Mantua, den Reichskanzler und einen namentlich genannten Notar, also eine überaus erlauchte Versammlung.

Zwischen diesen beiden Urkunden, die in der Sekundärliteratur dramatisch als die "Gründungsurkunde" und das "Todesurteil" Münchens bezeichnet werden, muß sich das Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinem mächtigsten Lehnsmanne also ebenso dramatisch verändert haben. Wenn Friedrich Barbarossa sich zunächst auf die Restitution Heinrichs in Bayern einließ und ihn anschließend auch bei rechtlich bedenklichen Handlungen in Schutz nahm, so lag das ganz einfach daran, daß er ihn brauchte. Schon als nach der Kaiserkrönung die überrumpelten Römer über die Festgesellschaft herfielen, war es Heinrich der Löwe, der die Situation rettete, und auch an den späteren Italienzügen nahm, wenn nicht der Herzog selbst, so doch ein bedeutendes bayerisches Heereskontingent teil.

Zur Krise kam es, als 1176 Heinrich seinem Vetter die dringend benötigte Hilfe verweigerte, obwohl dieser ihn während einer Unterredung in Chiavenna in einem dramatischen Auftritt darum

bat; einige Quellen berichten, er sei vor Heinrich auf die Knie gefallen. Im 19. Jahrhundert stellte man sich die Szene wie folgt vor:



Der Herzog macht sich also nicht einmal die Mühe, vom Pferd abzustiegen.

Ob der Kaiser vor seinem Lehnsmann tatsächlich einen Kniefall gemacht hat, ist ein interessantes Lehrstück der Quellenkritik, und ganz unmöglich ist es, wenn wir uns an Heinrich II. erinnern, auch nicht; aber was wirklich geschehen ist, werden wir nie mehr herausfinden. Die *Détails* sind im Grunde auch entbehrlich. Rechtlich war Heinrich nicht zur Hilfe verpflichtet, und wenn es tatsächlich einen Kniefall gab, hat die moralische Erpressung diesmal – anders als auf der Frankfurter Synode von 1007 – nicht zum Ziel geführt. Zu den Quellen ist noch anzumerken, daß sie sämtlich erst nach dem Sturz Heinrichs, teilweise sogar erst zur Zeit seines Enkels Otto von Braunschweig entstanden sind, mit dem wir uns ebenfalls noch beschäftigen werden; also ganz ähnlich wie bei den Quellen über den Sturz Tassilos III., die auch alle erst *post festum* und im Lichte späterer Ereignisse entstanden sind.

Es war also die *nota superbia*, der bekannte Hochmut der Welfen, der schon Heinrichs Vater Heinrich den Stolzen um die Krone gebracht hatte, welcher hier zum Bruch eines bislang funktionierenden, stillschweigenden Einverständnisses führte. Als dann 1179/80 der sächsische Adel Klage gegen den Herzog erhob, ließ der Kaiser dem Recht seinen Lauf und sprach schließlich die Absetzung Heinrichs in beiden Herzogtümern aus. Der Prozeß und die darüber ausgestellte sog. Gelnhäuser Urkunde gehören ebenfalls zum Standardrepertoire der deutschen Mediävistik, aber wiederum steht Sachsen im Mittelpunkt, nicht Bayern. Der Affront von Chiavenna bildete keinen Rechtsgrund des Verfahrens – Barbarossa ging also klüger vor als Karl der Große im Prozeß gegen Tassilo –, aber der Chronist Otto von St. Blasien schreibt ausdrücklich, der Kaiser habe sich an den Vorfall erinnert und deshalb dem Herzog seine Huld entzogen.

Heinrich der Löwe, zu dessen Gunsten sich übrigens in Bayern keine Hand rührte, verlor seine beiden Herzogtümer, aber er blieb dennoch Herzog – nach seiner Auffassung wohl ein landloser Herzog im Wartestand, wie er selbst dies bis 1156 und sein Urgroßvater Welf I. zwei Jahrzehnte lang gewesen waren –, und als solcher führte er weiterhin ein herzogliches Siegel:

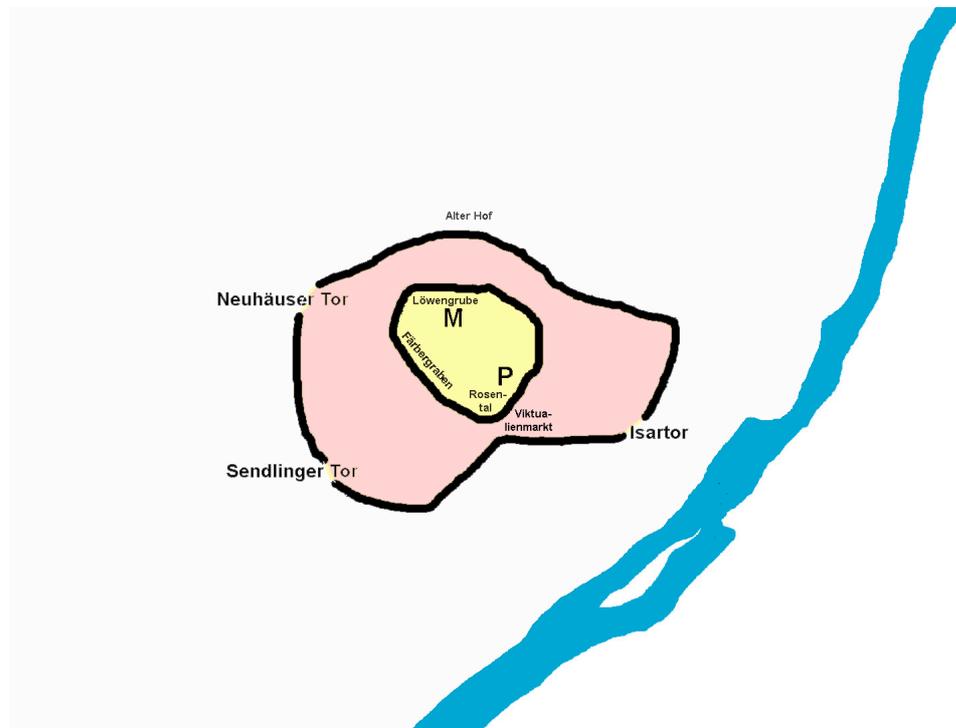


SIGILLVM HENRICI DVCIS (Siegel des Herzogs Heinrich) lautet die links in der Mitte beginnende Umschrift. Ein landloser Herzog ist Heinrich, trotz Rückkehrversuchen nach dem Tode Barbarossas, aber geblieben, bis er 1195 starb.

Dieses Todesjahr gab Anlaß zu einer Ausstellung in Braunschweig 1995, in der sich das Bundesland Niedersachsen als

Nachfolgestaat des mittelalterlichen Welfenhauses zu präsentieren suchte. Solche Ausstellungen sind ja Mode geworden: ich erinnere an die Stauferausstellung 1976 in Stuttgart für Baden-Württemberg, die Wittelsbacher Ausstellung 1980 in München und Landshut für Bayern, die Salierausstellungen 1992 und 2011 in Speyer für Rheinland-Pfalz und die Ottonenausstellung 2001 in Magdeburg für Sachsen-Anhalt.

Kommen wir aber noch einmal auf München zurück. Die Schäftlarnner Annalen berichten: "München wird zerstört, Föhring wieder aufgebaut." Das ist aber falsch; das "Todesurteil" Münchens von 1180 wurde nicht vollstreckt, Die Münchner Stadtlegende führt das darauf zurück, daß sich die Siedlung in den zwei Jahrzehnten ihres Bestehens so gut entwickelt habe, daß man sie gar nicht mehr zerstören können. Die Wirklichkeit war banaler: der neue Herzog, den Barbarossa dem abgesetzten Heinrich nachfolgen ließ, erhielt das Herzogtum und das Herzogsgut nicht in demselben Umfang wie sein Vorgänger, sondern in arg geschrumpftem Zustand. Zu den Teilen des Herzogsgutes, die der Kaiser der staufischen Familie vorbehielt, gehörte auch die Münchner Gegend, und so hatte er gar kein Interesse daran, das Urteil strikt durchzuführen. In herzogliche Hände kam München erst später wieder; Hauptstadtfunktionen erlangte es erst, als in der Mitte des 13. Jahrhunderts die bayerischen Teilungen einsetzen.



12. KAPITEL: SPÄTE DANKBARKEIT – DIE ANFÄNGE DER WITTELSBACHER IN BAYERN

IM JAHR 1180: KAISER Friedrich enthebt Herzog Heinrich seiner Herzogswürde in Bayern und Sachsen. Und im gleichen Jahr, am 16. September, setzt er Pfalzgraf Otto in Bayern als Herzog ein. Dies ist geschehen in Altenburg." Mit diesen Sätzen berichten die Regensburger Annalen den Regierungsantritt des Geschlechtes, das immerhin die nächsten 738 Jahre in Bayern regieren sollte. Die 800. Wiederkehr des Aktes im Jahre 1980 gab Anlaß für eine große Ausstellung in München und Landshut, deren umfangreicher Katalog auch lesenswerte Beiträge enthält.

Wer war dieser Otto von Wittelsbach? Was veranlaßte Barbarossa dazu, ausgerechnet ihm die vakante Würde zu übertragen? Otto ist 1117 geboren, war also bereits ein 63jähriger Herr, der dann auch schon nach 3 Jahren gestorben ist. Aus seiner Vorgeschichte gibt es zwei Ereignisse, die ihn nachdrücklich empfohlen haben mochten: zum einen rettete er 1155 auf dem Rückweg von Barbarossas Kaiserkrönung durch ein militärisches Bravourstück das deutsche Heer, als es in den berüchtigten Salurner Klausen von den Veronesern überfallen wurde, und zum zweiten zeigte er seine Ergebenheit ebenfalls handgreiflich auf dem berühmten Reichstag von Besançon im Oktober 1157.

Auf dieser Versammlung kam es nämlich zu einem Eklat zwischen dem Kaiser und einer – wie man heute sagen würde: hochkarätig besetzten – Gesandtschaft des Papstes, an ihrer Spitze Kardinal Roland, der Kanzler der Römischen Kirche. Die Gesandtschaft überbrachte einen Brief des Papstes, in dem sich dieser über die seiner Meinung nach rechtswidrige Behandlung eines Erzbischofs beklagt; das Verhalten des Kaisers sei um so unverständlicher, als der Papst Friedrich bisher bedingungslos unterstützt habe: er habe ihm 1155 die Kaiserkrönung gewährt und sei bereit, ihm auch künftig weitere Wohltaten zu erweisen.

Der Brief war selbstverständlich lateinisch geschrieben und mußte deshalb vom Reichskanzler Rainald von Dassel der Versammlung übersetzt werden. Im lateinischen Original lautet das Wort, das ich eben mit "Wohltaten" wiedergegeben habe, *beneficium*. Das mittellateinische Wort *beneficium* ist aber doppeldeutig; es kann allgemein "Wohltat" bedeuten, aber auch juristisch präziser "Lehen", und mit "Lehen" übersetzte es Rainald von Dassel: die Kaiserkrönung habe der Papst Friedrich gewährt, und weitere Lehen werde er ihm übertragen.

Damit war die Kaiserwürde als päpstliches Lehen bezeichnet, eine politische Ungeheuerlichkeit, die bei Barbarossa selbst und den anwesenden Reichsfürsten einen Sturm der Entrüstung auslöste. Die Kardinäle wurden bedroht, und unser Otto von Wittelsbach ging sogar mit dem Schwert auf sie los; der Kaiser selbst mußte dazwischentreten, um es nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Die Handlungsweise des Wittelsbachers war natürlich völlig überzogen, aber Barbarossa vergaß nicht, wer sich da so spontan und bedingungslos für seine Interessen eingesetzt hatte.

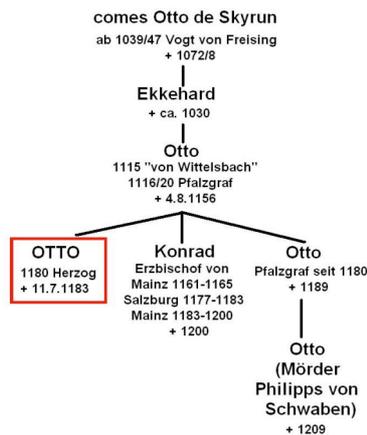
Weniger glücklich agierte Otto im Jahre 1159, als er in kaiserlichem Auftrag die Papstwahl überwachen sollte; es kam damals zum

Schisma, das über zwanzig Jahre lang andauerte und fast die gesamte Regierungszeit Barbarossas belastete.

Es gibt auch eine Beschreibung der äußeren Erscheinung Ottos. Acerbus von Morena, ein zeitgenössischer italienischer Jurist in kaiserlichen Diensten, schildert in seiner Chronik eine ganze Serie von Personen, darunter z.B. Barbarossa, Kaiserin Beatrix, Rainald von Dassel usw., und eben auch Otto von Wittelsbach (MGH SSrer-Germ N. S. 7, S. 169): *Otto comes palatinus de Guitelenspac, qui et pallizusgravus dicitur, erat magne stature, formosa et spissa membra habens; severus, sapiens et in consiliis providus et in bello fortissimus; longis capillis quasi nigris, oculis magnis, facie longa et quasi rubicunda.* (Otto Pfalzgraf von Guitelenspac, der auch *pallizusgravus* genannt wird, war von großer Statur, mit wohlgeformten und kräftigen Gliedern; er war streng, weise, klug im Rat und überaus stark im Kampf; er hatte lange, fast schwarze Haare, große Augen, ein langes und fast rötliches Gesicht.)

Dieser schwarzgelockte Hüne muß zusammen mit dem strohblonden Barbarossa ein eindrucksvolles Bild abgegeben haben. Ansonsten bringt die Beschreibung wenig. Amüsant sind die Probleme, die der italienische Autor mit der deutschen Sprache hat.

Von 1180 an spielen also die Wittelsbacher eine entscheidende Rolle in der bayerischen Geschichte. Wir wollen uns daher kurz mit ihrer Herkunft befassen und dann überlegen, wie es kam, daß diese Rolle nicht schon wenige Jahre später wieder vorbei war, wie wir es ja für die Babenberger als bayerische Herzöge konstatieren mußten. Die Wittelsbacher waren ursprünglich Grafen von Scheyern, so benannt nach ihrer Burg südwestlich von Pfaffenhofen an der Ilm. Das erste sicher faßbare Mitglied der Familie ist der Urgroßvater unseres Otto, der seit ca. 1050 Vogt des Hochstiftes Freising ist und als *Otto de Skyrun* in den Freisinger Quellen auftaucht:



Es folgt ein Sohn Ekkehard und ein Enkel Otto, der erstmals als *Otto de Wittlinesbac* bezeichnet wird, nach einer Burg bei Aichach. Dieser Otto erscheint seit 1116/ 1120 in der Funktion eines bayerischen Pfalzgrafen.

Diese Funktion bedarf einer Erklärung. Der Pfalzgraf ist seit der Zeit Kaiser Ottos des Großen der Vertreter des Königs bei den Stammesherrzögen, der theoretisch sogar berechtigt ist, über den

Herzog zu Gericht zu sitzen. Wie fast jede mittelalterliche Funktion wurde die Pfalzgrafenwürde in einer Familie erblich, und zwar für Sachsen bei den Landgrafen von Thüringen, für Schwaben bei den Grafen von Tübingen und für Bayern eben bei den Grafen von Wittelsbach. Für das Herzogtum Franken, das der König in Personalunion innehatte, war kein eigener Pfalzgraf erforderlich. Am wichtigsten wurde der lothringische Pfalzgraf, der, da das Herzogtum Lothringen früh zerfiel, eine reichsfürstliche Stellung erlangte und als "Pfalzgraf bei Rhein" sogar ins Kurfürstenkolleg aufsteigen konnte; Pfalzgraf bei Rhein war 1180 Konrad aus einer Nebenlinie der Staufer.

Der erste bayerische Pfalzgraf aus dem Hause Wittelsbach, Otto, starb am 4.8.1156. Von seinen Kindern sind drei Söhne interessant: jener Otto, der 1180 Herzog wurde, dann Konrad, der zunächst Mainzer, dann Salzburger, und dann wieder Mainzer Erzbischof war, und ein weiterer Otto, auf den 1180 die Pfalzgrafenwürde überging; jedoch starb seine Linie schon im 13. Jahrhundert unter dramatischen Umständen aus, wie wir im nächsten Kapitel hören werden.

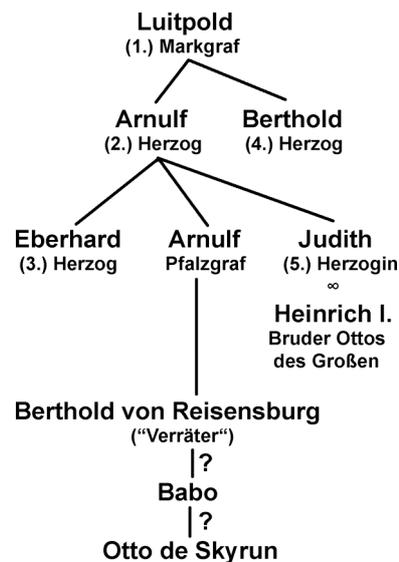
Eine vieldiskutierte Frage ist diejenige nach weiteren Herkunft der Familie, genauer: nach der Abstammung des ersten Grafen von Scheyern. Sicheres ist definitiv nicht zu ermitteln, aber mit einem Stammbaum, der im 11. Jahrhundert einfach aus dem Nichts auftaucht, gab sich schon im Spätmittelalter kein Herzog, geschweige denn in der Neuzeit ein Kurfürst oder König zufrieden. Der Hofhistoriograph hatte eben die entsprechenden Quellen zu finden. Das galt selbst noch für das späte 19. Jahrhundert, und nicht jeder Autor entledigte sich seiner Aufgabe so elegant wie Christian Haeutle, der 1870 ein Buch mit dem Titel "Genealogie des erlauchten Stammhauses Wittelsbach von dessen Wiedereinsetzung in das Herzogthum Bayern (11. Sept. 1180) bis herab auf unsere Tage" vorlegte. Er schreibt im Vorwort, welches den damaligen König Ludwig II. unmittelbar anredet:

"Euere Königliche Majestät entstammen einem Herrscher-geschlechte, das zu den ältesten und glänzendsten zählt im erhabenen Kreise der Regentenhäuser Europas. Auf seinem Ursprunge ruht geheimnisvolles Dunkel, hinter welchem Sage und Mythe seltsam durcheinander klingen. Seine Wurzeln verschlingen sich in die Geschlechter der Agilolfinger und Karolinger. Aber mächtig schon ragt sein Stamm in die Blüthezeit der Hohenstaufen und Welfen hinein. Stolz geschmückt sehen wir seine Aeste mit den Wappenschilden der alten germanischen Dynastien, vieler romanischer Herrscher-Familien, mit denen der Arpaden, Přemysliden und Piasten."

Damit sind sehr geschickt alle Hochadelsfamilien erwähnt, mit denen die Wittelsbacher gerne verwandt sein wollten, ohne daß der Autor sich jedoch konkret festlegte.

Unter den verschiedenen Varianten wird eine Abkunft der Grafen von Scheyern von den Agilolfingern oder den Karolingern nicht

mehr ernsthaft diskutiert; aber das schwingt noch in Haeutles Formulierung "Wieder"einsetzung nach. Anders sieht es mit einer Verbindung zu den Luitpoldingern aus, also dem ersten Herzogsgeschlecht des jüngeren Stammesherzogtums nach der karolingischen Pause. Prominenteste Quelle ist hier die Weltchronik Ottos von Freising, ein an sich zuverlässiger, aber im konkreten Falle, wie Sie gleich hören werden, problematischer Autor. Nach Otto stammen die Grafen von Scheyern von Berthold von Reisenburg ab, einem Neffen der letzten Luitpoldingischen Herzöge:



Aber hören wir Otto von Freising selbst. Es geht um die Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn im Jahre 955; nach dem Bericht über den Sieg des Kaisers heißt es: "Der Anstifter dieser schweren Heimsuchung soll ein bayerischer Graf von Scheyern gewesen sein. Aber er mußte seinen Treubruch büßen, denn da er die Ungarn unbedacht herangeführt und dadurch der Vernichtung preisgegeben hatte, wurde er von ihnen als Verräter getötet. ... Aus seinem Stamme sind bis heute zahlreiche Gewaltmenschen entsprossen. Aber der Pfalzgraf Otto, des treubruchigen, unbotmäßigen Vaters sehr ähnlicher Sohn, übertrifft alle seine Vorfahren an Bösartigkeit und drangsaliert bis zum heutigen Tage unablässig die Kirche Gottes. So ist seltsamerweise fast diese gesamte Nachkommenschaft, ich weiß nicht, nach welchem göttlichen Ratschluß, in verkehrten Sinn dahingegeben, so daß man in ihr keinen oder doch nur ganz wenige beiderlei Geschlechts, welches Ranges oder Standes auch immer, findet, die sich nicht in offener Gewalttätigkeit austoben oder völlig verblendet, jedes kirchlichen oder weltlichen Amtes unwürdig, sich dem Diebstahl und Straßenraub ergeben."

Das sind starke Worte, die interessanterweise später in einigen Handschriften bayerischer Klöster getilgt wurden und in ihrer Emotionalität auf eine innere Beteiligung des Autors schließen lassen, die sich so ausgeprägt in Ottos Chronik sonst selten findet. Der Grund dafür dürfte in der Rolle der Wittelsbacher als Freisinger Vögte zu suchen sein.

Was ist ein Vogt? Ein Vogt, lateinisch *advocatus*, ist der weltliche Vertreter einer geistlichen Institution, v.a. eines Klosters oder Bistums, in den Angelegenheiten, die die Kirche nicht selbst ausüben konnte. Ein mittelalterlicher, noch aus merowingischer Zeit herrührender Grundsatz lautet: *ecclesia non sitit sanguinem* (die Kirche dürstet nicht nach Blut) oder auch *ecclesia abhorret sanguinem* (die Kirche verabscheut das Blut). Für Angelegenheiten, die mit Blutvergießen verbunden sind, muß sie deshalb einen Laien herbeirufen – *advocare* –, der diese Aufgaben stellvertretend für sie erfüllt, eben den *advocatus*, den Vogt.

Solche blutigen Angelegenheiten waren zum einen der Schutz der Kirche gegen gewalttätige Angriffe von außen, und zum anderen die Ausübung der Strafgerichtsbarkeit, insofern sie mit Leibes- oder Lebensstrafen verbunden war. Umgekehrt mußte der Vogt die Kirche in Rechtsstreitigkeiten vertreten, was unter Umständen bedeuten konnte, daß der Klostervogt anstelle des Abtes den gerichtlichen Zweikampf bestehen mußte.

So ist die ursprüngliche Vorstellung. Aber in der Zeit, in der wir uns befinden, galt das System – zumindest aus geistlicher Sicht – bereits als völlig anachronistisch und schädlich. Dafür sind drei Gründe maßgebend:

1. Die Regel *ecclesia non sitit sanguinem*, die auf einen Klerus abzielte, der sich völlig von weltlichen Angelegenheiten fernhielt, war obsolet geworden. Geistliche, v.a. die Bischöfe, hatten weltliche Herrschaftsgebiete und Herrschaftsrechte erworben – das berühmte ottonisch-salische Reichskirchensystem –, in denen sie ganz selbstverständlich die Justiz handhabten und sogar an der Spitze ihres Heeresaufgebotes in den Krieg zogen.

2. Die Vögte übten ihre Funktion in einer Weise aus, die von den Kirchen als mißbräuchlich empfunden wurde. Die Wahl des Vogtes und ggf. auch seine Entlassung lag zwar im Prinzip im Belieben der Kirche; aber wenn z.B. ein Adliger mit seinem Besitz ein Kloster gründete, lag es nahe, ihn zum Vogt zu erwählen, vor allem, wenn dann auch der erste Abt oder die erste Äbtissin aus der Familie dieses Adligen stammte. Der Schutz des Klosters erfolgte zudem nicht um Gottes Lohn, sondern war für den Vogt finanziell attraktiv: als Richter erhielt er Gerichtsgebühren und Strafgelder, und außerdem auch eine direkte Bezahlung, die, wie im Mittelalter üblich, häufig in Form von Grundbesitz erfolgte, das der Vogt vom Kloster zu Lehen trug. So kommt es, daß man nicht nur von den Pflichten des Vogtes, sondern auch von Vogteirechten sprechen kann.

Die mittelalterlichen Chroniken und Urkunden sind voll von Klagen darüber, daß die Vögte diese Rechte ausübten und mißbrauchten, ohne gleichzeitig ihre Pflichten zu erfüllen. Sie seien, so heißt es fast routinemäßig, von Beschützern zu Bedrückern der Kirche geworden. Natürlich hören wir in solchen Quellen nur die eine Seite, aber Tatsache ist, daß Vogteirechte vom 13. Jahrhundert an zu einem Baustein der entstehenden Landesherrschaften geworden sind.

3. Das System der Vogtei wird im Zeitalter der beginnenden Kirchenreform auch theoretisch in Frage gestellt. Es gilt als unzuläs-

sige Einmischung von Laien in kirchliche Angelegenheiten, als Vorstufe und Nährboden von bekämpften Praktiken wie Laieninvestitur und Simonie. "Entvogtung" ist deshalb eines der wichtigsten Schlagworte des 11. Jahrhunderts; neue Klöster, so etwa Cluny mit seiner gesamten Klosterfiliation, werden nach Möglichkeit ohne Vogtei gegründet. Wo das nicht möglich ist, versucht man wenigstens die "freie Vogtwahl" im ursprünglichen Sinne wiederherzustellen.

Vor diesem Hintergrund dürfte verständlich sein, daß Otto als Bischof von Freising zu den Wittelsbachern als Vögten des Hochstifts Freising in gespanntem Verhältnis stand; wiederum er selbst berichtet über einen persönlichen Zusammenstoß, bei dem ihn der Pfalzgraf während des Gottesdienstes beschimpft und beleidigt habe, weshalb König Konrad gegen ihn vorgegangen sei.

Allerdings gibt es für den heftigen, ja gewalttätigen Charakter der Familie auch unabhängige Zeugnisse: das Temperament Ottos I. in Besançon haben wir bereits kennengelernt, und schon im nächsten Kapitel wird uns ein Wittelsbacher als Königsmörder begegnen, im 16. Kapitel ein weiterer Wittelsbacher als Mörder seiner eigenen Frau, und noch von dem "Märchenkönig" Ludwig II. wird berichtet, daß er seine Diener verprügelt hat.

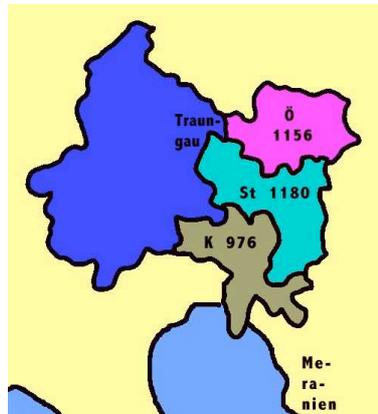
Trotzdem: daß Otto von Freising diese verhaßte Familie ausgerechnet von dem Verräter der Ungarnschlacht abstammen läßt, macht ihn als Gewährsmann doch verdächtig. Allerdings gibt es noch eine weitere Quelle, die Berthold von Reisenburg in den Verdacht des Verrates bringt: in der Vita des heiligen Ulrich von Augsburg lesen wir: "Berthold, der Sohn Arnulfs, der nach der Burg *Risinesburg* benannt ist, kam zum König der Ungran und informierte ihn über die Ankunft (König) Ottos." Wie die Chronik des Freisinger Bischofs und die Vita Ulrichs zusammenhängen, ob der eine aus dem anderen schöpfte und ob sie überhaupt zusammenhängen, ist aber unklar.

Man hat bei der Lektüre der Sekundärliteratur zur Abstammungsfrage der Wittelsbacher den Eindruck, daß die Autoren Otto zwar im Grunde nicht glauben, aber doch glauben wollen – weil es sonst nämlich überhaupt keine Nachricht über die Vorfahren der Wittelsbacher gäbe. Ob die Wittelsbacher deshalb 1120 die Pfalzgrafenwürde erhielten, weil sie von Pfalzgraf Arnulf abstammten, muß offenbleiben.

Wir sind mit der Frage, warum Friedrich Barbarossa 1180 ausgerechnet Otto von Wittelsbach zum neuen Herzog erhob, aber noch keinen Schritt weitergekommen. Welche Alternativen gab es? Es gab wenigstens acht Familien, die den Wittelsbachern an Besitz und Einfluß gleichgestellt, wenn nicht gar überlegen waren; mit ihnen müssen wir uns jetzt kurz beschäftigen.

An erster Stelle sind die sog. *Otakare* zu nennen. Sie waren die Markgrafen der Steiermark, der mittleren der drei bayerischen Marken gegen Osten hin, von denen die südliche als Herzogtum Kärnten bereits 976, die nördliche als Herzogtum Österreich 1156 selbständig geworden waren. Barbarossa erhob nun auch die Steiermark zum Herzogtum, das somit aus Bayern ausschied. Erster Herzog wurde Otakar IV., der 1164 seinem Vater Otakar III. nachgefolgt war. Dieser war, beiläufig bemerkt, ein Cousin des Kaisers,

denn die Mütter der beiden, Judith und Sophie, waren Schwestern. Hier sehen Sie die drei neuen Herzogtümer, die jetzt also aus dem ursprünglichen Gesamtbayern hervorgegangen waren:

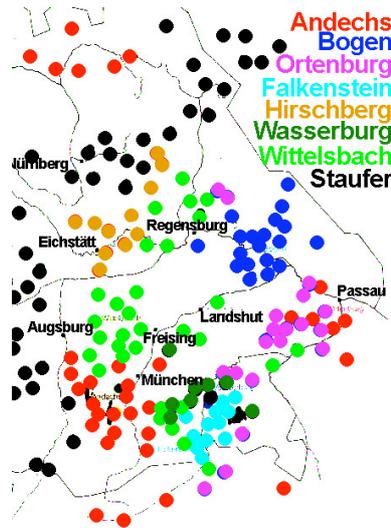


In der Steiermark stellte sich allerdings bald heraus, daß der neue Herzog unheilbar krank war und keine Kinder haben würde. Otakar IV. bemühte sich, für diesen Fall vorzusorgen, und schloß deshalb einen Vertrag mit den benachbarten Herzögen von Österreich, in dem er diese zu seinen Erben einsetzte. Ein solcher Vertrag bedurfte damals noch keiner Schriftform, aber um die Rechtsstellung seiner Untertanen zu schützen, stellte Otakar IV. dennoch eine Urkunde darüber, die der österreichische Herzog dadurch anerkannte, daß er zusätzlich sein Siegel an die Urkunde anhängen ließ. Der Vorgang fand 1186 auf dem Georgenberg bei Enns statt; deshalb nennt man die Urkunde die "Georgenberger Handveste". Barbarossa erhob keine Einwände gegen die Abmachung; wie sich sein Nachfolger dazu stellen würde, blieb abzuwarten.

Als der Erbfall dann 1192 eintrat, befand sich der österreichische Herzog Leopold V. gegenüber dem neuen Kaiser Heinrich VI. in einer außerordentlich vorteilhaften Position, denn er besaß ein Wertstück, das der Kaiser unbedingt haben wollte: den auf dem Rückweg vom Kreuzzug in Wien gefangengenommenen englischen König Richard Löwenherz. Aus diesem Grunde ging die Belehnung Leopolds V. mit der Steiermark schnell und problemlos über die Bühne.

Der Übergang der Steiermark an die babenbergischen Herzöge von Österreich hatte aber eine Nebenfolge, die das Herzogtum Bayern direkt betraf: die Otakare waren nämlich nicht nur Markgrafen der Steiermark, sondern auch (und im Grunde sogar in erster Linie) → Grafen im Traungau. Das Gebiet rechts und links der Traun, die vom Traunsee über Lambach und Wels nordöstlich fließt und östlich von Linz in die Donau mündet, war seit 1156 die östlichste Region Bayerns gegen Österreich hin; die Grenze zwischen Bayern und Österreich war ja die Enns. Leopold V. übernahm 1192 auch den Traungau, und der bayerische Herzog konnte oder wollte seine Oberhoheit dort nicht durchsetzen, so daß die österreichische Grenze von der Enns nach Westen vorrückte. Der Traungau bildet zusammen mit dem 1777 habsburgisch gewordenen Innviertel das heutige Bundesland Oberösterreich.

Aber auch in dem Gebiet, das auf Dauer bayerisch blieb, waren die Wittelsbacher nur eine unter mehreren Familien:



Sie sehen den Wittelsbachischen Besitz (die grünen Punkte) von allen Seiten umzingelt: im Norden von den Grafen von Hirschberg (braun), im Nordosten von den Grafen von Bogen (blau), im Osten von den Grafen von Ortenburg (rosa), im Südosten von den Grafen von Wasserburg (dunkelgrün) und den Grafen von Falkenstein (hellblau), im Süden von den Grafen von Andechs (rot). Im Westen und auch im Norden erkennen Sie eine große Masse staufischen Besitzes (schwarz), von dem vieles auf die Welfen zurückgeht. Barbarossa hat den Besitz Heinrichs des Löwen nämlich nicht etwa an den neuen Herzog weitergegeben, sondern in eigene Verwaltung genommen.

Die gefährlichsten Nachbarn waren zweifellos die Grafen von Bogen und die Andechser. Albert III. von Bogen war mit Ludmilla, einer Nichte des böhmischen Königs verheiratet. Mit den Andechsern, die seit 1180 ebenfalls einen Herzogstitel führten, denjenigen eines Herzogs von Meranien, befassen wir uns im nächsten Kapitel.

Ottos vordringlichste Aufgabe bestand also darin, sich als Herzog von Bayern Anerkennung verschaffen. Die Schwierigkeiten begannen gleich auf seinem ersten Landtag in Regensburg noch im Jahre 1180, denn etliche Familien verweigerten selbst die formale Lehnshuldigung und mußten erst mit kaiserlicher Hilfe dazu gezwungen werden. Problematisch war aber auch die Haltung der Bischöfe, die gerade in dieser Zeit in eine selbständige reichsfürstliche Stellung hineinwuchsen.

Otto von Wittelsbach hatte, als er 1280 bayerischer Herzog wurde, noch drei Jahre zu regieren, aus denen wir kaum etwas von ihm hören; dann starb er 1183 unter Hinterlassung eines zehnjährigen Sohnes Ludwig. Damit hatten sich schwierige Anfänge zur existenzbedrohenden Krise verschärft. Wir wissen *ex eventu*, daß die Wittelsbacher diese Krise nicht nur bestanden, sondern zum Ausgangspunkt einer überaus erfolgreichen Dynastiegeschichte gemacht haben. Die Landeshistoriker sind aber durchweg etwas ratlos, wenn sie dieses Phänomen erklären sollen, oder reden mit

allgemeinen Formulierungen über das Problem hinweg, wie etwa der Artikel "Otto I." im Lexikon des Mittelalters.

Mir scheinen drei Gründe maßgebend gewesen zu sein:

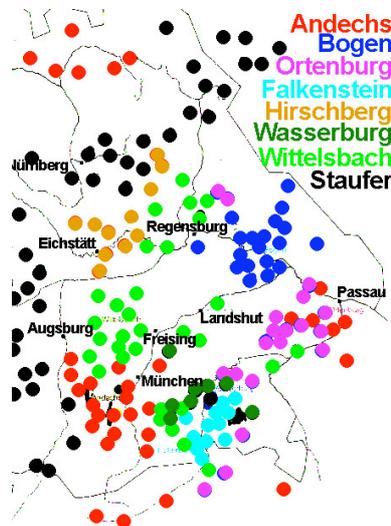
1. Otto I. und Ludwig I. besaßen die Unterstützung Kaiser Friedrich Barbarossas, der ihnen den Gefallen tat, noch zehn Jahre am Leben zu bleiben. Anders als 1156 für Österreich ist für Bayern keine Belehnungsurkunde überliefert, und es ist wohl auch gar keine ausgestellt worden; aber die Belehnung erfolgte offenbar erblich. So konnte Ludwig I. 1183 problemlos nachfolgen, auch wenn er zunächst unter der Vormundschaft seiner Onkel und seiner Mutter stand. Die Dame hieß Agnes von Loon und stammte aus den Niederlanden; durch sie kam der Name Ludwig in die Wittelsbachische Familie. Die Herzoginwitwe gilt als energisch und auch als gebildet; sie war Mäzenin des Dichters Heinrich von Veldeke, der den Germanisten unter Ihnen bekannt ist. "Gebildet" bedeutet, daß sie vermutlich die lateinische Sprache beherrschte, so daß sie sich in ihrer neuen Heimat verständigen konnte.

2. Es scheint, daß die Wittelsbacher sich in den Anfangsjahren nicht durch übertriebene Aktivitäten unbeliebt gemacht haben. Einen solchen Titularherzog konnten die anderen Familien durchaus dulden, solange er nicht störte. Die Verehrer der Wittelsbacher sehen das natürlich anders, und ich will auf dieses Argument auch kein allzu großes Gewicht legen, aber vielleicht lohnt der Hinweis, daß in derselben Weise in Frankreich der Aufstieg der Kapetinger begann.

3. Die Wittelsbacher hatten einfach Glück, denn ihre potentiellen Widersacher fielen der Reihe nach auf natürlichem Wege weg. Das 13. Jahrhundert ist generell eine Zeit, in der zahlreiche alte Adelsfamilien aussterben – etwa die eben schon erwähnten Otakare in der Steiermark. Über die Gründe ist viel gerätselt worden: man führt die Verluste infolge der Kreuzzüge, des Engagements in Italien und der Fehden an; eine allgemeine Ehemüdigkeit und Bevorzugung geistlicher Karrieren; die Schwierigkeit, angemessene Bräute zu finden; Beschränkung der Kinderzahl, um eine Aufspaltung des Besitzes zu verhindern; eine allgemeine "biologische Erschöpfung", was immer damit gemeint sein soll.

Die Probleme bei der Partnerwahl waren eine Folge der kirchlichen Ehegesetzgebung. Eine Ehe war bei zu naher Verwandtschaft des Brautpaares unzulässig. Das hieß konkret: sobald auch nur in der 7. Vorfahrgeneration sich ein gemeinsamer Ahne fand. Da praktisch alle Adelsgeschlechter irgendwie miteinander verwandt waren, nahm man das nicht besonders ernst und erinnerte sich nur dann an diese Regel, wenn man aus einer lästig gewordenen Ehe wieder herauskommen wollte. So hat sich beispielsweise Barbarossa gegenüber seiner ersten Frau verhalten. Auf dem 4. Laterankonzil von 1216 wurde nun einerseits der Kreis der unzulässigen Ehen auf solche mit einem gemeinsamen Vorfahren in der 4. Generation beschränkt, andererseits die geänderte Regel aber wesentlich strenger durchgesetzt, so daß die Brautwahl in der Tat schwieriger wurde.

Ich möchte das Familiensterben, ohne allzusehr ins Détail zu gehen, anhand der fünf Grafengeschlechter vorführen, die Sie auf der Folie sehen; auf die Andechser kommen wir im nächsten, auf die Staufer im 15. Kapitel zurück.



Nur am Rande sei vermerkt, daß von der "biologischen Erschöpfung" bei Otto I. nichts zu spüren war. Er hatte neben dem Sohn Ludwig noch mindestens 7 Töchter, von denen er Heilika mit dem Grafen von Wasserburg und Mechthild mit dem Grafen von Ortenburg verheiratete. Man darf sich aber auch nicht dem Irrtum hingeben, die Grafenhäuser hätten in einer Einheitsfront gegen die Wittelsbacher gestanden. Ganz im Gegenteil: so kam es z.B. 1192 zu einer verheerenden Fehde zwischen den Andechsern, die von den österreichischen Herzögen unterstützt wurden, auf der einen und den Ortenburgern auf der anderen Seite.

Das Schicksal dieser Grafen von **Ortenburg** verlief dann banal: Rapoto I. teilte seinen Besitz unter seine beiden Söhne Rapoto II. und Heinrich I. Der ältere, Rapoto II., war derjenige, der die Wittelsbacherin heiratete, und er erhielt auch 1208 die freigewordene bayerische Pfalzgrafenwürde. Als der jüngere Bruder 1241 starb, gab es Streit zwischen den Erben; Herzog Ludwig konnte sich einmischen und das Erbe an sich ziehen. Als dann 1248 auch der Sohn des älteren Bruders kinderlos starb, war es unter Berufung auf dessen wittelsbachische Mutter noch einfacher, das Erbe in Besitz zu nehmen.

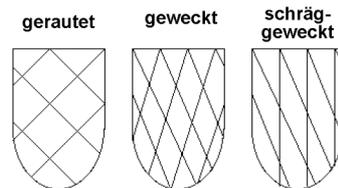
Ähnlich erging es den Grafen von **Bogen**. Um böhmischen Ansprüchen zuvorzukommen, heiratete Ludwig I. die Witwe Graf Alberts III., die schon erwähnte Ludmilla; von ihr stammen alle späteren Wittelsbacher ab. Die hinterlassenen Kinder Alberts III. wurden nicht belästigt, sondern traten gewissermaßen freiwillig ab: der älteste Sohn wurde Geistlicher, der zweite starb auf dem Kreuzzug, und der jüngste, Graf Albert IV., verschied 1242 kinderlos. Das Andenken der Grafen von Bogen lebt aber heraldisch weiter, denn von ihnen stammen die ominösen "Rauten" im bayerischen Wap-

pen ab und damit letzten Endes die heutigen bayerischen Landesfarben.

Lassen Sie mich an dieser Stelle einen kleinen Crash-Kurs zur Wappenkunde einfügen, denn gerade über das gräflich-bogenische Wappen wird viel heraldischer Nonsens verzapft:

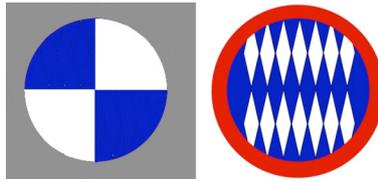


Eine "Raute" ist in der heraldischen Fachsprache ein Quadrat, das auf der Spitze steht. Das, was man in der Geometrie als Raute oder Rhombus bezeichnet, ist heraldisch ein "Wecken". Das Wappen der Grafen von Bogen enthält aber weder das eine noch das andere. Wir müssen nämlich noch unterscheiden zwischen "gemeinen Figuren" und "Heroldsbildern". Die gemeinen Figuren sind irgendein Objekt oder ein Lebewesen, das man ins Wappen setzt; die Heroldsbilder stellen die verschiedenen Teilungen der gesamten Schildfläche dar. Was Sie bisher vor sich sehen, sind gemeine Figuren. Wenn wir nun die Schildfläche in einem Raute nmuster teilen, heißt dieses Heroldsbild "gerautet":



Entsprechend ergibt sich bei einer Schildteilung im Weckenmuster das Heroldsbild "geweckt". Von letzterem gibt es eine Variante, bei der die eine Hälfte der Teilungslinien genau senkrecht und die andere schräg läuft; das heißt dann "schräggeweckt", und das ist das Heroldsbild im Wappen der Grafen von Bogen. Jetzt fehlen nur noch die Farben: "weiß" und "blau". Dabei muß man darauf achten, mit weiß zu beginnen. (Wenn Sie ein Wappen sehen wollen, bei dem das falsch gemacht ist, dann besuchen Sie das Passauer Finanzbauamt in der Karlsbader Straße.)

Bekanntermaßen wurde das Wappen der Grafen von Bogen zum wittelsbachischen und dann zum bayerischen Wappen. Es darf deshalb nur vom Staat Bayern geführt werden. Es ist aber erlaubt, auf dieses Wappen anzuspielen, indem man so verändert, daß es heraldisch etwas anderes darstellt, aber trotzdem von jedermann mit dem bayerischen Wappen in Verbindung gebracht wird. Dafür gibt es zwei schöne Beispiele, die ich Ihnen – ohne Nennung des Inhabers – zeigen möchte:



Beim rechten Bild besteht der Unterschied darin, daß die Fläche geweckt, aber nicht **schräggeweckt** ist; beim linken Bild ist Assoziation schwächer und bedient sich hauptsächlich der Farbkombination. Aber beide Firmen erinnern auf diese Weise daran, daß sie das Wort "Bayern" bzw. "Bayerisch" im Namen führen. Aber jetzt zurück ins 12. Jahrhundert.

Die Grafen von **Falkenstein** sind auf der Karte nur mit einem kleinen Gebiet vertreten, aber auch zu ihrem Besitz gehört eine Vogtei; nämlich diejenige über das Kloster Tegernsee, und sie besaßen außerdem noch erheiratete Güter in Niederösterreich westlich von Wiener Neustadt. Der Zeitgenosse Herzog Ottos I. war Siboto IV. Er ließ, bevor er mit Kaiser Barbarossa den Kreuzzug antrat, eine Zusammenstellung all seiner Güter und Rechte vornehmen. Der so entstandene *Codex Falkensteinensis* ist nicht nur das älteste Urbar für eine weltliche Herrschaft überhaupt, sondern enthält jeweils zu Beginn der Abschnitte überaus reizvolle Zeichnungen, von denen ich Ihnen hier ein Beispiel gebe:



Hier geht es also um Fischereirechte.

Zusammen mit Siboto IV. ging auch sein älterer Sohn Kuno auf Kreuzzug, von dem er nicht mehr zurückkehrte. So fiel das Erbe an seinen jüngeren Bruder Siboto V., der 1222 starb. Seine Söhne traten auf die Seite der Andechs-Meranier und wurden in deren Ende mitverwickelt (mehr dazu im nächsten Kapitel): Siboto VI. wurde 1244 getötet, sein Bruder Konrad gefangengenommen und dem Grafen von Wasserburg in Gewahrsam gegeben. Um die Wittelsbacher auszutricksen, überschrieb er am 31.8.1245 seinen gesamten Besitz dem Bischof von Freising; die Schenkung konnte aber nicht realisiert werden, weil der Herzog eingriff und die Güter an sich zog. Mit Konrad ist dann vor 1260 das Geschlecht ausgestorben.

Über die Grafen von **Hirschberg** habe ich mit zumutbarem Aufwand nichts Näheres herausfinden können.

Die Grafen von **Wasserburg** schließlich werden als solche erstmals 1122 mit Graf Engelbert faßbar, den eine Urkunde von 1137 als Grafen von Wasserburg bezeichnet. Der volle Titel des Grafen lautet "Hallgraf", was auf eine Beziehung zur Salzproduktion im Salzburger und Berchtesgadener Land hinweist, so daß die Familie trotz nicht sehr ausgedehnter Besitzungen reich war. Der Sitz der Familie ist ursprünglich Attel, das dann in typischer Weise in ein Kloster umgewandelt wird, während der Graf in die neue, namensgebende Burg umzieht. Graf Engelberts Sohn Dietrich ist derjenige, der Heilica von Wittelsbach heiratet, allerdings noch vor

der Herzogserhebung der Familie, denn er ist nach 1175 nicht mehr nachweisbar.

Sein Sohn Konrad heiratet Kunigunde von Hirschberg, aber diese Ehe bleibt kinderlos. Deshalb schloß er mit den Wittelsbachern 1242 einen Erbvertrag, wohl um einen reibungslosen Besitzübergang nach seinem Tode zu sichern. Das dauerte dem Herzog aber schließlich zu lang, und so belagerte er im Jahre 1247 den Grafen vom 25.6. bis 11.11. in Wasserburg. Als Vorwand diente unter anderem die Tatsache, daß der Graf einem erbitterten Feind des Herzogs, dem Passauer Domdekan Albertus Bohemus, Zuflucht gewährt hatte. Als die Festung am 11.11. fiel, hatten Graf und Domdekan Wasserburg allerdings schon verlassen. Der Graf irrt noch einige Jahre durch die Weltgeschichte, kann aber nicht mehr auf sein Eigentum zurückkehren; 1259 soll er am Aussatz gestorben sein, aber diese Todesursache kann auch wittelsbachisch-kirchliche Greuelpropaganda sein.

In die späten Regierungsjahre Ludwigs I. fällt eine verwaltungstechnische Maßnahme, deren Niederschrift zwar erst unter Otto II. erfolgte, die aber zweifellos noch unter Ludwig I. begonnen wurde, nämlich die Einstellung eines herzoglichen Urbars. Ein Urbar ist ein Besitz- und Güterverzeichnis mit Nennung der jeweils geschuldeten Abgaben. Urbare führten im hohen Mittelalter gewöhnlich die geistlichen Grundherrschaften. Weltliche Urbare sind dagegen bis ins 13. Jahrhundert unüblich; aus der Zeit vor dem bayerischen Herzogsurbar ist nur das schon erwähnte Urbar der Falkensteiner Grafen vom Ende des 12. Jahrhunderts, der *Codex Falkensteinensis*, erhalten. Für das Herzogsurbar, dessen Nichtbeachtung noch der Spindler beklagte, liegt seit 1990 eine Edition vor, die alle Anforderungen erfüllt.

Der Wittelsbachische Besitz war um 1230 schon so umfangreich, daß er in 36 *officia* organisiert wurde; der deutsche Ausdruck – das Urbar ist in deutscher Sprache verfaßt – lautet Amt oder auch Kasten.



Ich gebe Ihnen eine Textprobe aus der wittelsbachischen Urheimat, dem *officium* Aichach (in der Edition S. 177ff.). Die häufiger vorkommende Wort *mutte* ist lateinisch *modius*, also der Schefel:

Vf den chasten ze Aichach: ...

Silenpach ain hof der giltet ain mvtte waitzn, zwæne mvtte rocken, sehs mvtte habern, ain swin ze sehziç pfenninge, zehñ kæse, zehñ hvnre, hvndert aier. Aeichæch div mvl div giltet sehs mvtte waitzn, zehñ mvtte rocken, ain spec swin, dri frischine ze zwain vnde drizic pfenninge, zehñ kæse, fvnf gense, zehñ hvnre, zwai hvndert aier.

Witlinspach ain hof der giltit ain mvtte waitzn, vier mvtte rocken, sehs mvtte habern, ain swin ze drin schillingen, zehñ hvnre, hvndert aier.

Aein ander hof in dem selben dorf der giltet ain mvtte waitzen, fvnf mvtte rocken, fvnf mvtte habern, ain swin, daz vierzic pfenninge wert si, zehn hvnre, hvndert aier. ...

Witlinspach ain hof der giltet ain mvtte waitzen, ahte mvtte rocken, sehs mvtte habern, ain mvtte bonen vnde arwaiz, zehn metzn magen, ain swin, daz aines halben pfvndes wert si, vnde ain swin ze zwain vnde drizic pfenninge, zehn kæse, vier gense, zehn hvnre, hvndert aier. ...

Adelnhvsen von der vogetaie git man vier mvtte habern. ...

In dieser Form sind es für dieses eine *officium* etwa 80 Einträge. Es wäre reizvoll, wenn auch auf die Dauer etwas monoton, diesen Text im einzelnen zu interpretieren; aber das ist im Rahmen dieser Vorlesung natürlich nicht möglich. In den vier genannten Orten Sielenbach, Aichach, Unterwittelsbach und Adelzhausen müssen die Höfe, aber auch eine Mühle, bestimmte Naturalabgaben leisten; in Adelzhausen beruht der Anspruch auf der Stellung als Vogt der Freisinger Kirche, bei den anderen ist die Rechtsgrundlage nicht genannt.

Wir finden überwiegend Getreideabgaben (Weizen, Roggen, Hafer); die Gerste kommt im ganzen Urbar seltener vor. Das Maß ist, wie schon erwähnt, hier und auch sonst überwiegend die *mvtte*, der Scheffel, aber fragen Sie mich jetzt bitte nicht, wieviel das in heutigem Gewicht bzw. Volumen ist. Die *arwaiz* sind Erbsen. Bei den Schweinen ist immer angegeben, wie groß und fett es sein soll; so sind die Preisangaben wohl zu verstehen. Der Schilling ist dabei nach bayerischem Brauch zu 30 Pfennigen zu rechnen, so daß die Preise zwischen 32 und 120 Pfennigen schwanken.

Je nach geographischer Lage kommen auch spezielle Abgaben bzw. Besitztitel vor, z.B. Fische, Salz, Loden, Honig, Brot, Bier, Nüsse, Wein, Böcke und Marderfelle, Heu, ferner teilweise auch schon Geldabgaben. Ob die Wittelsbacher damit insgesamt reich oder sehr reich oder nur mäßig ausgestattet waren, ließe sich nur im Vergleich mit anderen Urbaren feststellen; ich erwähne daher abschließend nur als Kuriosität, daß die Editorin eine jährliche Gesamteinnahme von 68040 und einem halben Ei errechnet hat.

13. KAPITEL: DIE GESCHICHTE IST UNGERECHT – GLÜCK UND ENDE DER ANDECHS-MERANIER

DIE KONKURRIERENDEN GRAFENFAMILIEN erwiesen den Wittelsbachern also den Gefallen auszusterben. Am dramatischsten und, wenn man will, historisch am ungerechtesten verlief aber der Untergang der **Andechser**, die wir im vorigen Kapitel ausgespart haben.

Ihre Familiengeschichte zeigt frappierende Parallelen zu derjenigen der Wittelsbacher und auch der Otakare. Die Familie wird um die Jahrtausendwende mit einem Grafen Berthold faßbar. Seit 1132 sitzen sie auf der namensgebenden Burg Andechs, die wie

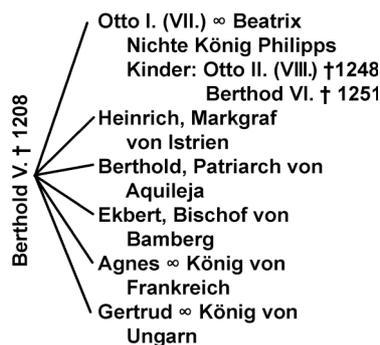
viele bayerische Burgen später in ein Kloster umgewandelt wurde. Das Kloster – genannt der "heilige Berg" – gibt es heute noch; es ist unter anderem durch seine Brauerei bekannt.



Außerdem waren die Andechser Vögte des Hochstifts Brixen, so wie die Wittelsbacher Freising bevogteten. Zusätzlich zu diesem Besitzkomplex im Lech-Isar-Raum erwarb die Familie durch Heirat Besitz im Obermaingebiet, wo sie u.a. 1130 die Plasenburg bei Kulmbach erbaute. Schließlich erbte Graf Berthold IV. 1158 Besitz ganz in unserer Nähe, nämlich in Neuburg/Inn und Schärding. 1173 belehnte ihn Friedrich Barbarossa mit der Markgrafschaft Istrien, worunter das Gebiet an der Ostküste der Adria gegenüber Venedig zu verstehen ist.

Als 1180 die Wittelsbacher und die Otakare zu Herzögen aufstiegen, erhielten auch die Andechser diesen Titel. Berthold IV. wurde Herzog von Meranien. Unter "Meranien" ist dabei das Gebiet von Istrien an nach Süden hin zu verstehen, etwa bis Split, also der südwestliche Arm des heutigen Kroatien. Allerdings ist umstritten, ob dieses Herzogtum über den bloßen Titel hinaus eine reale Grundlage hatte. Die Rückwirkungen der Herzogswürde auf Bayern war aber die gleichen wie im Falle des Traungaus: Berthold IV. unterwarf sich als Reichsfürst auch für seine oberbayerischen Gebiete selbstverständlich nicht der Autorität des wittelsbachischen Herzogs.

In der nächsten Generation, unter Berthold V., der von 1188 bis 1204 Herzog war, wuchsen die Andechs-Meranier den Wittelsbachern bereits über den Kopf. Berthold hatte mindestens 6 Kinder:

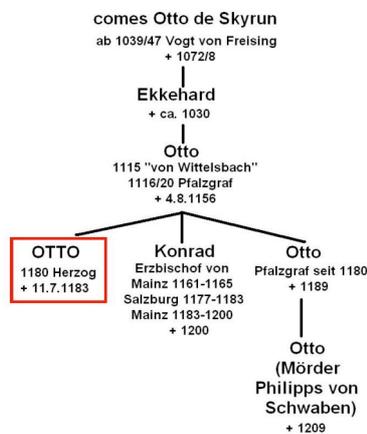


Zwei Söhne erhielten den weltlichen Besitz, und zwar wurde Otto I. Bertholds Nachfolger als Herzog, Heinrich I. wurde Markgraf von Istrien. Zwei weitere Söhne wurden Geistliche, und zwar Berthold Patriarch von Aquileja, d.h. Bischof der Istrien zugeordneten Metropole, und Ekbert Bischof von Bamberg und damit auch Interessenvertreter des Hauses in seinen obermainischen Besitzungen. Zwei Töchter wurden glänzend verheiratet: Agnes mit dem König von Frankreich, Gertrud mit dem König von Ungarn. Zum Vergleich: die wittelsbachischen Töchter mußten sich mit einheimi-

schen Grafen begnügen. Daß die Ehen der beiden Töchter höchst unglücklich wurden, steht auf einem anderen Blatt.

Nun trat aber das ein, was ich vorhin als die Ungerechtigkeit der Geschichte bezeichnet habe. Im Jahre 1208 heiratet Herzog Otto Beatrix, die Nichte König Philipps von Schwaben. Eine solche Verschwägerung mit dem staufischen Königshaus paßt glänzend in den soeben geschilderten Aufstieg der Herzogsfamilie. Gastgeber der Hochzeitsfeier, an der der König selbst teilnahm, war Bischof Ekbert von Bamberg. Das Fest endete aber in einer Katastrophe, denn am Abend des Hochzeitstages ermordete Pfalzgraf Otto von Wittelsbach den König.

Dieser Pfalzgraf Otto darf nicht mit jenem Pfalzgrafen verwechselt werden, der 1180 Herzog wurde, sondern es handelt sich um seinen Neffen, an den der neue Herzog die Pfalzgrafenwürde hatte abtreten müssen:



Als Motiv für den Mord wird angegeben, daß ursprünglich er, der Pfalzgraf, Beatrix habe heiraten sollen, daß dann aber der König seine Pläne geändert und Beatrix zunächst für den Neffen des Papstes Innozenz' III. vorgesehen und schließlich an die Andechser weitergereicht habe.

Das Schockierende ist nun, daß von der Bluttat ausgerechnet die Familie des Mörders profitierte. Zwar wurde der Täter, der zunächst entkam, im folgenden Jahr entdeckt und getötet; schwerwiegender war aber, daß die beiden Brüder des Neuvermählten, Bischof Ekbert und Markgraf Heinrich, in den Verdacht der Mitwisserschaft gerieten. Beide flohen deshalb nach Ungarn zu ihrer Schwester.

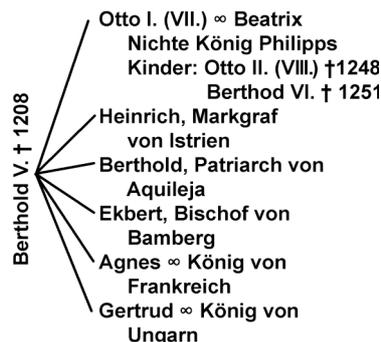
Später stellte sich der Verdacht als unbegründet heraus, und Ekbert konnte 1211 in sein Bistum zurückkehren, aber in der Zwischenzeit wurden Tatsachen geschaffen. Der neue König Otto IV. entzog nämlich der gesamten Familie ihre Reichslehen und verteilte sie neu: die bayerischen Gebiete erhielt Herzog Ludwig I. von Wittelsbach, die Markgrafschaft Istrien wurde dem Patriarchat von Aquileja übertragen, die Vogtei über Brixen kam an die Grafen von Tirol, und die fränkischen Gebiete wurde zwischen dem Bamberger Bistum und den Grafen von Orlamünde geteilt; letztere übergaben

ihren Besitz später an die Burggrafen von Nürnberg, durch die die Plassenburg zum Zentrum der hohenzollerschen Herrschaft in Franken wurde, und wie die Hohenzollern in diese Vorlesung gehören, ist Ihnen ja bekannt. Zwar wurden die Brüder, wie gesagt, später rehabilitiert, aber die europäische Stellung des Hauses war vernichtet, und der Herzog erhielt seinen Besitz auch nur teilweise zurück.

Daß die Wittelsbacher derart von einer Tat profitierten, die von einem Mitglied ihrer eigenen Familie begangen wurde, muß uns noch einmal auf das Motiv zurückkommen lassen. Rache eines düpierten Ehekandidaten ist ein glaubwürdiger Beweggrund. Es gibt fast aus derselben Zeit einen Parallelfall aus Italien: jenen Mord, der 1216 in Florenz zur Entstehung der Parteien Guelfen und Ghibellinen führte. Auch der Zeitpunkt spricht dafür: die geschlossene Ehe bedeutete das definitive Ende der eigenen Hoffnungen.

Aber daß ausgerechnet der Onkel des Täters die Tat so skrupellos zum eigenen Vorteil nutzt, läßt doch die Frage aufkommen, ob Ludwig I. nicht etwa Mitwisser, wenn nicht gar Anstifter der Tat war: er selbst wird als ruhig und überlegt handelnd geschildert, während der Neffe das Temperament seines Großvaters geerbt haben mochte; je nachdem, wieviel Zynismus man Ludwig I. zutraut, kann man dann noch feststellen, daß Ludwig durch die unabweichliche Bestrafung des Täters gleich auch noch die konkurrierende Linie in der eigenen Familie loswurde. Aber das alles ist reine Spekulation, und Sie sollten auf keinen Fall in einer Klausur schreiben, Ludwig I. sei der Anstifter des Königsmords gewesen.

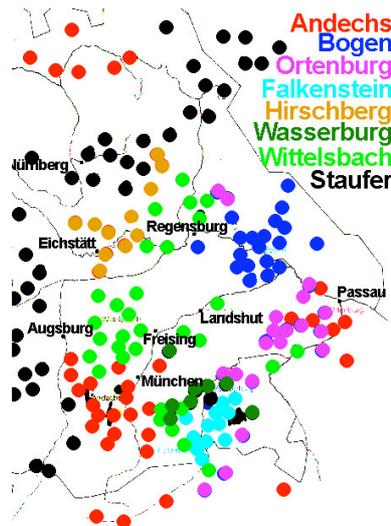
Der letzte Akt des Andechser Dramas begann 1238. Herzog Ottos Sohn (als Herzog der 2., als Graf der 8. dieses Namens) griff die Wittelsbacher militärisch an.



Wir befinden uns damals bereits im sog. Endkampf zwischen Kaiser Friedrich II. und den Päpsten; da der regierende wittelsbachische Herzog auf Seiten des Kaisers stand, ergriff der Andechser die päpstliche Partei. Dies legte der Kaiser als Verrat aus – in der gegebenen Situation nicht zu Unrecht – und setzte den Andechser 1248 ab; die freiwerdenden Besitzungen erhielt der bayerische Herzog.

Wir müssen uns jetzt wieder dem Verhältnis zwischen den Wittelsbachern und den Staufern zuwenden. Dieses Verhältnis war

ja durchaus doppelgesichtig. Auf der einen Seite hatte Barbarossa Otto von Wittelsbach zum Herzog gemacht und dabei auch eine persönlich Dankesschuld abgetragen; und er hatte ihm und seinem Sohn in den Anfangsschwierigkeiten seiner neuen Würde gegen die lokalen Konkurrenten beigeistanden. Auf der anderen Seite sollte der neue Herzog nicht die Machtfülle Heinrichs des Löwen erben. Zu diesem Zweck stellte ihm Barbarossa mit der Steiermark und Meranien gleich zwei neue Herzogswürden zur Seite. Zudem vergaß der Staufer bei der Neuordnung keineswegs die Interessen der eigenen Familie.



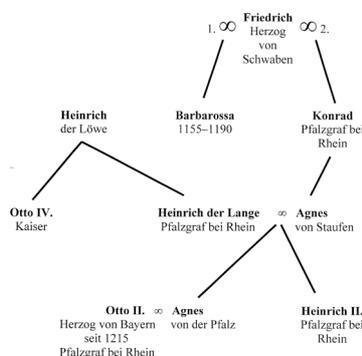
Wenn wir noch einmal die schon mehrfach verwendete Karte betrachten, so erkennen Sie, wie Bayern durch staufischen Besitz in Schwaben, in Franken und sogar in Böhmen förmlich eingekreist wird; Kaiser Friedrich II. versuchte später, dem auch noch Österreich hinzuzufügen. Die Wittelsbacher ihrerseits flossen auch nicht gerade von Dankbarkeit über. Ihre Handlungsweise läßt sich positiv als Realitätssinn, negativ als skrupellose Schaukelpolitik bezeichnen.

Die anderthalb Jahrzehnte von 1198 bis 1214 bildeten, wie Sie wissen, die letzte Phase der Auseinandersetzung zwischen Staufern und Welfen. 1198 kam es zur Doppelwahl zwischen Philipp von Schwaben, dem jüngsten Bruder des verstorbenen Kaisers Heinrich VI., und Otto von Braunschweig, dem Sohn Heinrichs des Löwen. Herzog Ludwig I. stand natürlich auf staufischer Seite, denn wenn sich auch für den abgesetzten Heinrich den Löwen 1180 in Bayern keine Hand gerührt hatte, so wären von Seiten eines welfischen Königs Restaurationsversuche doch immerhin denkbar gewesen.

Als Philipp von Schwaben 1208 ermordet wurde, trat Herzog Ludwig sofort auf die Seite Ottos über. Die bayerische Sekundärliteratur erklärt dazu, es sei Ludwigs Verdienst gewesen, daß es nicht erneut zu einer Doppelwahl kam. Das ist nicht falsch, aber Ludwigs Vorteil war weitaus konkreter: der neue König übertrug ihm nicht nur, wie wir schon gehört haben, die andechsische Le-

hen, sondern bestätigte ihn und seine Erben auch förmlich als bayerische Herzöge, verzichtete also ausdrücklich auf alle welfischen Ansprüche.

Ludwig nahm denn auch an der Kaiserkrönung Ottos IV. 1209 in Rom teil, muß danach aber bald wieder nach Hause zurückgekehrt sein; denn als der Papst, der sich 1210 enttäuscht von dem frisch gekrönten Kaiser abgewandt und ihn exkommuniziert hatte, die deutschen Fürsten zur Wahl eines Gegenkönigs aufforderte, war Herzog Ludwig unter denjenigen, die sich im September 1211 für den Staufer Friedrich II. aussprachen. Im März 1212 trat Ludwig aber wieder auf die welfische Seite über – die legendäre Ankunft Friedrichs II. in Konstanz erfolgte erst im September 1212 –, und um den Wittelsbacher fest an die welfische Sache zu binden, verheiratete Otto IV. den Sohn Herzog Ludwigs mit seiner Nichte Agnes von der Pfalz:



Wie Sie auf der Folie sehen, war die Pfalzgrafschaft bei Rhein zur Zeit Barbarossas in der Hand seines Halbbruders Konrad. Dessen Erbtochter heiratete einen Sohn Heinrichs des Löwen, der mit der Tochter auch die Pfalzgrafenwürde übernahm und an ihrer beider Sohn Heinrich II. weitergab. Da dieser Heinrich II. kinderlos war, stellte seine Schwester Agnes eine gute Partie dar, denn es war zu erwarten, daß ihr Ehemann nach bewährtem Muster die Pfalzgrafschaft übernehmen würde.

Zuvor mußte der Vater des Bräutigams aber einen weiteren Parteiwechsel vornehmen. In Deutschland hatte sich bis Jahresende 1212 Friedrich II. weitgehend gegen Otto IV. durchgesetzt, deshalb trat auch Ludwig zu ihm über und gehörte mit zu denen, die im Dezember 1212 in Frankfurt/Main seine erneute Königswahl vollzogen. Der Lohn blieb nicht aus: als 1214 der Pfalzgraf gestorben war, belehnte der staufische König den jungen Otto II. von Wittelsbach mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein. Hier noch einmal eine graphische Verdeutlichung von Ludwigs gradliniger politischer Haltung:

| Ludwig I. ist | staufisch | welfisch |
|---------------|----------------------------|--------------------|
| 1198 | Wahl Philipps von Schwaben | |
| 1208 | | Nach der Ermordung |

| | | |
|-----------------------|---|---|
| | | Philipps Kaiserkrönung Ottos IV. |
| 1209 | | |
| 1211 September | Wahl Friedrichs II. | |
| 1212 März | | Ludwigs Sohn Otto heiratet Agnes von der Pfalz |
| 1212 Dezember | Erneute Wahl Friedrichs II. | |
| 1214 | Ludwigs Sohn Otto wird Pfalzgraf bei Rhein | |

Da der neue Pfalzgraf erst 8 Jahre alt war, fungierte sein Vater als Vormund. (Beiläufig: die Eheschließung von 1212 war natürlich nur das Eheversprechen, die *contractio*; wann der Vollzug der Ehe, die *consumatio*, folgte, ist in der Forschung umstritten, es werden Daten zwischen 1220 und 1224 angegeben. Die Braut war übrigens 5 Jahre älter als Otto. Das älteste überlebende Kind der beiden, Elisabeth, dürfte 1227 geboren sein.)

Auf diese Weise, durch das politische Interesse Kaiser Ottos IV., kamen die Wittelsbacher also in die Pfalz, und in nicht untypischer Weise blieben sie dort auch unter staufischer Herrschaft. (Beiläufig möchte ich darauf hinweisen, daß die Pfalz gegenüber Bayern als das vornehmere Fürstentum galt; in der Intitulatio der Urkunden wird sie immer an erster Stelle genannt. Es ist also falsch zu sagen: "1214 wurde die Pfalz bayerisch"; treffender wäre "Bayern wurde pfälzisch"!)

Ludwig I. spielte, neben seinen Bemühungen, die lokalen Rivalen auszuschalten, durchaus auch eine Rolle in der Reichspolitik. 1221 mußte er auf Kreuzzug gehen. Es handelte sich um eine jener zahlreichen Unternehmen, die die Historiker in die offizielle Zählung der Kreuzzüge nicht aufgenommen haben. Sie wissen, daß Friedrich II. nach seiner Aachener Krönung 1215 den Kreuzzug gelobt, dann aber bis 1227 immer wieder aufgeschoben hat. 1221 fand eine Art Vorausunternehmen statt, das aber in Damiette in Ägypten kläglich scheiterte; dabei geriet auch Ludwig, der als Vertreter des Kaisers fungierte, in Gefangenschaft und wurde erst nach Zahlung eines Lösegeldes wieder freigelassen. Am Unternehmen von 1227/8, dem 5. Kreuzzug offizieller Zählung, hat er dann nicht teilgenommen.

Statt dessen fungierte er seit 1226 in Deutschland als Vertreter des Kaisers bei seinem Sohn, König Heinrich (VII.). Heinrich (VII.) war als fünfjähriges Kind nach Deutschland gebracht und als Neunjähriger 1220 zum Mitkönig gewählt worden. Seitdem stand er, da sich der Kaiser in Italien aufhielt, unter der Vormundschaft Erzbischof Engelberts von Köln, bis dieser am 7.11.1225 ermordet wurde. Ludwigs Stellung zu dem durchaus frühreifen und eigenwilligen Heinrich war von Anfang an schwierig: Heinrich war nach schwäbischem Recht seit 1229 volljährig, so daß eine rechtsförmliche Vormundschaft nicht mehr bestand, und er war bereits verhei-

ratet, allerdings nicht mit der böhmischen Braut, die Ludwig gerne gesehen hätte, sondern mit der Tochter Herzog Leopolds VI. von Österreich. Zudem lehnte er sich zunehmend an die Andechser an, so daß es Ludwig nicht gelang, seine wittelsbachischen Hausinteressen und die Reichsinteressen zu vereinbaren.

Am 15. September 1231 endete Herzog Ludwigs Leben auf spektakuläre Weise: er wurde auf der Donaubrücke in Kelheim von einem Unbekannten ermordet. Da der Mörder sofort von der Begleitung des Herzogs getötet wurde, konnte er nicht mehr über Motiv und Auftraggeber befragt werden, so daß sofort die wildesten, bis heute andauernden Spekulationen einsetzten. Die einfachste Lösung sah in dem Täter schlicht einen Geisteskranken, womit die Tat ohne politischen Hintergrund erfolgt wäre.

Wie aber hätte ein solcher Hintergrund aussehen können? Die Andechser gerieten diesmal nicht in Verdacht. Aventin suggeriert, der Mord sei von kirchlicher Seite ausgegangen, um den Vertreter des Kaisers in Deutschland zu beseitigen, aber dieses Motiv hätte erst nach der zweiten Exkommunikation Friedrichs II. 1239 bestanden. Mehr Glauben fand die umgekehrte Version: der **Kaiser** habe Herzog Ludwig ermorden lassen, und zwar von Assassinen, also moslemischen Berufskillern.

Die Assassinen-Hypothese ist für den Mord an Ludwig I. aus heutiger Sicht abzulehnen, aber für die Zeitgenossen hatte sie eine gewisse Wahrscheinlichkeit: die Beziehungen des Kaisers zum Islam – nach Auffassung vieler zu enge Beziehungen – waren bekannt, ebenfalls die Verhandlungen, die er auf seinem Kreuzzug im Heiligen Land geführt hatte. Zudem war Herzog Ludwig der einzige deutsche Fürst, der während der ersten Exkommunikation des Kaisers 1227 gewisse Sympathien für die päpstliche Seite gezeigt hatte. In summa erweist sich die Frage nach Mörder, Auftraggeber und Motiv des Verbrechens von 1231 aber als unlösbar, und das wird wohl auch in Zukunft so bleiben. Abschließend bleibt nur noch der Hinweis, daß der Ort seines Todes dem Herzog den Beinamen gegeben hat: man nennt ihn Ludwig "den Kelheimer".

Sein Nachfolger Otto II., der wie erwähnt seit 1214 Pfalzgraf bei Rhein war, in Heidelberg aufwuchs und erst nach dem Tode seines Vaters nach Altbayern zurückkehrte, erbte gewissermaßen den Konflikt mit König Heinrich (VII.); aber dieser wurde bekanntlich 1235 vom eigenen Vater abgesetzt, so daß Otto wieder gut staufisch sein konnte. Vier Jahre später begann mit der zweiten Exkommunikation Kaiser Friedrichs II. der sog. Endkampf zwischen den Staufern und dem Papsttum, in dem jeder Fürst – im Widerstreit zwischen Gewissensentscheidung und politischem Kalkül – Stellung nehmen mußte.

Die Absetzung Friedrichs II. am 17.7.1245 hatte Rückwirkungen auf Bayern, auch wenn Herzog Otto die Partei des Kaisers nicht verließ, sondern im Gegenteil seine Tochter Elisabeth mit dem gewählten Nachfolger des Kaisers, König Konrad IV. verheiratete:

Friedrich II. 26.12.1194 – 13.12.1250

Heinrich (VII.) 1211 – 12.2.1242
römisch-deutscher König 8.5.1222
abgesetzt 15.8.1235

Konrad IV. 1228 – 21.5.1254
römisch-deutscher König Mai 1237
König von Jerusalem als Erbe der Isabella von Brienne
∞ Elisabeth von Bayern 1246 (?)
König von Sizilien 13.12.1250

Heinrich Raspe ca. 1204 – 16.2.1247
(Gegen)könig 22.5.1246
"Schlacht um das Reich" 5.8.1246

Wilhelm von Holland ca. 1227 – 28.1.1256
(Gegen)könig 1.11.1248

Der 1245 17jährige Konrad IV. war 1237 zum Nachfolger des abgesetzten Heinrich (VII.) bestimmt worden und zugleich als Erbe seines Vaters künftiger König von Sizilien und als Erbe seiner Mutter König von Jerusalem; er hatte die Hauptlast der Auseinandersetzung in Deutschland zu tragen, da der Kaiser in Italien blieb. Konrad [dem] IV. stand seit dem 22. Mai 1246 in Heinrich Raspe ein päpstlicher Gegenkönig gegenüber. Zwischen den beiden Königen kam es am 5.8.1246 bei Frankfurt/Main zur sog. Schlacht um das Reich, in der der Gegenkönig den Staufer besiegte, weil dessen schwäbische Ministerialen ihn in der Schlacht verrieten.

14. KAPITEL: ARBEITSLOSER RITTERORDEN – DIE ANFÄNGE DES DEUTSCHORDENSSTAATES

ES WIRD ZEIT, DASS ENDLICH auch die dritte Spitze unseres Dreiecks in diese Vorlesung eingeführt wird. Sie ist ein Spätzünder, sowohl im Rahmen ihrer ursprünglichen Bedeutung als auch im Rahmen der europäisch-deutschen Geschichte: Preußen.

Wir müssen zunächst ein gutes Jahrhundert zurückgehen. Wie Sie wissen, kam es am Ende des 11. Jahrhunderts zur Kreuzzugsbewegung mit dem Ziel, die Heiligen Stätten des Christentums in Palästina wieder unter christliche Herrschaft zu bekommen, um den ungehinderten Pilgerverkehr nach Jerusalem und die übrigen Orte wie etwa Bethlehem und Nazareth zu gewährleisten. Ursprünglich ging es darum, dem von den Moslems bedrängten byzantinischen Reich zu Hilfe zu kommen, aber die Bewegung erlangte eine Eigendynamik, durch die sich das Ziel verschob.

Der erste Kreuzzug führte zur Eroberung Jerusalems und zur Errichtung mehrerer Kreuzfahrerstaaten im Heiligen Land:



Weitere Züge dienten dazu, diese Staaten zu stabilisieren und gegen Rückeroberungspläne der umliegenden muslimischen Staaten zu schützen. In diesem Zusammenhang entstanden die Ritterorden: ursprünglich Hospitalbruderschaften, die für erkrankte Pilger sorgten, aber diese Sorge erweiterte sich allmählich auch auf den militärische Schutz. Die drei wichtigsten Ritterorden waren die Johanniter, die Templer und eben der Deutsche Orden.



Von diesen dreien sind die ersten beiden Orden praktisch gleichzeitig mit dem ersten Kreuzzug gegründet worden. Die Ritterorden wurden von den Gläubigen in Europa nicht durch dadurch unterstützt, daß junge Männer, vor allem nachgeborene Adlige, in ihn eintraten und sich zum dienst in Palästina verpflichteten, sondern auch durch Spenden und Schenkungen. So erwarben die Orden Stützpunkte in Europa, die auch nach dem Ende der Kreuzfahrerstaaten bestehen blieben.

Die Geschichte der Kreuzfahrerstaaten dauerte knapp zweihundert Jahre, von 1097 bis 1291. Dabei gelang es der christlichen Seite immer weniger, diesen geographischen Außenposten – die übliche Bezeichnung war nicht zufällig *Outremer*, jenseits des Meeres – zu bewahren und zu beschützen; besonders nach einer katastrophalen Niederlage in der Schlacht von Hattin 1187 bestand das Königreich nur noch aus einem schmalen Küstenstreifen und enthielt nicht einmal mehr die namengebende Hauptstadt.

In der kritischen Situation nach der Schlacht von Hattin wurde nun auch der dritte Ritterorden, der Deutsche Orden, gegründet, also hundert Jahre nach den beiden anderen. Wer damals mit offenen Augen auf die Situation im Heiligen Land blickte, bemerkte allerdings schnell, daß die christlichen Erfolgsaussichten dort äußerst gering waren. Der Deutsche Orden betrieb deshalb schon früh eine geographische Diversifikation. Er war neben seiner Aufgabe im Heiligen Land auch an anderen "Fronten" der Christenheit

tätig, zunächst von 1215 bis 1225 in Ungarn. Dieses Engagement endete aber im Dissens mit dem ungarischen König.

Deshalb war der Orden froh, daß ihn der polnische Herzog Konrad von Masowien 1225 zur Bekämpfung und Missionierung der heidnischen Pruzzen ins Land rief. Dahinter verbirgt sich natürlich der Name Preußen oder lateinisch *Prussia*, das später zu *Borussia* umgestaltet wurde; letztere Form findet sich ja heute noch im Namen etlicher Fußballvereine. Der damalige Hochmeister des Ordens, Hermann von Salza, besaß einen guten Draht zu Kaiser Friedrich II., der ihm im März 1226 die zu erobernden Gebiete als selbständigen Staat übertrug.

In dieser sog. Goldbulle von Rimini, die also in Rimini an der Adriaküste ausgestellt und mit einem goldenen Siegel versehen wurde, erklärt der Kaiser einleitend, daß zu seinen Aufgaben auch die Bekehrung der Heiden gehöre – eine Aufgabe, die ihn als Kaiser über die gewöhnlichen Könige hinaushebe –, und berichtet dann über die Berufung des Deutschen Orden durch den Herzog von Masowien (übrigens die einzige Quelle für diesen Vorgang). Dann heißt es: *auctoritatem eidem magistro concessimus terram Pruscie cum viribus domus et totis conatibus invadendi* – "wir haben diesem Ordensmeister die Befugnis verliehen, mit den Kräften seines Ordens und mit aller Macht in das Land Preußen einzumarschieren und bestätigen ihm ... alles Land, das er mit Gottes Hilfe in Preußen erobern wird, als altes und legales Recht des Kaiserreich an Bergen, Ebenen, Flüssen, Wäldern und Meer; und er soll es frei von jeder Dienstbarkeit und Steuer innehaben und niemandem deswegen untertan sein. Sie dürfen ferner ... in dem ganzen eroberten und noch zu erobernden Gebiet Geleit und Zoll einführen, Märkte und Jahrmärkte errichten, Münzen schlagen, Steuern zu Lande und zu Wasser nach Bedarf und Nutzen auferlegen und Bergwerke für Gold, Silber, Eisen und andere Metalle bauen und Salz gewinnen. Sie erhalten ferner das Gerichtsrecht sowohl über die, die sich zum Christentum bekehren, als auch über die, die in ihrem Aberglauben verharren." usw., der Text ist ziemlich lang.

Die Literatur zum Deutschen Orden deutet dessen Engagement in Preußen in der Regel als gradlinige Fortsetzung seiner Tätigkeit im Heiligen Land, denn auch hier sei es um den Schutz und die Ausbreitung des Christentums gegen die Heiden gegangen. Ich kann das nicht ganz so sehen. Der erste Kreuzzug und die ihm folgenden Unternehmungen gingen hervor aus der bewaffneten Pilgerfahrt; ihr Ziel war die **Wiedergewinnung** eines ursprünglich christlichen Landes, das nach Gottes unergründlichem Rat-schluß vorübergehend unter die Herrschaft des Islam gefallen war und in rechtmäßigen christlichen Besitz rücküberführt werden sollte. Dieses Ziel der Rückgewinnung lag, *mutatis mutandis*, auch den Ketzerkreuzzügen – etwa gegen die Albigenser in Südfrankreich – zugrunde, auch wenn die Frage erlaubt sein muß, ob Gewalt hier das rechte Mittel war, und auch wenn der Begriff Ketzer dabei politisch mißbraucht wurde. In Preußen haben wir es mit einem dritten Typus von Unternehmen zu tun: der Eroberung eines

Landes, das zuvor niemals christlich gewesen war, um es zu christianisieren. Das ist etwas grundsätzlich anderes.

Aber schauen wir uns zunächst an, mit wem es der Deutsche Orden in seinem neuen Wirkungsfeld zu tun bekam:



Von den fünf Völkern, die den Ostseerand bewohnten, waren die Polen bereits christianisiert, die übrigen noch Heiden. Sie unterscheiden sich auch in sprachlicher Hinsicht: Polnisch ist eine slawische Sprache, Liwisch und Estnisch sind mit dem Finnischen verwandt, gehören also jener Sprachfamilie an, zu der auch noch das Ungarische gezählt wird, die von den übrigen europäischen Sprachen vollkommen abweichen.

Am interessantesten sind das Litauische und das Pruzzi-sche oder, wie man auch sagt, Altpreußische. Dabei handelt es sich um einen Zweig des Indogermanischen, der auf gleicher Ebene steht wie das Slawische, Germanische, Romanische usw.; die Sprache ist sehr altertümlich und wird deshalb von den Sprachwissenschaftlern gerne zur Rekonstruktion der indogermanischen Ursprache herangezogen. Der älteste Beleg des Altpreußischen ist ein Epigramm von 1369, das zufällig an den Rand einer Handschrift geschrieben wurde. Aus der Zeit um 1400 gibt es eine Wortliste mit etwa 800 Einträgen. Ein Sprichwort lautet:

Deves does dantes. Deves does geitka.
(Gott gibt Zähne. Gott gibt Brot.)

Wenn man das ins Lateinische überträgt, ist die indogermanische Sprachverwandtschaft offensichtlich:

Deves does dantes. Deves does geitka
Deus dat dentes. Deus dat panem.

Einige altpreußische Wörter sind in den deutschen ostpreußischen Dialekt übergegangen und finden sich auch in den Akten des Deutschen Ordens, so *sweike* (Arbeitspferd), *witing* (Ordensdiener pruzzischer Herkunft) oder *perlenke* (Gebühr) und schließlich auch *margell* oder *marjell* (Mädchen), ein Wort, das ja heute noch als typisch ostpreußisch empfunden wird.

Abgesehen von den Sprachen ist noch ein Unterschied wichtig: Pruzzen, Liwen und Esten waren relativ kleine Völker, die nur hier an der Ostsee wohnten. Das litauische Gebiet erstreckte sich dagegen bis weit ins Landesinnere, bis nach dem heutigen

Weißrußland und selbst bis in die Ukraine hinein. Es lag gewissermaßen als heidnisches Sperrgebiet zwischen Polen und dem bereits von Byzanz aus christianisierten Rußland.

Es ist im übrigen nicht so, daß der Deutsche Orden in Preußen auf eine *tabula rasa* traf. Missionsversuche gab es schon seit über 200 Jahren: Adalbert von Prag war dort tätig gewesen, jedoch endete seine Mission 997 mit dem Martyrium; ebenso erging es Bruno von Querfurt 1009 und 1141 Bischof Heinrich von Olmütz. 1215 hatte der Papst den Abt Christian von Lekno zum Missionsbischof für Preußen bestellt, der aber ebenfalls nur bescheidene Erfolge aufzuweisen hatte und sich zum entscheidenden Zeitpunkt in heidnischer Gefangenschaft befand.

Auch die gewaltsame Variante war bereits erprobt worden. Man könnte etwa den sog. Wendenkreuzzug Heinrichs des Löwen nennen, der zur Einbeziehung Pommerns ins Deutsche Reich geführt hatte. Und dann gab es seit 1202 einen eigenen Ritterorden, die sog. Schwertbrüder, der sich mit den Liwen und Esten beschäftigte, aber allein nicht sehr erfolgreich war. Er wurde 1237 in den Deutschen Orden eingegliedert. Um 1300 sah der Ordensstaat etwa so aus:



Also zwei Gebiete, Preußen und Livland, die auch getrennt verwaltet wurden; der Unterschied zwischen West- und Ostpreußen wird später noch wichtig. Der weiße Fleck innerhalb Ostpreußens ist das weltliche Herrschaftsgebiet des Bistums Ermland (Bischöfsstadt Elbing), das nicht in den Ordensstaat eingegliedert wurde. Livland schreibt man manchmal auch altertümlich Liefland oder Eifland.

Der Orden und sein Ostseestaat wuchsen schnell aus der ursprünglichen Abhängigkeit von dem Herzog von Masowien heraus, wodurch freilich der Dauerkonflikt mit Polen grundgelegt war. Zentrum des Staates und Sitz des Hochmeisters war zunächst die Marienburg (polnisch Malbork), ca. 50 km südöstlich von Danzig an der Nogat gelegen.

Hier noch einmal in "patriotischer" Darstellung aus dem 19. Jahrhundert:



Dem Orden gelang es indes nur sehr mühsam, sich durchzusetzen, insbesondere die Jahre zwischen 1260 und 1270 waren problematisch, und im Grunde wurde die Spaltung in eine christlich-deutsche Herrenschicht und die pruzzische Mehrheit, die erst ganz allmählich christianisiert wurde, nie ganz überwunden. Das sieht man auch daran, daß die altpreußische Sprache noch bis ins 17. Jahrhundert gesprochen wurde; 1561 erschien z. B. ein Katechismus in pruzzischer Sprache im Druck.



Nur von vorübergehender Bedeutung, aber emotional bis heute wichtig, war die Schlacht auf dem zugefrorenen → Peipussee am 5.4.1242, in der der Landmeister von Livland dem russischen Fürsten → Alexander Newskij unterlag. Über diese Schlacht handelt der Film "Alexander Newski" des berühmten russischen Regisseurs → Sergej Eisenstein, 1938 im Auftrag Stalins entstanden.



Er vereint, laut kommentierender Beilage der DVD, durch eine "Kombination nachweisbarer Historie und wirklichkeitsfremder Hingebung eindrucksvoll Dramatik und russische Klischees". Er wurde 1938 uraufgeführt, durfte aber schon 9 Monate später, nach dem Nichtangriffspakt zwischen Hitler und Stalin nicht mehr gespielt werden, wurde aber 1941, nach dem Überfall des Deutschen Reiches auf die Sowjetunion, erneut in die Kinos gebracht. In der deutschen Fassung ist etwas verwirrend, daß der Landmeister von Livland ständig als "Magister" bezeichnet ist. Alexander Newski wird als russischer Nationalheld und von der orthodoxen Kirche sogar als Heiliger verehrt, war aber in Wirklichkeit kaum mehr als ein mongolischer Steuereintreiber.

Die Organisation des Ordens war die folgende: an der Spitze stand der Hochmeister, unterstützt von den sog. → Großgebietigern mit Spezialaufgaben, und zwar

1. dem Großkomtur als Stellvertreter des Hochmeisters,
2. dem Marschall als Oberkommandierendem,
3. dem Obersten Spitler, zuständig für die Hospitäler,
4. dem Obersten Treßler, zuständig für die Finanzen, und
5. dem Obersten Trapier, zuständig für die Ausrüstung.

Der Orden war in drei Provinzen eingeteilt, Preußen, Livland und Deutschland (also die Besitzungen im Innern des Reiches). An der Spitze der Provinzen stand ein Landmeister, jedoch war der Hochmeister zugleich Landmeister von Preußen, seit er dort seinen Sitz hatte, d.h. seit Anfang des 14. Jahrhunderts. Der Landmeister für Deutschland hieß Deutschmeister. Die Provinzen gliederten sich in → Balleien, an deren Spitze ein Landkomtur stand. Darunter gab es als Grundeinheit die Kommenden unter dem Komtur.

Wie sah ein Deutsch-Ordens-Ritter aus? Hier ein schönes Beispiel aus der Literatur: der sagenhafte Tannhäuser, der beim Sängerkrieg auf der Wartburg seinen dramatischen Auftritt hatte, wird als Mitglied des Deutschen Ordens dargestellt; z. B. in der Manesseschen Liederhandschrift:



Also ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz, eine Farbstellung, die wir vorhin schon kennengelernt haben:



und die sich im schwarz-weißen Wappen Preußens wiederfindet.

Der Deutsche Orden hat seine militärische Leistung allerdings nicht allein vollbracht, sondern es kamen immer wieder einzelne Adlige und auch Fürsten zu ihm, um am Kampf gegen die Heiden teilzunehmen. Einer dieser Preußenfahrer war übrigens der Dichter Oswald von Wolkenstein,



der in einem seiner Lieder aufzählt, wo er überall gewesen sein will:

*Durch Barbarei, Arabia,
 durch Hermani in Persia,
 durch Tartari in Suria,
 durch Romani in Türggia,
 Ibernia,
 der sprüng han ich vergessen.
 [jetzt kommt es]
 Durch Reussen, Preußen, Eiffenlant,
 gen Litto, Liffen, übern strant,
 ...
 hab ich lang gemessen.*

Die Preußenfahrt galt als Kreuzzug, mit allen Privilegien, war aber gewissermaßen ein "Kreuzzug light", der mit geringerem Zeit-

aufwand und geringeren Kosten absolviert werden konnte als die richtige Fahrt ins Heilige Land. Als Preußen dann weitgehend unterworfen war, richtete sich die Energie vor allem gegen die Litauer, die sich einfach nicht bekehren lassen wollten. Vieles davon waren reine Raubzüge, deren Krönung darin bestand, sich vor einem überfallenen und angezündeten litauischen Dorf zum Ritter schlagen zu lassen.

1386 empfing der letzte heidnische Großfürst von Litauen die Taufe, heiratete die Tochter des ansonsten erbenlosen Königs von Polen und wurde dessen Nachfolger. Die Folgen der polnisch-litauischen Union für den Deutsch-ordensstaat waren verhängnisvoll: nicht nur verlor er damit seine Legitimation als Basis der christlichen Mission, sondern er erlitt 1410 auch eine vernichtende militärische Niederlage in der Schlacht von Tannenberg. Im 1. Weltkrieg gab es noch einmal eine Schlacht von Tannenberg, die diesmal Hindenburg gegen die Russen gewann, indem er dieselbe Taktik wählte wie über 2000 Jahre früher Hannibal in der Schlacht von Cannae. Der Lorbeer von Tannenberg spielte 1925 eine wichtige Rolle, als die politische Rechte einen Kandidaten für das Amt des Reichspräsidenten suchte.

1410 ging die Schlacht umgekehrt aus, mit einem polnisch-litauischen Sieg, und 1466 mußte nach weiteren Niederlagen der Hochmeister im Frieden von Thorn seinen Staat vom polnischen König zu Lehen nehmen. Zugleich wurde der westliche Teil des Ordensstaates abgetrennt und direkt Polen unterstellt; er heißt seitdem Westpreußen. Dabei verlor der Hochmeister auch die Marienburg und mußte seinen Sitz nach Königsberg verlegen.

In der Situation unmittelbar nach der verlorenen Schlacht bei Tannenberg spielt das Trauerspiel "Der letzte Held von Marienburg" von Joseph von Eichendorff, aus dem Jahre 1430, uraufgeführt am 27.2.1831 im Stadttheater zu Königsberg, jedoch mit geringer Resonanz. Es ist ein düsteres Stück, in dem ständig Gewitter herrscht, was die Schauspieler jeweils ausführlich beschreiben – wir befinden uns 1830 nicht von ungefähr in der Zeit der Romantik. Der Held des Dramas (im doppelten Sinne) ist der Hochmeister Heinrich von Plauen, der 1410 nach der Schlacht gewählt, aber schon 1413 wieder abgesetzt wurde. Das Stück schildert die verräterischen Intrigen der Ordensritter gegen ihn – wobei den Hochmeister einmal eine als Ordensritter verkleidete Polin rettet –, aber auch seinen eigenen Versuch, ohne Rücksicht auf die Ordensregel den Widerstand gegen Polen zu organisieren. Die Polen werden übrigens immer als "Polacken" bezeichnet.

Im letzten Akt wird der Dichter geschichtsphilosophisch:

"Wer darf je sagen von sich selbst, er habe
Recht gegen seine Zeit? Was ist die Meinung
Des Einzelnen im Sturm der Weltgeschichte,
Die über uns ein höh'rer Meister dichtet,
Uns unverständlich und nach andern Regeln?"

In der letzten Szene entwickelt der sterbende Titelheld dann sogar prophetische Gaben:

"Gelobt sei Gott! des Herren Wege gehen
Hoch über die Gedanken weg der Menschen. –
So laß den Orden nur zusammenstürzen.
Das Kreuz bleibt stehn, das er gepflanzt im Norden.
Und über's Graun geht frommer Helden Kunde
Erschütternd fort durch künftige Geschlechter! –

...

Die Helden all' aus ihren Gräbern geh'n;
Die richten schweigend auf den stillen Höh'n
Ein wunderbares Kreuz empor von Eisen
In der gewitterschwarzen Einsamkeit. –
Da geht ein Schauer durch das Volk der Preußen
Und noch einmal gedenkt's der großen Zeit. –

...

Reich' mir den Helm, geb't mir das Banner wieder!
Das flatternde Panier hoch in der Hand,
Zieh' ich der Schaar voran durch's deutsche Land,
Am Rheine pflanzen wir's zu Gottes Ruhm –
Was zagt ihr? – Ewig ist das Ritterthum! –"

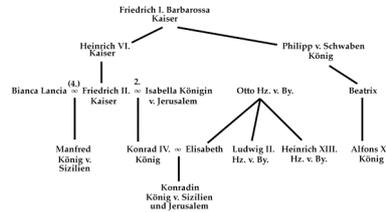
Die Anspielung auf die napoleonischen Kriege und den Kriegsorten des Eisernen Kreuzes ist Ihnen sicher nicht entgangen.

15. KAPITEL: EIN BAYER IN ITALIEN – KONRADIN († 1268)

WIR KEHREN ZURÜCK INS Hochmittelalter und nach Bayern. Sie wissen aus der allgemeinen Geschichte, daß Kaiser Friedrich II. – der übrigens 1228/9 auch einen Kreuzzug durchführte, auf dem er ohne militärische Aktionen, nur durch geschickte Verhandlungen für fünfzehn Jahre den Schutz der Jerusalempilger erreichte – 1239 von Papst Gregor IX. exkommuniziert und 1245 auf dem Konzil von Lyon abgesetzt wurde. Und zwar setzte der Papst ihn nicht nur als Kaiser, sondern auch als König von Sizilien ab. Von da an bis zu seinem Tode führte er von Italien aus den Kampf gegen das Papsttum, einen Kampf, der noch keineswegs verloren war, als der Kaiser 1250 überraschend starb.

In Deutschland trug sein Sohn Konrad IV., der bereits zum Mitkönig und Nachfolger gewählt war, die Last des Kampfes; wir haben im Zusammenhang mit Ludwig dem Kelheimer schon kurz davon gesprochen. Konrad IV. war außerdem König von Jerusalem, weil Friedrich II. die Erbtochter dieses Reiches geheiratet hatte. Nach dem Tode des Vaters brach Konrad im Oktober 1251 nach Italien auf, um dort vorrangig sein sizilisches Erbe zu sichern. Dabei ließ er seine Königin Elisabeth im 4. Monat schwanger zurück. Am 25. März 1252 kam auf der heute verschwundenen Burg Wolfstein bei Landshut ein männliches Kind zur Welt, das den Namen Konrad erhielt.

Die Form Konradin ist zwar zeitgenössisch, wurde aber erst in Italien gebraucht, wie aus der Wortform ja auch hervorgeht. Elisabeth war die Tochter des bayerischen Herzogs Otto II. des Erlauchten; die Brüder Elisabeths, Ludwig II. der Strenge und Heinrich XIII., waren also seine Onkel.



Als Konrads IV. seinerseits schon 1254 starb, erbte Konradin dessen Titel eines Königs von Jerusalem und Sizilien und eines Herzogs von Schwaben sowie auch das gesamte staufische Hausgut, also den Allodialbesitz der Familie. Darüber hinaus erwarb er auch einen gewissen Anspruch darauf, zu gegebener Zeit zum deutschen König gewählt zu werden, wenn dies auch zunächst kein konkreter Rechtstitel war. Da Konrad IV. in Sizilien als Konrad I. gezählt werden muß, ist Konradin dort der zweite König dieses Namens; entsprechend bezeichnet er sich selbst in seinen Urkunden als *Conradus secundus dei gratia Ierusalem et Sycilie rex*.



Ebenso auf seinem Siegel:



Über Konradins Jugend wissen wir fast nichts, wie überhaupt irgendwelche persönlichen Züge gänzlich unbekannt bleiben. Auch später läßt sich nie entscheiden, inwieweit er selbst handelte oder von anderen zum Handeln veranlaßt wurde. Konradin erhielt eine gute Ausbildung. In Italien wurden seine Lateinkenntnisse wohlgefällig vermerkt. Auch in den ritterlichen Kenntnissen wurde er unterrichtet, wenn er auch so jung war, daß er erst kurz vor seiner Katastrophe bereits in Italien den Ritterschlag erhielt. Auch einige sehr konventionelle Minnelieder sind von ihm überliefert. Hier sehen Sie ihn als Minnesänger in der Manesseschen Liederhandschrift:



Seine bayerischen Oheime fungierten als Vormünder und betrieben eine vorsichtige Politik, die in erster Linie darauf zielte, seine deutschen Ansprüche zu wahren. Sie wären allerdings keine Wittelsbacher gewesen, wenn sie ihre Vormundschaft aus völlig uneigennütigen Motiven geführt hätten. Auch wenn man es zunächst nicht voraussehen konnte, hat sich für sie Konradins Untergang im Nachhinein als lukratives Geschäft erwiesen. Überhaupt darf man sich die Verhältnisse am bayerischen Hof nicht allzu idyllisch vorstellen: Konradins älteste Jugenderinnerung dürfte es gewesen sein, daß Herzog

Ludwig am 18. Januar 1256 seine Frau Maria von Brabant auf einen bloßen Verdacht hin hinrichten ließ, was ihm den Beinamen Ludwig "der Strenge" einbrachte; zur Sühne mußte er übrigens das Kloster Fürstenfeld stiften.

Zu Pfingsten 1262 ließen seine Vormünder Konradin einen Hoftag in Ulm abhalten, auf dem er förmlich Besitz vom Herzogtum Schwaben ergriff. Damals kam er auch zum ersten Mal politisch mit Italien in Berührung, denn es erschienen Gesandtschaften der Städte Lucca und Florenz.

An dieser Stelle muß ich nun den großen Gegner Konradins einführen: Karl von Anjou. Er war ein Bruder König Ludwigs IX., allerdings der jüngste, und hatte als solcher in Frankreich kaum Karrierechancen. Deshalb griff er zu, als der Papst ihm anbot, neuer König von Sizilien zu werden, anstelle des abgesetzten Friedrich II. Da die Kurie seit 1059 Lehnsherr des Königreichs Sizilien war, sah der Papst sich als berechtigt an, diese Königskrone neu zu vergeben, nachdem sie Friedrich II. aberkannt worden war. Das Problem war allerdings, daß die päpstliche Absetzungsverfügung in Sizilien völlig wirkungslos blieb. Friedrichs II. Herrschaft war bis zu seinem Tode unangefochten, ebenso die seines Sohnes Konrad IV., und danach regierte als Statthalter Konradins ein unehelicher Sohn des Kaisers, Manfred. Aus unbekanntem Gründen nahm dieser Manfred dann 1258 für sich selbst die Krone an.

Gegen diese fest etablierte staufische Herrschaft mußte sich Karl von Anjou also durchsetzen, wenn er sein neues Reich tatsächlich in Besitz nehmen wollte. Karl von Anjou hat in Deutschland einen ausgesprochen schlechten Ruf – Sie werden im Laufe dieses Kapitels hören, warum –, und das müssen wir auch beachten, wenn wir sein Bild betrachten:



Nun ja, sympathisch wirkt dieses Gesicht nicht.

Karl von Anjou wurde also vom Papst mit Sizilien belehnt:



und am 6.1.1266, also dem Tag der Heiligen drei Könige, in Rom gekrönt. Anschließend drang er mit seinem Heer in das Königreich Sizilien ein. Vorsichtshalber möchte ich darauf hinweisen, daß dieses Königreich nicht nur die Insel, sondern auch das ganze süditalienische Festland bis fast vor die Tore Roms umfaßte; auf der Karte das gesprenkelte Gebiet:



König Manfred trat ihm erst bei Benevent entgegen – offenbar unterschätzte er die Bedrohung –, unterlag ihm aber dort in der Schlacht am 26.2.1266, wobei er auch selbst ums Leben kam. Damit war durch einen einzigen militärischen Erfolg die Entscheidung zugunsten Karls gefallen.

Die Niederlage Manfreds in der Schlacht von Benevent änderte auch Konradins Lage schlagartig. Nun war er der Hoffnungsträger der staufischen Partei, und im Laufe der Zeit fand sich eine ganze Reihe sizilischer Exulanten bei ihm ein, die Karl von Anjou entkommen waren: Petrus de Prece, ein berühmter Stilist aus der Schule des Petrus de Vineia, der für Konradin ein Manifest verfaßte, von dem noch die Rede sein wird; Konrad und Marino Capece, die im Laufe der nächsten Jahrzehnte an jedem Hof auftauchten, der dem Anjou feindlich gesinnt war; Konrad von Antiochien, ein Enkel Kaiser Friedrichs II. über dessen unehelichen Sohn Friedrich von Antiochien; Galvano und Friedrich Lancia, die Onkel König Manfreds. All diese Exulanten drängten den jungen Konradin zum militärischen Eingreifen in Italien. Ihre Position war auch deshalb günstig, weil Konradin vier Wochen nach der Schlacht von Benevent am 25.3.1266 vierzehn Jahre alt wurde. Das bedeutete nach damaligem Recht seine Volljährigkeit und das Ende der Vormundschaft seiner Onkel. Die Exulanten drängten zweifellos auch mit dem Argument zur Eile, man dürfe nicht warten, bis sich Karl in seinem neuen Reich festgesetzt habe, sondern müsse ihn attackieren, solange seine Position noch ungesichert sei.

Im Oktober 1266 fand in Augsburg ein Hoftag statt, um über den Italienzug zu beraten. Die bayerischen Herzöge, vor allem Heinrich XIII., warnten vor dem Unternehmen, konnten sich aber nicht durchsetzen. Vielmehr wurde der Zug beschlossen und der Aufbruch für den Herbst nächsten Jahres festgesetzt. Konradin verteilte auch gleich die obersten Hofämter seines noch gar nicht eroberten Königreichs an seine italienischen Anhänger. Das hatte allerdings auch Karl von Anjou bereits vor seinem Aufbruch nach Italien getan. Im Gegensatz zu Karl und auch zu Konrad IV. fällt aber auf, daß Konradin seinem Hof ein eindeutig italienisches Gepräge geben wollte.

Konradins wichtigste Aufgabe war aber zunächst die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Die Exulanten versprachen die

Unterstützung der italienischen Bankiers, aber es war unsicher, ob sich das würde realisieren lassen. Konkreter war die Hilfe der bayerischen Herzöge, die allerdings auch mit der Möglichkeit rechneten, daß der Zug scheitern könnte und sich deshalb praktisch den gesamten Besitz Konradins nördlich der Alpen als Sicherheit verpfänden ließen. Da Konradin nicht in der Lage war, diese Pfänder wieder einzulösen, führte die Transaktion auf die Dauer zu einer vorteilhaften Abrundung des wittelsbachischen Besitzes.

Auf dem Augsburger Hoftag wurde auch ein politisches Manifest erlassen, in dem Konradin die Ziele seiner Politik offenlegt. Es ist zwar nicht sicher, ob diese *protestatio* jemals publiziert wurde, aber ihr Inhalt ist dennoch wichtig für unsere Kenntnis seiner Ziele – oder der Ziele, die er nach Ansicht seiner Ratgeber verfolgen sollte. Konradin schildert darin alles Unrecht, das die Päpste im Laufe der Vergangenheit ihm zugefügt haben, betont aber dennoch, daß sich der Zug nicht gegen den Papst richte, sondern nur gegen den Räuber seines Erbes, Karl von Anjou. Daß der Papst es war, der Karl nach Italien gerufen hatte, wird dabei nicht erwähnt. Das Manifest gipfelt in der rhetorischen Frage des Staufers an den Papst: "Wodurch haben wir dich verletzt, heiliger Vater, daß du wie ein Stiefvater so vielfältig und ungerecht gegen uns vorgehst – es sei denn, du hältst es bereits für eine schwere Beleidigung, daß wir überhaupt auf Erden leben?" – *verum tamen gravem offensam reputas, quod sumus super terram?*

Diese Frage trifft den Nagel auf den Kopf, denn die Kurie hatte sich von Gregor IX. an so sehr ihre apokalyptische Feindschaft gegen die gesamte staufische Familie hineingesteigert, daß sie selbst die bloße Existenz eines Mitgliedes dieser Familie als Bedrohung empfand, der sie sich nur die physische Vernichtung dieses Mitgliedes erwehren konnte. In der Politik der Kurie lag eine furchtbare Konsequenz und zugleich eine Zwangsläufigkeit, der sich selbst die besonnenen Kardinäle im entscheidenden Augenblick nicht entziehen konnten. Nur durch diese apokalyptische Vergiftung ist es zu erklären, daß die Möglichkeiten einer Versöhnung, die sich wiederholt boten, nicht ergriffen wurden.

Die beste Chance hätte sich nach dem Tode Konrads IV. geboten. Damals bestand die Möglichkeit einer Teilung der staufischen Familie in zwei Linien: eine italienische unter Manfred und eine deutsche unter Konradin. Manfred hatte kein Interesse an Deutschland; er wäre in die traditionelle normannische Mittelmeerpolitik eingeschwenkt und hätte so die lateinische Komponente im Orient gestärkt, was die Kurie nur hätte begrüßen können.

Der damals zweijährige Konradin wäre zunächst gar nicht zu fürchten gewesen. Später hätte die Kurie durchaus seiner eventuellen deutschen Königswahl zustimmen und ihm sogar die Kaiserkrone in Aussicht stellen können. Bis Konradin sich in Deutschland durchgesetzt hätte, wäre die Trennung der Linien schon so fest *établiert* gewesen, daß Konradin ohne Zustimmung des Papstes gegen Manfred nichts hätte unternehmen können. Das wäre zwar auch eine Enterbung Konradins in Bezug auf Sizilien gewesen, aber für alle Teile doch immer noch das kleinere Übel.

Übrigens hätte es für eine solche Lösung sogar ein politisches Vorbild gegeben: den Vertrag zwischen Innozenz III. und Philipp von Schwaben, der Philipp gegen Verzicht auf alle sizilischen Ansprüche die päpstliche Anerkennung der deutschen Krone bringen sollte und der nur deshalb unerfüllt blieb, weil Philipp ermordet wurde. Die apokalyptische Vergiftung der Auseinandersetzung zwischen Gregor IX. und Friedrich II. hat eine solche Lösung 1254 unmöglich gemacht, und es blieb beim totalen Krieg zwischen den Staufern und dem Papsttum.

Auf die Beschlüsse des Augsburger Hoftages reagierte Clemens IV. denn auch mit einem Prozeß gegen Konradin. Er lud ihn für das nächste Frühjahr zur Verantwortung nach Rom vor und drohte für den Fall des Ungehorsams mit der Exkommunikation. Desungeachtet brach Konradin planmäßig im September 1267 von Augsburg aus nach Italien auf. Am 21. Oktober 1267 traf er in Verona ein. In seiner Begleitung befand sich ein relativ kleines Heer, dem auch einige deutsche Fürsten angehörten. Die beiden wichtigsten von ihnen, Herzog Ludwig von Bayern und der reiche schweizerische Graf Rudolf von Habsburg, kehrten aber bereits in Verona wieder um. Konradin selbst saß dort erst einmal 3 Monate fest, weil es Finanzprobleme gab. Während dieser Zeit verhängte der Papst tatsächlich die Exkommunikation über ihn. Am 17. Januar 1268 konnte Konradin schließlich aus Verona abreisen, am 20. Januar war er in Pavia. Von dort brach er am 22. März auf und gelangte zu Schiff nach Pisa, wo er am 7. April 1268 eintraf. Das Heer kam zu Lande nach und langte am 2. Mai ebenfalls in Pisa an. Von dort aus durchquerte er die Toskana.

Während der ganzen Zeit wurde er in den staufisch gesinnten Städten begeistert empfangen, während die päpstlich gesinnten Kommunen sich gleichgültig verhielten und ihm keine Hindernisse in den Weg legten. Der Papst sagte allerdings in einer Predigt vom 27. Mai 1268: "Fürchtet euch nicht, denn wir wissen, daß dieser Jüngling von nichtswürdigen Menschen wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird." Er hatte im Endeffekt recht, und wir werden uns noch fragen müssen, wie weit er auf die Erfüllung seiner Prophezeiung Einfluß genommen hat.

Zunächst sah es aber nicht danach aus. Vielmehr errang das Heer Konradins am 25. Juni bei Siena sogar einen Sieg über eine Truppenabteilung Karls von Anjou, wobei deren Anführer, der Marschall Jean de Braiselves, gefangengenommen wurde. Konradin selbst kam am 24. Juni in Siena an, das er am 7. Juli in Richtung auf Rom wieder verließ. Er zog in Sichtweite an der päpstlichen Residenz Viterbo vorbei. Die Kurie attackierte er jedoch nicht, gemäß seinem Grundsatz, er kämpfe nicht gegen den Papst, sondern nur gegen Karl von Anjou. Am 24. Juli zog er in Rom ein, wo er mit den einem römischen Kaiser zustehenden Ehren empfangen wurde.

Wir müssen an dieser Stelle einen Augenblick innehalten und uns fragen: wie waren denn die Aussichten des ganzen Unternehmens? Wurde hier ein schwärmerischer Jüngling von seinen eigenen geldgierigen Onkeln ins sichere Verderben geschickt? In der älteren Literatur wurde dies in der Tat oft so dargestellt, und erstaunlich viele

Bücher über Konradin enthalten bereits im Titel Ausdrücke wie "Traum" und dergleichen.

Heute sieht man das differenzierter: Karl war in seinem neuen Reich kein beliebter Herrscher. Es wurde schnell klar, daß er es eigentlich nur als Finanzquelle für viel weiterreichende Pläne ansah, die ihn auf den Thron eines erneuerten lateinischen Kaiserreiches in Byzanz führen sollten. Daß er zum Kaisertum berufen sei, leitete er aus der Namensgleichheit mit dem abendländischen Kaiser schlechthin, Karl dem Großen, ab. Und in Karls Vorstellung führte sein von der Vorsehung vorgezeichneter Weg schließlich von Byzanz weiter nach Jerusalem.

Besonders unbeliebt war Karl auf der Insel Sizilien. Sie war zur Zeit der Normannen und auch noch unter Friedrich II. das Zentrum des Reiches gewesen, mit Palermo als Haupt- und Krönungsstadt. Karl von Anjou hat Sizilien nur zweimal kurz betreten, auf der Hinreise und der Rückreise zum 7. Kreuzzug seines Bruders. Das Zentrum seiner Herrschaft lag in Neapel. Verhaßt war Karl selbstverständlich bei den Sarazenen von Lucera in Apulien. Dorthin hatte Friedrich II. die sizilischen Moslems umgesiedelt, deren Aufstand er zu Beginn seiner Regierung niedergeschlagen hatte. Sie durften dort aber bei ihrem Glauben bleiben und bildeten eine Art militärische Reserve, die gegen alle Bannflüche des Papstes immun war. Diese Sarazenen gaben sich zweifellos keinen Illusionen hin, wie es ihnen unter dem bigotten Karl ergehen würde, und so ist es dann auch tatsächlich eingetreten.

Sobald Konradin also in die Nähe von Karls Reich kam, begann dessen Haus an allen Ecken zu brennen. Auf Sizilien kam es zu Aufständen, und die Sarazenen von Lucera erklärten sich sofort für Konradin. Eine einzige verlorenene Schlacht hatte 1266 zum Sturz des seit Jahrzehnten in seinem Reich fest etablierten König Manfred geführt – eine Niederlage des in seinem Reich unbeliebten Karl oder auch nur ein unklarer Ausgang der Schlacht hätte seine Herrschaft sofort zum Einsturz gebracht.

Es kam indes anders, denn Konradin unterlag am 23. August 1268 in der Schlacht von Tagliacozzo. Die Schlacht fand in einer propagandistisch aufgeheizten Atmosphäre statt; daß z.B. Konradin von den Sarazenen von Lucera unterstützt wurde, veranlaßte Karl dazu, seine Truppen als das "christliche Heer" zu apostrophieren. Der Papst trat dieser Argumentation bei und erklärte die Abwehr Konradins zum Kreuzzug. Die Kampfhandlungen wurden staufischerseits dadurch eröffnet, daß der bei Siena gefangengenommene Heerführer Karls vor den Augen der gegnerischen Truppen hingerichtet wurde. Karl seinerseits bediente sich einer Kriegslist und stafierte einen seiner Ritter mit den königlichen Insignien aus, die er selbst nicht trug.

Der erste Teil der Schlacht endete mit der Niederlage von Karls Truppen; ein Teil von ihnen suchte sein Heil in der Flucht. Unter den Toten war auch der vermeintliche König. Konradins Truppen begannen, wie das im Mittelalter üblich war, mit der Plünderung der Gefallenen. Sie taten das mit umso größerer Sorglosigkeit, als sie ja glauben mußten, der gegnerische Feldherr sei gefallen und sie hät-

ten die Schlacht gewonnen. Dem war aber nicht so, denn Karl hatte unter seinem eigenen Kommando eine Abteilung zurückgehalten und für die Feinde unsichtbar aufgestellt, mit der er jetzt über die sorglos Plündernden herfiel. Außerdem war die vorhin erwähnte Flucht nur eine Scheinflucht gewesen, die die Kräfte des Gegners zersplittern sollte. Mit einem Wort: der schon sicher geglaubte staufische Sieg verwandelte sich in eine vollkommene Niederlage, und nun war es an Konradin, seinerseits die Flucht, und diesmal eine echte Flucht, anzutreten.

Am Abend der Schlacht diktierte Karl einen Siegesbericht an den Papst, der auch vom Stil her sehr charakteristisch für ihn ist: "Die schon zu lange erwartete und von allen Gläubigen des ganzen Erdkreises ersehnte Freude opfere ich demütig Euch, allermildester Vater, und der hochheiligen römischen Kirche, meiner Mutter, wie einen Weihrauch der Süßigkeit und bitte, daß der Vater sich erheben und, indem er von der Jagdbeute seines Sohnes kostet, dem Höchsten die geschuldete Dankbarkeit erweise und daß sowohl der Vater als auch die Mutter von nun an von ihren Mühen ausruhen mögen. Ihr möget also wissen, daß ich, wobei die Hand des Herrn, welche meine Beschützerin und die Patronin der Gerechtigkeit ist, meine Schritte glücklich und heilbringend lenkte, nachdem Konradin und seine Anhänger sich den Grenzen meines Reiches näherten und Schlupflöcher suchten, durch die sie heimlich eindringen und sich mit den Sarazenen verbinden könnten, ihnen Schritt für Schritt drei Tage und ebensoviele Nächte lang folgte." Dann kommt eine relativ nüchterne und objektive Darstellung der Vorgeschichte der Schlacht. Über die Schlacht selbst schreibt Karl dann aber: "Ich jedoch, im Vertrauen auf den göttlichen Schutz und auf die Hilfe Eurer Gebete und unter Anrufung des Namens Christi, brach schnell und mannhaft gegen die Feinde vor, und nachdem auf beiden Seiten heftig gekämpft worden war und der größere Teil der Feinde durch das Schwert niedergemacht war, konnte der freilich geringe Rest den Druck meines Heeres nicht mehr aushalten und suchte sein Heil in der Flucht." Ihnen ist zweifellos nicht nur das aufgefallen, was Karl sagt, sondern auch das, was er verschweigt. Im Vergleich zu diesem Gemetzel, bemerkt Karl dann noch, sei die Schlacht von Benevent geradezu harmlos gewesen. Nun wieder wörtlich: "Über Konradin aber ... vermochte ich zum jetzigen Zeitpunkt, wo ich diesen Brief, der sofort nach dem Sieg verfaßt ist, schreibe, keine Gewißheit erlangen"

Was Karl von Anjou damals nicht wußte, können wir heute rekonstruieren: den Fluchtweg Konradins. Détails sind entbehrlich, jedenfalls kam er am 28. August 1268 in Rom an. Die Aufnahme dort war aber eine ganz andere als einen Monat zuvor. Für einen gescheiterten Thronprätendenten hatte man dort keine Verwendung mehr. Konradin verließ deshalb Rom am 31. August wieder, zog zur Küste und bestieg in Astura, etwa 50 km südlich von Rom, ein Schiff, das ihn wohl nach Sizilien bringen sollte, wo seine Anhängerschaft noch ungebrochen war. Der örtliche Machthaber, Giovanni Frangipani, ließ ihn aber verfolgen und gefangennehmen und lieferte ihn am Karl von Anjou aus.

Was sollte Karl mit seinem prominenten Gefangenen nun machen? Wir wissen, was geschah: Karl verurteilte ihn zum Tode und ließ ihn am 29. Oktober 1268 auf dem Marktplatz von Neapel öffentlich köpfen. Konradin war sechzehneinhalb Jahre alt, als er starb. Diese Exekution hat aber eine politische und eine rechtlich-moralische Seite, mit der wir uns jetzt befassen müssen. Die politische Frage lautete ganz brutal: konnte Karl es sich leisten, Konradin am Leben zu lassen? Die Antwort auf diese Frage lautete, zumindest aus seiner Sicht, ebenso brutal: nein, er konnte es nicht. Selbst ein noch so gut bewachter, lebenslang gefangen gehaltener Konradin wäre eine ständige Gefahr für ihn gewesen, ein Kristallisationspunkt aller anjoufeindlichen Bestrebungen. So gesehen, mußte Konradin beseitigt werden, und zwar auf eine Weise, die an seinem Tod keinen Zweifel ließ, also durch die öffentliche Hinrichtung.

Man muß aber doch die Frage stellen, ob sich die Erfüllung dieses politischen "Sachzwanges", diese "alternativlose" Entscheidung, mit der Rolle eines christlichen Königs vertrug, die Karl ausdrücklich für sich in Anspruch nahm. Wäre er als solcher nicht zu einem Gnadenakt verpflichtet gewesen, auch wenn dies politische Gefahren in sich barg? Und hätte nicht der Lehnsherr Karls, Papst Clemens IV., für Konradin eintreten müssen? Über die Rolle des Papstes ist viel gerätselt worden. Wir wissen nicht, ob er Konradins Tod gewünscht oder nur geduldet hat oder ob er nicht damit gerechnet hat, daß Karl das Todesurteil tatsächlich würde vollstrecken lassen. Wir wissen nur, daß er den verurteilten Konradin von der Exkommunikation losgesprochen hat. Davon, daß er zu seinen Gunsten interveniert hat, ist aber in keiner Quelle in irgendeiner Form die Rede. Ich fürchte daher, daß die Kurie so sehr in ihrem Haß gegen die Staufer gefangen war, daß sie tatsächlich die physische Vernichtung des jungen Mannes wünschte. Dies war auch schon den Zeitgenossen bewußt; ich erinnere Sie an das Manifest Konradins vor seinem Aufbruch, in dem er den Papst fragt, ob er denn seine bloße Existenz bereits als Verbrechen ansehe.

Trotzdem muß man überlegen, ob die Hinrichtung Konradins nicht auch aus politischer Sicht, langfristig gesehen, ein Fehler war. Karls Herrschaft in Süditalien und vor allem auf Sizilien konnte nach dieser Maßnahme nur eine Gewalt- und Fremdherrschaft sein; es war unmöglich, daß er in ein normales Verhältnis zu seinen Untertanen trat. Die Folgen zeigten sich nach 14 Jahren, also innerhalb einer historisch gesehen recht kurzen Frist: 1282 kam es zu einem Aufstand auf Sizilien, der sog. Sizilischen Vesper, die auf der Insel Sizilien die Herrschaft Karls und seiner Dynastie auf Dauer beendete, was diese allerdings erst nach einem neunzig Jahre lang dauernden Krieg akzeptierte. Übrigens sind trotz der öffentlichen Hinrichtung später falsche Konradine aufgetreten, die behaupteten, sie hätten aus Neapel fliehen können; stärkere Auswirkungen hatte das aber nicht.

Werfen wir noch einen ganz kurzen Blick auf das, was man als Konradins Nachleben bezeichnen könnte, d.h. auf das Interesse, das seine Gestalt bei Politikern und Schriftstellern gefunden hat. Dieses Interesse entzündet sich vor allem an zwei Aspekten: einmal

daran, daß hier ein deutscher Fürst von einem Franzosen in den Tod geschickt wurde, und zweitens daran, daß hinter diesem Franzosen der Papst stand. Die Perspektive verschiebt sich dabei so weit, daß schließlich der Papst wie in einem Inquisitionsprozeß das Urteil fällt und Konradin dann der weltlichen Gewalt zur Hinrichtung ausliefert. Dieser Aspekt wird selbstverständlich in der konfessionellen Polemik der Reformationszeit hervorgehoben. Es gibt ein Flugblatt, das von Lucas Cranach gezeichnet und von Martin Luther mit Text versehen ist, auf dem Clemens IV. Konradin eigenhändig den Kopf abschlägt.



*Gros gut die Keiser han gethan | Dem bapst: vnd vbel gelegt an. |
Dafür jm der Bapst gedäckt hat | Wie dis bild dir die warheit sagt. |
Mar(tin) Luth(er) D(octor) | 1545*

Vom 19. Jahrhundert an tritt der nationalistische Aspekt in den Vordergrund: der ruchlose gallische Thronräuber, der den edlen deutschen Jüngling, der nur sein gutes Recht verlangt, heimtückisch fängt und ermorden läßt. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an verbindet sich die Konradin-Frage aber mit dem berühmten Sybel-Ficker-Streit, also mit der Kontroverse über Wert oder Unwert des deutschen Engagements in Italien. Unter diesem Gesichtspunkt wird Konradins Zug zur politisch-historischen Torheit und zu einer Episode ohne weltgeschichtliche Bedeutung. Daß diese Sicht falsch ist, habe ich Ihnen, so denke ich, hinlänglich gezeigt.

In Bayern ist die Erinnerung an ihn nicht ganz erloschen, wenn auch mehr im romantischen Sinne. Der bayerische Kronprinz Maximilian ließ sein Grab mit einer Statue des Bildhauers Thorwaldsen versehen:



Ob es zutrifft, daß Hitler seine Leiche nach Deutschland habe bringen lassen wollen – also gewissermaßen "heim ins Reich" –, aber von den Neapolitanern darin gehindert worden sei, konnte ich nicht näher ermitteln.

Opern und Schauspiele über Konradin gibt es meines Wissens nicht; sie wären mit einem Helden, der eigentlich nichts anderes tut als sich köpfen zu lassen, auch dramaturgisch schwierig. Es gibt aber etliche Balladen über Konradin, die aber so kitschig sind, daß ich sie damit verschonen will.

16. KAPITEL: EIN SCHWEIZER IN ÖSTERREICH – RUDOLF VON HABSBURG

IM VORIGEN KAPITEL HABE ich beiläufig erwähnt, daß zu den Teilnehmern am Zug Konradins auch ein reicher schweizerischer Graf gehörte, der dann aber schon in Verona wieder umgekehrt ist: Rudolf von Habsburg. Die Entscheidung, nicht mit nach Südtalien zu ziehen, war aus seiner Sicht klug, denn so kompromittierte er sich

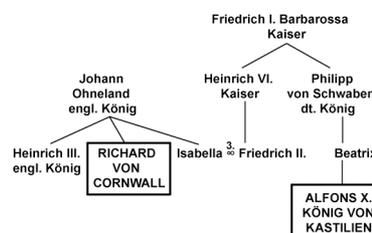
nicht allzu sehr als Stauferanhänger und stand schon fünf Jahre später für höhere Aufgaben zur Verfügung.

Aber noch ist es nicht so weit, und wir müssen noch einmal ins Jahr 1245 zurückkehren, als der Papst Friedrich II. als Kaiser und als König von Sizilien absetzte. Anders als in Italien, wo die Staufer noch zwei Jahrzehnte praktisch unbehelligt als Könige von Sizilien weiterregierten, gelang es der Kurie in Deutschland, einen Gegenkönig zu installieren: Heinrich Raspe, den Landgrafen von Thüringen. Das geschah am 22.5.1246. Wir haben schon gehört, daß der Gegenkönig am 5.8. desselben Jahres eine Schlacht gegen Konrad IV. gewann, weil diesen seine schwäbischen Ministerialen verrieten. Aber schon am 16.2.1247 ist der Heinrich Raspe gestorben; was der göttliche Ratschluß damit ausdrücken wollte, müssen wir offen lassen. Die Kurie brauchte nun anderthalb Jahre, bis sie in Graf Wilhelm von Holland einen neuen Gegenkönig fand, am 1.11.1248.

Als Friedrich II. 1250 gestorben war und Konrad IV. 1251 nach Italien aufbrach, um vorrangig sein sizilisches Erbe zu sichern, fand Wilhelm größere Anerkennung, aber auch er ist dann, ohne nachhaltige Spuren in der Geschichte zu hinterlassen, am 28.1. 1256 gestorben – genauer: er ist bei einem Feldzug in Friesland im Eis eingebrochen und ertrunken. Das Reich war damit endgültig vakant, und es begann das, was man poetisch die "schreckliche, die kaiserlose Zeit" genannt hat.

Die laufenden Geschäfte während der königslosen Zeit hatten zwei Reichsvikare zu führen, und zwar der Herzog von Sachsen für Norddeutschland und der Pfalzgraf bei Rhein für Süddeutschland, aber dieses Reichsvikariat blieb schemenhaft; Pfalzgraf bei Rhein war damals Ludwig II. von Oberbayern.

Außerdem hatte der Erzbischof von Mainz eine Königswahl herbeizuführen. Das ging aber gründlich schief, denn erst einmal geschah über ein Jahr gar nichts, und dann kam es im Frühjahr 1257 gleich zu zwei einander widersprechenden Wahlen, die beide auf durchaus überraschende Kandidaten fielen: am 1.4.1257 wählten einige Kurfürsten den spanischen König Alfons X., am 17.5.1257 einige andere den Bruder des englischen Königs, Richard von Cornwall. Die Wahl dieser beiden Ausländer wird etwas leichter verständlich, wenn wir einen Blick auf die Genealogie werfen:



Es handelt sich also einmal um den Schwager Friedrichs II., zum anderen um seinen Neffen 2. Grades.

Von den beiden Konkurrenten ist Alfons niemals in seinem neuen Königreich erschienen, Richard nur ganz kurzfristig. De facto blieb es also bei der Vakanz, was die Fürsten eifrig zum Ausbau ihrer Landesherrschaft zu Lasten des Reiches nutzten. Schließlich war es

der Papst, der diesem Zustand ein Ende bereitere. Gregor X., Papst seit 1271, forderte 1273 die Kurfürsten zur Wahl eines richtigen Königs auf und drohte gleichzeitig, im Falle der Untätigkeit den König durch die Kardinäle wählen zu lassen.

Es gab auch einen interessierten Kandidaten, nämlich den böhmischen König Ottokar II.,



der sich im Südosten des Reiches eine bedeutende Machtstellung aufgebaut hatte: 1247 waren die österreichischen Babenberger, die seit 1192 zugleich Herzöge der Steiermark waren, in männlicher Linie ausgestorben, und es war Ottokar gelungen, eine der beiden Erbtöchter – die ja laut *privilegium minus* voll erbberechtigt waren – zu heiraten und so auch Herzog von Österreich zu werden. Allerdings trennte er sich von seiner Frau gleich wieder, sobald er das Land in Besitz genommen hatte, um mit der Tochter des Königs von Ungarn eine bessere Partie zu machen. Ottokar hatte übrigens zweimal an Zügen nach Preußen teilgenommen. Die folgende Karte zeigt rot eingefärbt den Machtbereich Ottokars:



Allerdings erinnern Sie sich, daß in Deutschland der aussichtsreichste Kandidat gewöhnlich nicht gewählt wurde – denken Sie an Heinrich den Stolzen –, und so kam es auch diesmal. Ottokar war davon überzeugt, daß man ihn nicht übergehen konnte und erschien gar nicht erst zur Wahlversammlung. Es fand aber doch eine Wahl statt, obwohl mit ihm einer der Kurfürsten fehlte, und diese Wahl fiel eben auf Rudolf von Habsburg. Die Siebenzahl der Kurfürsten, die damals schon als erforderlich galt, erreichte man dadurch, daß auch der niederbayerische Herzog Heinrich XIII. mit abstimmen durfte – ob ausnahmsweise oder als berechtigter Wähler als Wittelsbacher, werden wir im 19. Kapitel noch erörtern.

Wir müssen noch die Frage stellen, warum der Papst nun auf einmal so auf die Tube drückte. Die Gründe liegen außerhalb Deutschlands, ja, außerhalb Europas. 1270 war der letzte der sieben offiziellen Kreuzzüge gescheitert, und wenn nicht sofort etwas geschah, war der Untergang der Kreuzfahrerstaaten im Heiligen Land unausweichlich. Gregor X. war darüber aus erster Hand informiert, denn als er gewählt wurde, befand er sich gerade im Heiligen Land. Der deutsche König und künftige Kaiser sollte also an die Spitze eines neuen Kreuzzuges treten, und damit er das konnte, mußte es

ihn erst einmal geben. Das war ideal gedacht, aber anachronistisch, und wir werden gleich hören, daß kein Kreuzzug zustande kam; vielmehr ist ein Jahrzehnt später das Königreich Jerusalem endgültig untergegangen. (Der Deutsche Orden hatte sich, wie im vorletzten Kapitel geschildert, bereits anders orientiert.)

Gewählt wurde am 23.10.1273 also Rudolf von Habsburg, aber warum er? Er besaß einige Eigenschaften, die ihn einem selbstsüchtigen Wählerkreis empfohlen:

- er war schon in vorgerücktem Alter (55 Jahre alt), so daß eine baldige Neuwahl zu erwarten war,
- er stammte aus der zweiten Linie der Reichsfürsten (nur ein Graf) und hatte somit keine zu große Hausmacht und
- er war sehr reich, so daß man erwarten konnte, daß er die Kosten seiner neuen Stellung selbst würde tragen können, ohne den Mitfürsten auf der Tasche zu liegen. Der düpierte Ottokar von Böhmen-Österreich-Steiermark verspottete Rudolf als armen, ungeeigneten Grafen, aber das war Wunschdenken.

Die Familie der Habsburger läßt sich nicht über das 12. Jahrhundert hinaus zurückverfolgen; eine Verbindung mit den alten Hochadelsfamilien oder auch nur mit den Staufern ist nicht zu erkennen. Die namensgebende Burg liegt in der gleichnamigen Gemeinde im Kanton Aargau; hier eine ältere Darstellung:



Heute sieht sie so aus:



Wichtig ist außerdem noch die Kiburg, auf der Rudolf später eine Zeit lang die Reichsinsignien verwahren ließ.



Die Familientradition, die aber erst aus dem 12. Jahrhundert stammt, führt als ältesten Vorfahren einen Guntram an, genannt Guntram der Reiche, der 973 gestorben sei. Ein Graf Otto, der 1111 starb, war der erste, der sich nach der Habsburg benannte. Der Rudolf, der dann König wurde, wird als Graf Rudolf IV. gezählt.

Die Habsburger haben unter dem Pervenue-Charakter ihrer Familie immer gelitten. Insbesondere galt dies für den späteren Kaiser Maximilian I. an der Schwelle zur Neuzeit. Er beauftragte seine Hofgenealogen, die wahre Herkunft der Familie zu erkunden, und diese wurden auch in der gewünschten Weise fündig. Eine Theorie besagte, daß sie von der römischen Familie der Colonna abstammten, die ihrerseits Nachfahren der Trojaner sein wollten. Beweis dafür war unter anderem das Wappen: die Colonna haben eine Säule im Wappen (*colonna* = lateinisch *columna*, also die Säule); wenn man den österreichischen Wappenschild um 90° dreht, erscheint in der Mitte ebenfalls eine Säule.

Nach einer anderen These stammen die Habsburger über eine Seitenlinie von den Merowingern ab, die ihrerseits die Nachfahren einer Gruppe von Trojanern gewesen seien, die sich nach der Zerstörung ihrer Heimatstadt nach Germanien gerettet hätten. Diese These wurde vor allem von Trithemius vertreten.



Trithemius, also "der Mann aus Tritthenheim" in der Pfalz, war zunächst Abt in Sponheim, wurde dort aber, so berichtet er, von seinen eigenen Mönchen vertrieben, weil er ihnen zu gebildet war, und fand schließlich im Würzburger Schottenkloster eine Zuflucht. Dort war er schriftstellerisch und wissenschaftlich tätig, wobei er – diskret ausgedrückt – seiner Phantasie freieren Lauf ließ, als angebracht war.

Trithemius beruft sich nun in seiner Herleitung der habsburgischen Genealogie auf die sog. Hunibald-Chronik, ein Geschichtswerk aus fränkischer Zeit. Kaiser Maximilian bat um die Überlassung eines Exemplars dieser Chronik, aber der Abt mußte antworten, er besitze keines; er habe die Chronik seinerzeit in der Sponheimer Klosterbibliothek benutzt und sich nur einige Exzerpte gemacht. Daraufhin beauftragte ihn der Kaiser, nach Sponheim zu reisen und dort nach der Handschrift zu forschen. Trithemius reiste auch, kam aber mit leeren Händen zurück: die Klosterbibliothek sei inzwischen in einen solchen Zustand des Verfalls geraten, daß die Suche ergebnislos habe bleiben müssen. Die Chronik ist bis auf den heutigen Tag unauffindbar geblieben, und man wird dem Abt kaum zu nahe treten mit der Vermutung, daß es sie auch niemals gegeben habe ...

Die angebliche Abstammung der Habsburger von den Merowingern war damit aber nicht vom Tisch, und so kommt es, daß das Innsbrucker Grabmal Kaiser Maximilians unter den Verwandten und Vorfahren des Kaisers auch Chlodwig, den Stammvater der Merowinger, abbildet. Hier sehen Sie ihn, nebst Rudolf von Habsburg:



Aber zurück ins nüchterne 13. Jahrhundert. Auf die Wahl des neuen Königs folgte in regulärer Weise die Krönung, und dann begann Rudolf zu regieren, und zwar viel energischer, als die Kurfürsten das erhofft hatten. Eines der Mittel, die Kurfürsten an sich zu binden und zugleich politisch niederzuhalten, bestand darin, daß er seine Töchter systematisch mit ihnen verheiratete; sämtliche weltlichen Kurfürsten wurden seine Schwiegersöhne. Diese Methode wurde später bekanntlich von den Habsburgern perfektioniert.



Weniger galant war die zweite Maßnahme, die Rudolf in Angriff nahm. Schon im November 1274 verkündigte er die "Revindikation" des Reichsgutes, d.h. er forderte alle Besitzungen und Lehen, die Reichsgut gewesen, aber im Interregnum von den Fürsten okkupiert worden waren, zurück. Der größte Brocken war dabei Österreich. Ich habe vorhin erwähnt, daß Ottokar eine der beiden Erbtöchter des Jahres 1247 geheiratet hatte, aber es gab eben noch eine zweite, und das *privilegium minus* macht keine Angaben darüber, welche Tochter beim Aussterben der Familie im Mannesstamm erbberechtigt sein sollte. Ottokars Inbesitznahme Österreichs und der Steiermark ließ sich also rechtlich anzweifeln, und das tat Rudolf. Er bezeichnete Österreich als erledigtes Reichslehen, das noch nicht wieder in ordnungsgemäßer Weise neu verliehen worden sei. Und als Ottokar sich weigerte, vor ihm zu erscheinen, setzte er einen Reichskrieg gegen ihn in Gang.

Dieser Kriegszug war erfolgreich, wenn es auch zweier Anläufe bedurfte. Es gab eine erste Niederlage Ottokars Ende 1276, der zum sog. Wiener Frieden vom 3.12. 1276 führte. Ottokar behielt danach seine Funktionen, mußte aber Österreich förmlich vom König zu Lehen nehmen und bekam als Aufpasserin eine Tochter Rudolfs als Gattin für seinen Sohn. Ottokar hielt sich nicht an die Abmachungen und brach den geleisteten Lehenseid. Sein Verhalten war durchaus nicht chancenlos, denn inzwischen war Rudolf den meisten Reichsfürsten schon zu mächtig geworden, und sie sympathisierten sogar heimlich mit ihm. Ein zweiter Kriegszug endete aber mit Ottokars erneuter Niederlage in der Schlacht auf dem Marchfeld bei Dürnkrut am 26.8.1278, wobei er diesmal selbst ums Leben kam. Rudolf verwendete dabei die Taktik, eine kleine Abteilung seines Heeres unsichtbar in Reserve zu halten, die dann über die vermeintlich siegreichen, bereits plündernden Gegner herfiel – also dieselbe Methode, mit der Karl von Anjou die Schlacht von Tagliacozzo gehalten hatte.

Das Schicksal Ottokars II., des "goldenen Königs", hat auch seine Spuren in der modernen Literatur hinterlassen. Es eignet sich mit seiner Kombination aus Aufstieg und durch Verrat und Meineid verschuldeter Niederlage für eine moralisierende Darstellung der Geschichte, wie sie bis ins 19. Jahrhundert noch gang und gäbe war. Am bekanntesten ist Franz Grillparzers Schauspiel "König Ottokars Glück und Ende" – ein Titel, der sich trefflich auch für Kapitelüberschriften in Vorlesungen plagieren läßt.

Das Drama beginnt mit der Trennung Ottokars von seiner ersten Frau und verfolgt dann, weitgehend historisch korrekt, die Ereignisse bis zu seinem Tode auf dem Schlachtfeld. Die Kernszene ist die Belehnung Ottokars mit Böhmen durch Rudolf von Habsburg nach der ersten kriegerischen Niederlage. Ottokar kann es mit seinem Stolz nicht verbinden, dabei vor Rudolf niederzuknien, was der Ritus der Belehnung aber verlangt. Damit Ottokar sein Gesicht wahren kann, wird die Belehnung deshalb im Innern von Rudolfs Zelt vorgenommen; aber in dem Augenblick, als er vor dem Kaiser kniet, reißt ein intransigentem Böhme den Vorhang beiseite, so daß das ganze böhmische Heer Ottokars "Schande" mit ansieht. Das veran-

laßt diesen dann später zum Bruch des Lehnseides. Hier die Szene, wie sie auf dem Sockel des Grillparzerdenkmals im Wiener Volksgarten dargestellt ist:



Tatsächlich stand Rudolf bei dieser Gelegenheit nicht vor einem Thron, sondern er saß auf einem Holzchemel. Insgesamt ist bei Grillparzer Ottokar als haltlos, launisch und unberechenbar dargestellt, Rudolf dagegen als ruhig und würdig, aber auch ziemlich langweilig.

Bei der Uraufführung 1825 gab es erhebliche Schwierigkeiten, weil die Zensur – wir sind mitten in der Metternichzeit! – darin zurecht eine verdeckte Darstellung Napoleons sah, der ebenfalls seine erste Frau Josephine verließ, um eine politisch ertragreichere Partei zu machen: er heiratete pikanterweise die Tochter des österreichischen Kaisers. Kurz vor seinem Tode läßt der Dichter Ottokar zu folgender Einsicht kommen, die genau auch auf Napoleon passen würde (5. Akt 5. Szene):

"Und hab' ich auch das Schlimme nicht gewollt,
Wer war ich, Wurm? daß ich mich unterwand,
Den Herr'n der Welten frevelnd nachzuspielen,
Durchs Böse suchend einen Weg zum Guten!"

Da half es bei den Zensoren auch nichts, daß in der 2. Szene des 3. Aktes ein Loblied auf Österreich gesungen wird:

"Es ist ein gutes Land,
Wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde!
Wo habt Ihr dessengleichen schon gesehn?
Schaut ringsumher, wohin der Blick sich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Tälern hin –
Ein voller Blumenstrauß, so weit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden –
Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und auf die goldne Traube hängt
Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze;
Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin
Und wärmt und reift und macht die Pulse schlagen,
Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.
Drum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er tut, ist frohen Muts getan.
's ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein

Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;
Allein, was not tut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Österreich hin vor jeden,
Denkt sich sein Teil und läßt die andern reden!
O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst du, der wangenrote Jüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn
Und mache gut, was andere verdarben!"

Probleme gab es auch zwischen dem deutschsprachigen Dichter und den tschechischen Nationalisten: als das Stück 1871 im deutschen Theater in Prag erstaufgeführt wurde, konnte dies nur unter Polizeischutz geschehen – obwohl, wie gesagt, der nationale Gegensatz gar nicht das wirkliche Thema des Dramas ist.

Mit dem Tode Ottokars waren Österreich und die damit verbundene Steiermark für eine Neuvergabe frei. Rudolf gelang es, damit seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu belehnen, so daß die ursprünglich schweizerische Familie jetzt ihren Hauptbesitz in Österreich hatte. Der Sohn Ottokars, Wenzel, durfte in Böhmen König bleiben, stand aber wie gesagt unter der Aufsicht der Tochter Rudolfs.

Das Jahr 1278 endete also überaus erfolgreich für Rudolf von Habsburg. Aber seltsamerweise ist damit sein Zenit auch schon überschritten. Es gelang ihm nicht, diesem Erfolg weitere Leistungen zur Seite zu stellen. Im Gegenteil: seine Aktionen werden immer kleinräumiger, er verzettelt sich immer mehr in lokalen und provinziellen Konflikten. Insbesondere gelingt es ihm nicht, die Kaiserkrone zu erwerben; nicht weniger als sechs Anläufe dazu scheitern. Und er schafft es auch nicht, noch zu Lebzeiten seinen Sohn Albrecht zum Nachfolger wählen zu lassen. Schließlich stirbt er am 15.7.1291 und wird in Speyer begraben. Hier die Grabplatte:



Der Darstellung wird Portraitähnlichkeit zugeschrieben, auch wenn die Story, der Steinmetz habe die schon zu Lebzeiten angefertigte Grabplatte jedesmal überarbeitet, wenn er im Gesicht Rudolfs eine neue Runzel entdeckt habe, nicht zutreffen sollte.

17. KAPITEL: TEILUNGEN UND JUSTIZMORD – BAYERN IM 13. UND 14. JAHRHUNDERT

IM 15. KAPITEL HABE ICH ebenso beiläufig wie selbstverständlich von den beiden bayerischen Herzögen Ludwig II. und Heinrich XIII. gesprochen. Bayern ist also, und das ist ein neues Element, nach dem Tode Ottos II. zwischen seinen beiden Söhnen geteilt worden.

Warum teilt ein mittelalterlicher Herrscher sein Land unter seinen Söhnen, oder warum teilen diese es, wenn sie gemeinsam an die Regierung gekommen sind? Die frühmittelalterlichen Vorstellungen, daß dadurch die Regenten ihrem Lande näher sind und ihre überirdischen heilsamen Kräfte dem Lande besser zuwenden können, spielen im Spätmittelalter nur noch eine nachgeordnete Rolle. Wichtiger ist der ganz einfache Gedanke, daß alle Söhne des Herrschers einen Anspruch auf Teilhabe an der Macht besitzen, daß es also gar nicht möglich ist, einen von ihnen als alleinigen Erben zu bevorzugen. Die uns geläufige Vorstellung von der Primogeniturerbfolge setzt sich erst ganz allmählich durch, zunächst beim religiös überhöhten Königtum, wobei durchaus die Parallele zu den kirchlichen Ämtern eine Rolle spielt, etwa der Bischofswürde, die ja auch nicht geteilt werden kann.

Bis diese Vorstellungen die Ebene der Herzöge erreicht, dauert es noch eine Weile; und als Karl IV. in der Goldenen Bulle für die Kurfürstentümer die Unteilbarkeit und die Primogeniturerbfolge festlegt, ist dies ein durchaus revolutionärer Akt. So gesehen hätte es die Zeitgenossen eher gewundert, wenn eine Teilung unterblieben wäre. Eine Rückprojektion neuzeitlicher Vorstellungen und daraus folgende moralisierende Wertungen, wie man sie im 19. Jahrhundert häufig findet, wären unwissenschaftlich.

Gemeinsame Regierung von Brüdern entsteht meist dadurch, daß der jüngere Bruder als Minderjähriger noch nicht regierungsfähig ist; und wenn der ältere auf der Beibehaltung der ungeteilten Herrschaft besteht, setzt er sich schnell dem Verdacht aus, den jüngeren enterben zu wollen – im übrigen nicht immer grundlos.

Nun ist es damals gar nicht so einfach, ein Land gerecht zu teilen. Man hat bis ins 17. Jahrhundert hinein keine zuverlässigen Landkarten, und eine Teilung nach der Fläche allein bringt ja auch nichts. Man muß die Ertragskraft des Landes, aber auch seine Gefährdung durch aggressive Nachbarn berücksichtigen, gewisse historische Zusammenhänge bewahren und prestigeträchtige Titel gleichmäßig verteilen. Und außerdem will ja jeder beim andern einen Fuß in der Tür behalten, falls dieser auf natürlichem Wege doch noch wegfallen sollte. Man sieht das bei den Wittelsbachern ganz schön daran, daß sämtliche Familienmitglieder immer beide Titel führen, den pfälzischen und den bayerischen, auch wenn sie tatsächlich nur in einem der Teile regieren. Die Namen werden auch für die gesamte Familie durchgezählt, so daß z.B. der Sohn Ludwig II. ein Ludwig IV. ist, weil es in der anderen Linie einen etwas älteren Ludwig III. gab. Allerdings stammt diese Zählung erst von den neuzeitlichen Historikern; in den zeitgenössischen Quellen steht immer nur der bloße Name, was mitunter ganz schön verwirrend sein kann.

Nun aber eine kurze Darstellung der Teilungsschritte bis ins 14. Jahrhundert, und ich verspreche Ihnen, es wird herrlich kompliziert. Als Otto II. 1253 starb, folgten ihm seine beiden Söhne Ludwig II. und Heinrich XIII., jener 24, dieser 18 Jahre alt, zunächst gemeinsam nach. 1255 teilten sie das Land, wobei übrigens das Herzogsurbar gute Dienste geleistet haben dürfte. Ludwig erhielt Oberbayern und die Pfalz, Heinrich Niederbayern. Beiläufig: die Gebiete Ober-

und Niederbayern stimmen nur teilweise mit dem überein, was wir heute darunter verstehen; die Grenzen ändern sich ständig, aber das im einzelnen nachzuzeichnen, wäre viel zu aufwendig für mich und zu frustrierend für Sie.

Die beiden Teilherzogtümer gingen auch politisch getrennte Wege, mit einer Folge, die sich für Bayern bis ins 17. Jahrhundert negativ auswirkte. Otto II. nahm als einer der Prinzipalwähler oder, wie man später sagte: Kurfürsten, an den Königswahlen teil; ob er dies als rheinischer Pfalzgraf oder bayerischer Herzog tat, blieb dabei offen; das Wahlrecht hing damals noch nicht an einem Territorium, sondern an der Person bzw. der Familie. Nach der Teilung stellte sich aber die Frage, ob auch Heinrich XIII., der nur bayerischer Herzog war, ein solches Wahlrecht hatte. Bei der Wahl Rudolfs von Habsburg 1273 nahm er teil, aber es blieb wiederum offen, ob als Bayer oder als Ersatz für den ferngebliebenen Böhmenkönig. Heinrich versuchte anschließend, den neuen König, der auf dem Feldzug gegen Österreich Niederbayern durchqueren mußte, zu erpressen, um Oberösterreich für Bayern zurückzugewinnen. Dadurch verscherzte er sich dessen Gunst und wurde bei den nächsten Wahlen nicht mehr eingeladen. So verlor Bayern ein eigenständiges Kurrecht. Erst nach der Vertreibung des Winterkönigs 1618 zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges erhielt es dessen Kurwürde und konnte sie auch im Westfälischen Frieden behaupten.

Bevor wir aber weiterteilen, ist noch von einem aufsehenerregenden Verbrechen zu berichten, das Meister Stolle, ein sonst wenig bekannter mitteldeutscher Minnesänger mit folgendem Spruch der Nachwelt festgehalten hat:

*O we, hiute unde immermere "wafen!" si geschrit,
so we dem tage, so we der naht, so we der veigen zit,
so we dir, gar verschamte vruht
zu Beierlant: wie hastu dich geschendet!
An einer hoch gelobeten vrouwen, diu was wite erkant,
von küniges künne was sie geborn unt heizen von Brabant:
ir wiplich ere, ir wipliche zuht,
ir wipliche vröude, die hastu erwendet.
Sie ist an der merterære stat,
alsam diu guote sante Katerine,
diu bot sich vlehten an ein rat,
durch den süezen got leit si vil manige swære pine:
so ist der edelen herzoginnen sele vor got erkorn,
wan si gar ane schulde an rehtem morde hat ir lip verlorn.*

Der Text ist nicht ganz einfach zu verstehn; ich muß ein paar Erläuterungen geben. Das "wafen" in der 1. Zeile bedeutet so viel wie "zu den Waffen" oder französisch "Alarm". Das "verschamt" in der 3. Zeile bedeutet nicht etwa "verschämt", sondern im Gegenteil "schamlos" oder auf gut Bairisch "ausgeschamt". Die "vruht" ist der Sproß, Sprößling, Nachkommenschaft; wir sprechen ja auch von "Früchtchen". Das "wite" der 5. Zeile bedeutet "weithin", Das "künne" in Zeile 6 ist das Geschlecht, die Familie; ein König ist eben jemand, der

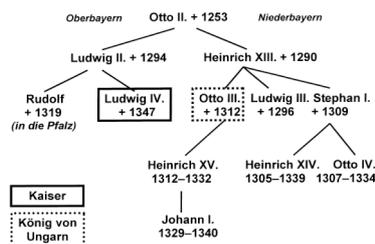
aus einer berühmten Familie stammt. Das Wort "lip" in der letzten Zeile bedeutet "Leben". Der ganze Text wäre also etwa so zu übersetzen:

"O weh, heute und immerzu sei 'Hilfe' geschrieen. So weh dem Tag, so weh der Nacht, so weh der bösen Zeit, so weh dir, ganz schamloser Sproß aus Bayernland: wie hast du dich geschändet! Einer hochgelobten Frau, die weithin bekannt war, aus königlichem Geschlecht war sie geborn und war geheißten von Brabant: ihre weibliche Ehre, ihre weibliche Zucht, ihre weibliche Freude hast du ihr entwendet. Sie ist jetzt an der Statt der Märtyrerinnen wie die gute Sankt Katharina; die ließ sich auf ein Rad flechten, um des süßen Gottes willen erlitt sie viel schwere Pein. So ist der edelen Herzogin Seele von Gott erkoren, denn sie hat ohne Schuld durch einen wahrhaftigen Mord ihr Leben verloren."

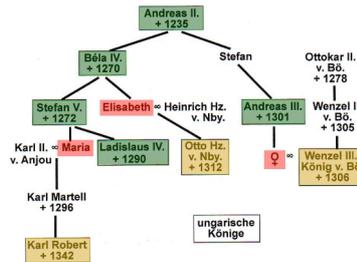
Der Verbrecher, der den Minnesänger dermaßen in Rage versetzt, war Herzog Ludwig II. von Bayern. Er war dreimal verheiratet: zunächst mit der besagten Maria von Brabant. Sie wurde Opfer des wittelsbachischen Jähzorns, denn auf den bloßen Verdacht hin, sie könne ihm untreu gewesen sein, ließ Ludwig sie am 18. Januar 1256 hinrichten. Da sich ihre Unschuld schnell herausstellte, erregte die Tat allgemeinen Abscheu, wofür wir soeben Meister Stolle gehört haben.

Spindler, der Herausgeber des Handbuchs der bayerischen Geschichte, vermutet sogar, die Erinnerung an diesen Mord habe Ludwig 1273 den Weg zur Königskrone verbaut, die dann Rudolf von Habsburg erhielt. Zur Sühne mußte Ludwig das Kloster Fürstenfeld errichten. Erst neuzeitliche Historiker haben ihm, mit im Grunde unerträglichem Euphemismus, den Beinamen "der Strenge" gegeben. Die zweite Ehe Ludwigs mit Anna von Glogau, die von 1260 bis 1271 dauerte, blieb kinderlos bzw. der Sohn, der ihr entstammte, ist jung gestorben. Erst aus seiner dritten Ehe mit Mechthild von Habsburg gingen zwei Söhne Rudolf und Ludwig IV. hervor; letzterer ist derjenige, der dann Kaiser wurde. Zuvor kam es aber noch zum Streit zwischen den beiden Brüdern, der damit endete, daß sich Rudolf in die Pfalz zurückzog und dort die pfälzische Linie der Wittelsbacher bis 1777 begründete, während Ludwig Oberbayern übernahm.

Der niederbayrische Heinrich XIII. heiratete eine ungarische Königstochter, Elisabeth, mit der er neben Töchtern drei Söhne hatte: Otto III., Ludwig III. und Stephan I.; wie man auf den Namen des jüngsten Sohnes verfallen ist, bedarf wohl keiner Begründung. Spätestens an dieser Stelle ist wieder eine genealogische Übersicht fällig:



Bitte schauen Sie sich die Lebensdaten der Urenkelgeneration auf der niederbayerischen Seite an: Sie werden feststellen, daß beim Tode Ottos III. 1312 nur noch drei kleine Kinder übrig waren: Heinrich XIV. 7jährig, Otto IV. 5jährig und Heinrich XV. noch nicht einmal 1jährig. Und Sie sehen auch, daß 1340 die gesamte niederbayerische Linie ausgestorben war. Zunächst aber noch eine Bemerkung zu Otto III.: interessanter als der bayerische Stammbaum ist bei ihm nämlich derjenige seiner Mutter, durch die er ja auch dem ungarischen Königshaus angehörte:



Wenn Sie die Stammtafel näher betrachten, erkennen Sie, daß 1301 mit Andreas III. die Arpaden in direkter männlicher Linie ausstarben – diese männliche Linie ist grün eingefärbt –, so daß die Nachfolge in irgendeiner Weise durch die weibliche Linie vermittelt werden mußte, wofür die Tochter Stefans V., Maria, dann die Tochter Bélas IV., Elisabeth, und die Tochter Andreas' III. in Frage kamen (Grün umrandet). Zunächst traten als Prätendenten auf und wurden von rivalisierenden Adelsparteien auch gewählt: Karl Robert von Anjou als Enkel Marias und Wenzel III. als Schwiegersohn des letzten Königs. Wenzel verfügte von seinem Schwiegervater her über die echte Stephanskrone, mit der er auch gekrönt wurde, während Karl Robert den größeren Anhang im Lande hatte. 1304 besuchte Wenzels Vater, der böhmische König Wenzel II., seinen Sohn und äußerte den Wunsch, ihn im Schmuck der Krone zu sehen. Der Wunsch wurde erfüllt, aber kaum war Wenzel mit den Insignien bekleidet, da umringten ihn böhmische Ritter und brachten König und Krone nach Prag. Das Ansehen Wenzels im Lande war dadurch freilich vernichtet, und so überließ er die Krone unserem Herzog Otto III. von Niederbayern, dem Sohn Elisabeths. Er wurde auch von einer Adelspartei förmlich gewählt.

Otto war dumm genug, die Wahl anzunehmen; einer Königskrone konnten die Wittelsbacher praktisch nie widerstehen. Otto wurde 1305 in Stuhlweißenburg gekrönt, aber schon 1307 von einem Adligen gefangengenommen und konnte nur unter allergrößten Mühen wieder freikommen und nach Bayern zurückkehren. Es besteht sogar der Verdacht, daß Otto von den Ungarn nur gewählt wurde, um die Stephanskrone wieder aus Böhmen nach Ungarn zu bekommen; dort setzte sich dann endgültig der Mehrheitskandidat Karl Robert durch.

Das ungarische Abenteuer Ottos, der übrigens bis zu seinem Tode den Königstitel weiterführte, wie man zB. auf seinem Siegel sehen kann



hatte übrigens für Bayern eine sehr unangenehme Folge: Schulden, die allerdings diesmal auch eine sehr positive Wirkung ausübten. Otto III. mußte den Ständen seines Herzogtum am 15.4.1311 ein bedeutendes Privileg gewähren, damit diese auf seine Steuerforderungen zur Schuldentilgung eingingen; diese sog. Ottonische Handfeste



bildet das erste einer ganzen Serie von Privilegien für den bayerischen Adel, die bis auf über 60 Nummern kommt und noch in der Frühen Neuzeit auch im Druck herausgegeben wurde; durch diese Privilegien kam es in Bayern nie zu so extremen Formen des Absolutismus wie in anderen Staaten, und es bildete sich eine Tradition der landständischen Vertretung heraus, die den Übergang zu den parlamentarischen Formen des 19. Jahrhunderts sehr erleichterte.

18. KAPITEL: DIE "HÄSSLICHE HERZOGIN" IN TIROL

MIT DER ENTWICKLUNG NACH Rudolfs Tod wollen wir uns im nächsten Kapitel befassen, da sie eng mit den bayerischen Verhältnissen verzahnt ist. Ich möchte statt dessen in diesem Kapitels auf eine andere bayerische Landschaft eingehen, die sich im 13. Jahrhundert ebenso wie zuvor schon Kärnten, Österreich und die Steiermark aus dem alten bayerischen Gesamtstaat löst: auf Tirol.

Tirol war von jeher ein Grenz- und Durchgangsgebiet, dessen Teile im Laufe der Jahrhunderte meist zu verschiedenen Staatsgebilden gehörten. Dennoch betonen die österreichischen Autoren bei jeder Gelegenheit, die eine solche Aussage möglich macht, immer auch die Zusammengehörigkeit der Gebiete "beiderseits des Brenners". Tirol verzeichnete wie das benachbarte Kärnten in nachrömischer Zeit eine starke slawische Einwanderung, wenn auch das romanische Element, schon wegen der größeren Nähe zu Italien, stärker blieb.

Für Tirol sind zwei Bistümer wichtig, die zunächst beide zur Kirchenprovinz Aquileja gehörten, nämlich Brixen und Trient. Das nördlichere Brixen wurde dann aber 798 bei der endgültigen Errichtung der bayerischen Kirchenprovinz und der Erhebung Salzburgs zum Erzbistum dieser zugeschlagen. Die enger gewordene Bindung zu Bayern führte wohl auch zu verstärkter bayerischer und in den westlichen Teilen schwäbischer Einwanderung. Die Bindung zu Bayern verstärkte sich, als Otto der Große 951 die Marken Istrien, Friaul und Verona dem bayerischen Herzog unterstellte, schwächte sich aber wieder etwas ab, als Otto II. dieselben Marken dem 976 selbständig gewordenen Herzogtum Kärnten zuordnete.

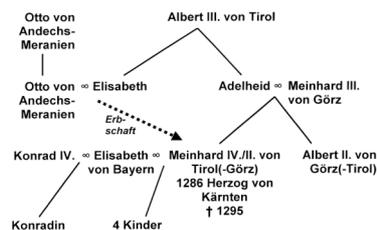
Die Grafen von Tirol sind um 1140 erstmals nachweisbar. Ihr Stammgebiet mit der namengebenden Burg



ist die Umgebung von Meran, sie hatten außerdem Besitz im Bistum Freising und im Jauntal in Kärnten; v.a. aber waren sie Vögte des Bistums Trient. Nach der Ächtung der Andechs-Meranier erhielten sie aus deren Besitz zusätzlich die Vogtei über Brixen sowie die Grafschaften im Inn-, Eisack- und Pustertal. Zwar wurde Otto I. von Andechs-Meranien 1230 rehabilitiert, aber Graf Albert [dem] III. von Tirol gelang es, seine Tochter Elisabeth mit dem Sohn des Herzogs zu verheiraten und auch das Erbe anzutreten, als die Andechser ausstarben. Der Graf verlor zwar von 1236 an die Kontrolle über das Bistum Trient mit Ausnahme des nördlichen Gebietes um Bozen, aber er konnte einen zweiten Coup landen, indem er seine andere Tochter Adelheid mit Graf Meinhard III. von Görz verheiratete; die Grafen von Görz waren Vögte von Aquileja. Dadurch ergab sich ein geschlossenes Macht- und Einflußgebiet Tirol-Nordtrient-Aquileja-Görz, wie folgende Karte zeigt:



Meinhard III. hatte zwei Söhne, die nach seinem Tode das Gebiet wieder teilten, jedoch sind Albert II., der Görz erhielt, und seine Kinder für uns uninteressant. Wir können uns auf Meinhard IV. bzw. II. konzentrieren; ihn kennen wir bereits, denn er heiratete Elisabeth von Bayern, die Mutter Konradins, in deren zweiter Ehe, die also unter den gegebenen Umständen keineswegs ein gesellschaftlicher Abstieg war und dem Ehemann, im Falle eines Erfolges Konradins, ebenso glänzende Aussichten in Italien eröffnet hätte wie dessen bayerischen Onkeln.



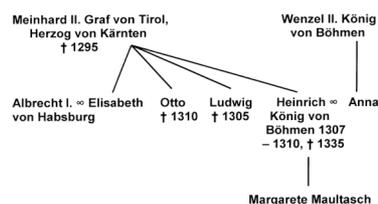
1267/8 begleitete Meinhard II. Konradin auch auf seinem Italienzug, kehrte allerdings in Verona, wo es für Konradin zu den ersten Problemen kam, schon wieder um. Dasselbe tat ja auch der schweizerische Graf Rudolf von Habsburg; man vermutet, daß Meinhard und Rudolf sich auf diesem Zug kennen- und schätzen-gelernt haben. Jedenfalls unterstützte Meinhard die österreichische Kampagne des Habsburgers und wurde zum Dank dafür 1286 Herzog von Kärnten.

Meinhard II. gilt als der eigentliche Gründer des Landes Tirol, der mit beträchtlicher Energie und ohne Scheu vor Gewaltmaßnahmen daranging, die Zwischenebenen zwischen dem Landesherren und der Bevölkerung auszuschalten und eine moderne, zentralistische Verwaltung aufzubauen. Zeichen dafür sind seine Rechnungsbücher, die von 1288 an überliefert und auf einem aufregend neuen Material geschrieben sind: auf Papier. Hier ein Beispiel dafür:



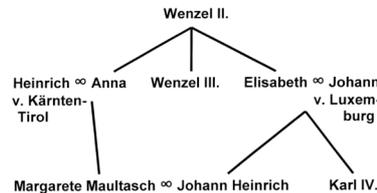
Tirol wächst unter Meinhard II. endgültig aus Bayern heraus und in den Status eines selbständigen Fürstentums hinein. Zeichen dafür ist z.B. ein Weistum, das Meinhard 1282 durch den Bischof von Chur finden läßt: Tirol sei nie Bestandteil des schwäbischen oder bayerischen Herzogtums gewesen. Das war zwar historischer Nonsens, gibt aber sehr gut das Selbstverständnis des Grafen wieder. Kärnten-Tirol hatte mittlerweile eine Größe erreicht, die es in die Verwicklung der internationalen Politik hineinzog, wobei es sich nicht mehr dadurch aus der Affäre ziehen konnte, daß der Graf einfach in Verona umkehrte.

Das zeigte sich in der nächsten Generation. Meinhard hinterläßt 1295 vier Kinder, drei Söhne Otto, Ludwig und Heinrich und eine Tochter Elisabeth. Die drei Söhne regieren gemeinsam und gehen dabei so großzügig mit dem Schatz ihres Vaters um, daß sie bald in Finanznöte geraten, was wiederum dem Tirolischen Adel zu neuem Einfluß auf die Politik verhilft. Da Ludwig 1305 und Otto 1310 sterben, bleiben nur noch Heinrich und Elisabeth übrig. Deren Eheverbindungen weisen allerdings in gegensätzliche politische Lager: Heinrich heiratet die Schwester König Wenzels III. von Böhmen, Elisabeth Herzog Albrecht von Österreich, der dann deutscher König wird:



1306 sterben mit Wenzel III. die Přemysliden im Mannesstamm aus, und die Ehemänner der weiblichen Mitglieder des Kö-

nigshauses erheben Erbensprüche, darunter auch Heinrich von Kärnten-Tirol als Schwager Wenzels III. Er wird am 15.7.1307 auch gekrönt, bleibt aber in Böhmen unbeliebt und muß 1310 dem anderen Schwager Wenzels weichen, Johann von Luxemburg, dem Sohn Kaiser Heinrichs VII.:



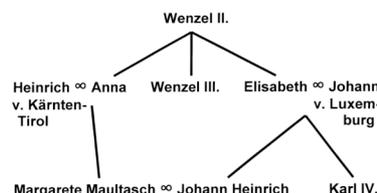
Das hindert Heinrich freilich nicht daran, bis zu seinem Tode 1335 den böhmischen Königstitel weiterzuführen und, wie wir noch sehen werden, 1314 in der antiluxemburgischen Partei seine Kurstimme abzugeben. Mehr dazu im nächsten Kapitel. Hier genügt der Hinweis, daß es bei der Wahl von 1314 die luxemburgische Partei gibt, die Herzog Ludwig von Bayern auf den Thron verhilft, und die habsburgische, die den Kürzeren zieht, jedoch fungiert der unterlegene Habsburger eine Zeitlang als Ludwigs Mitkönig.

Heinrich von Kärnten-Tirol steht aber wieder vor dem Problem, daß er nur eine Erbtochter hat, die 1318 auf der Burg Maultasch auf halbem Weg zwischen Bozen und Brixen geborene Margarete:



(Das ist die Standardabbildung. Ob sie wirklich so aussah, werden wir gleich noch erörtern.)

Da sich, wie schon erwähnt, die Beziehungen zwischen Ludwig dem Bayern und seinen luxemburgischen Wählern nach 1319 verschlechtert haben, gelingt es Heinrich, seiner Tochter vom König das Erbrecht zusichern zu lassen, allerdings unter der Bedingung, daß sie nur mit Ludwigs Zustimmung verheiratet wird. Diese Zustimmung wird aber 1330 nicht eingeholt, was angesichts des Bräutigams nicht verwundert: es ist Johann-Heinrich, der jüngere Sohn König Johanns von Böhmen:



Man wird Heinrich von Kärnten-Tirol nicht zu nahe treten, wenn man seine Politik als etwas ungradlinig charakterisiert. Ludwig der Bayer verhielt sich dagegen konsequent und erklärte Kärnten und Tirol zu heimgefallenen Reichslehen, die er neu verteilte, als Heinrich 1335 starb. Und zwar erhielten die Habsburger, d.h. die Erben seines Mitkönigs Friedrich des Schönen, Kärnten und

den südlichen Teil Tirols, während der nördliche Teil Tirols der eigenen wittelsbachischen Familie zufallen sollte.

In Kärnten ließ sich das leicht durchführen, aber in Tirol machte der Adel Schwierigkeiten. Er ergriff die Partei seiner Gräfin und ihres böhmischen Ehemanns, die beiläufig zu diesem Zeitpunkt 17 bzw. 13 Jahre alt waren. Johann-Heinrich erhielt außerdem tatkräftige, auch militärische Hilfe von seinem älteren Bruder Karl. Das erwies sich aber auf die Dauer als kontraproduktiv, denn die vielen Ausländer, die mit Karl ins Land kamen, machten sich beim einheimischen Adel unbeliebt; und außerdem entwickelte sich zwischen dem gräflichen Ehepaar das, was die Scheidungsjuristen wohl als "unüberwindliche Abneigung" bezeichnen. Um es kurz zu machen: als Johann-Heinrich am 1. November 1341 von einem Jagdausflug zurückkehrte, stand er vor verschlossenen Türen. Margarete sperrte ihn kurzerhand aus, der Tiroler Adel unterstützte sie in dieser Haltung, und Johann-Heinrich blieb nichts anderes übrig, als nach Böhmen zurückzukehren.

Das ist, abseits der politisch-historischen Implikationen, auf die wir gleich noch zurückkommen, natürlich ein Vorgang, der sich mit dem Stolz männlich dominierter Geschichtsschreibung nicht vereinbaren läßt. So kommt es, daß in der Neuzeit eine Legendenbildung einsetzt, die die Gründe für das Scheitern der Ehe einseitig bei Margarete suchen, und zwar sowohl in ihrem Charakter als auch in ihrem Äußeren. Ich habe vorhin erwähnt, daß ihr Beinamen "Maultasch" auf ihren Geburtsort zurückgehen dürfte. Man kann darin aber auch ein Schimpfwort sehen. Einige Autoren vermuten, es handle sich um eine grobe Bezeichnung für eine Frau, die es mit der Moral nicht so genau nimmt, bzw. für das weibliche Organ, das dabei die Hauptrolle spielt. Näherliegend ist die Interpretation auf einen körperlichen Defekt im Bereich der unteren Gesichtshälfte. Zeitgenössische Quellen, die Margarete als häßlich schildern, gibt es allerdings nicht.

Dafür wissen die Literaten über Margaretes Aussehen um so besser Bescheid, denn es konnte nicht ausbleiben, daß eine so pikante Story auch zu Romanen und dergleichen führte. Der bekannteste davon ist wohl "Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch" von Lion Feuchtwanger, erstmal erschienen 1923. Der Autor ist eine etwas schwierige Gestalt.



Er ist 1884 geboren und betätigte sich neben der Schriftstellerei als Theaterkritiker. Seine politische Einstellung ist im linken Spektrum zu suchen; er nimmt 1918 an der Revolution teil, 1933 wird er Opfer der nazistischen Bücherverbrennung, kann aber rechtzeitig Deutschland verlassen und hält sich dann vorwiegend in Rußland auf. Dort gibt er u.a. zusammen mit Bert Brecht und Johannes R. Becher eine Zeitschrift heraus. (Johannes R. Becher hat später die DDR-Hymne "Auferstanden aus Ruinen" gedichtet.) 1940 wird er in Frankreich von der Vichy-Regierung interniert, kann aber nach Amerika fliehen, wo er 1958 stirbt. Der Literaturwissenschaftler hätte noch wesentlich mehr zu ihm zu

schaftler hätte noch wesentlich mehr zu ihm zu sagen; das Erstaunlichste ist aber, daß von ihm der Roman "Jud Süß" stammt, der dann von den Nazis zu einem berüchtigten antisemitischen Propagandafilm umgestaltet wurde, natürlich ohne Nennung des Autornamens.

Im Roman über Margarete Maultasch wird die Titelheldin fast ganz am Anfang des Buches wie folgt eingeführt: "Sie sah älter aus als ihre zwölf Jahre. Über einem dicklichen Körper mit kurzen Gliedmaßen saß ein großer, unförmiger Kopf. Wohl war die Stirn klar und rein, und die Augen schauten klug, rasch, urteilend, spürend; aber unter einer kleinen, platten Nase sprang der Mund äffisch vor mit ungeheuren Kiefern, wulstiger Unterlippe. Das kupferfarbene Haar war hart, spröde, ohne Glanz, die Haut kalkig grau, häßlich, lappig." Andere Romane derselben Zeit bzw. der Nachkriegszeit schildern sie in der Regel ähnlich, wobei ein Autor die Entstellung ihrer Unterlippe darauf zurückführt, daß Johann-Heinrich von Luxemburg sie beim mißlungenen Liebespiel in dieselbe gebissen habe.

Zeitgenössische Abbildungen gibt es, wie gesagt, nicht. Eine gleichzeitige Darstellung finden wir nur auf ihrem Siegel, das aber selbstverständlich funktionsgemäß keine Portraitähnlichkeit anstrebt:

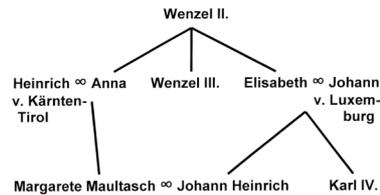


Wenn wir uns als historische Ehebettschnüffler betätigen wollen, müssen wir zunächst einmal das Lebensalter der Beteiligten betrachten. 1330 waren Margarete 12, Johann-Heinrich 8 Jahre alt; man kann sich vorstellen, daß Margarete nicht eben begeistert war, als ihr da so ein Baby mit ins Bett gelegt wurde. Später mag sich das Verhältnis umgekehrt haben; für den 1341 19jährigen Johann-Heinrich war Margarete mit 23 Jahren wahrscheinlich schon uralt. Wir wissen nicht, ob die Ehe jemals vollzogen wurde; sie blieb jedenfalls kinderlos. Daß männlicher Stolz hinter der Aussperrung von 1341 ein ganz konkretes Motiv, also auf gut deutsch: einen Liebhaber Margaretes, vermutet, liegt natürlich auch nahe.

Die Ehegeschichte der Margarete Maultasch war mit dem Weggang des böhmischen Jünglings aber noch nicht zu Ende. Im Gegenteil: sie wird jetzt hochpolitisch. Kaiser Ludwig der Bayer, mit dem wir uns im nächsten Kapitel ausführlich beschäftigen werden und der bereits seit Jahrzehnten vom Papst gebannt ist, – der Kaiser also wittert die Chance, Tirol doch noch für sein Haus zu gewinnen. Er erklärt Margaretes Ehe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit für aufgelöst und verheiratet sie aufs neue mit seinem gerade verwitweten ältesten Sohn Ludwig dem Brandenburger.

Darf der Kaiser eine Ehe trennen? Im Prinzip nein, denn Eheangelegenheiten gehören als *cause spirituales* allein vor das geistliche Gericht, in letzter Konsequenz also vor den Papst. Man kann aber argumentieren: wenn der Papst hartnäckig seine Pflicht versäumt, kann der Staat ersatzweise die Trennung der Ehe vornehmen. Vielleicht ging Ludwig auch deshalb so unbedenklich vor,

weil auch jedes kirchliche Gericht die Ehe hätte für ungültig erklären müssen:



Margarete und Johann-Heinrich hatten in Wenzel II. und dessen Ehefrau gemeinsame Großeltern; die Ehe war also auf jeden Fall wegen zu naher Verwandtschaft dispenspflichtig und hätte ohne Erlaubnis des Papstes überhaupt nicht geschlossen werden dürfen.

Wir wollen noch kurz die Geschichte der Margarete Maultasch zu Ende führen. Sie und mit ihr Tirol geraten jetzt endgültig in den Sog der Habsburger. Zunächst verfällt sie mit ihrem Mann als Anhänger des gebannten Kaisers ebenfalls der Exkommunikation und gilt zudem als Bigamistin, da in kirchlichen Augen die böhmische Ehe weiterbestand, auch wenn sie nie hätte geschlossen werden dürfen. Ein militärischer Angriff Karls IV. kann aber abgeschlagen werden.

Schließlich vermittelt Herzog Albrecht II. von Österreich 1359 die Absolution durch Papst Innozenz VI.; das Paar feiert auch noch einmal Hochzeit, denn die Eheschließung von 1342 wurde ja als ungültig angesehen. Dadurch wurde auch ihr 1344 geborener Sohn Meinhard III. für ehelich erklärt. Meinhard III. wurde vorsichtshalber mit der Tochter des Habsburgers verheiratet; er kam nach dem Tode seines Vaters auch für zwei Jahre an die Regierung, bis er 1363 im Alter von 19 Jahren starb. Zurückblieb die völlig ratlose Margarete Maultasch, die, mit einer habsburgischen Schwiegertochter und habsburgischen Vettern aus der Ehe ihrer Tante eigentlich gar nicht anders konnte, als am 26.1.1363 ihr Land an die Habsburger zu übergeben. Diese blieben denn auch, mit einer kurzen Ausnahme von 1805 bis 1813, bis 1918 die Tiroler Landesherren.

Nach dem 1. Weltkrieg, in dem Italien zunächst mit dem Deutschen Reich und dem habsburgischen Österreich-Ungarn im sog. Dreibund vereinigt war, dann aber gemäß dem *sacro egoismo* auf die Seite der Entente überwechselte, wurde Tirol geteilt. Die Pariser Vorortverträge definierten den Brenner als die "natürliche" Nordgrenze Italiens, so daß sich Südtirol jetzt im italienischen Nationalstaat wiederfand. Das faschistische Régime seit 1922 organisierte eine massive Einwanderung aus Süditalien, um das Verhältnis zwischen deutschsprachiger und italienischer Bevölkerung umzukehren. Nach dem 2. Weltkrieg kam es zu einer gewaltvollen Auseinandersetzung unter anderem mit Sprengstoffanschlägen und Schauprozessen. 1992 erfolgte die sog. Streitbeilegung zwischen Österreich und Italien, aber die Frage ist noch keineswegs endgültig ausgestanden.

19. KAPITEL: PASSAU UND SALZBURG

IM VORIGEN KAPITEL HABE ich Ihnen gezeigt, wie Tirol im Laufe der Zeit den Aufstieg von einer bloßen bayerischen Grafschaft zu einem unabhängigen Reichsfürstentum schaffte, wodurch es letztlich auf derselben Stufe stand wie die selbständig gewordenen Teilherzogtümer Kärnten, Österreich und Steiermark. Einen vergleichbaren Aufstieg erlebten, wenn auch in bescheidenerem Maße und unter besonderen Bedingungen, auch die Reichsbischöfe für ihr weltliches Territorium. Wir wollen auch diesen Aspekt kurz betrachten, damit nicht der Eindruck aufkommt, die bayerische und österreichische Geschichte sei nur die Geschichte der Wittelsbacher und Habsburger, ein Eindruck der von interessierter oder schlecht informierter Seite gerne verbreitet wird.

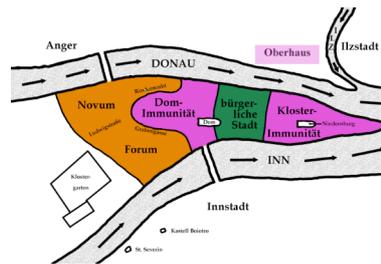
Voraussetzung für die Zugehörigkeit zum Reichsfürstenstand ist erstens die direkte Belehnung durch den König und zweitens die Existenz eines Territoriums, für das man Reichsfürst ist. Die erste Bedingung ist für die deutschen Bischöfe generell gegeben, denn sie erhalten die Regalien vom König. Mit der zweiten Bedingung kommen wir zum sog. Hochstift bzw. Erzstift im engeren Sinne, also dem weltlichen Territorium der Bischöfe. Dabei genügt nicht bloßer Grundbesitz, sondern es müssen noch die Rechte hinzutreten, die wir heute als staatliche Befugnisse empfinden. Das sind zunächst einmal die Grafenrechte, dann auch herzogliche Rechte.

Welche Rechte ein Graf hat, können wir am leichtesten daran erkennen, was ein Graf in den privilegierten Gebieten nicht darf, in den sog. Immunitäten. Immunität bedeutet heute – Sie erinnern sich aus dem Schulunterricht –, daß ein Bundestags- oder Landtagsabgeordneter nicht verhaftet oder vor Gericht gestellt werden darf, es sei denn, das Parlament erteilt ausdrücklich die Erlaubnis dazu. Schon in karolingischer Zeit verleiht der König den Kirchen für ihren engsten Wirkungsbereich die Immunität, also etwa für das Gotteshaus und die unmittelbare Umgebung mit den Wohnungen der Kleriker. Die Passauer Domimmunität oder, wie man auch sagt, Domfreiheit umfaßt z.B. den Dom selbst mit dem Domhof, den Domplatz und die angrenzenden Domherrnhöfe. In der Immunität sind dem Grafen verboten: *introitus*, *exactio* und *districtio*. Das heißt: er darf den Immunitätsbezirk nicht eigenmächtig betreten, er darf dort keine Abgaben erheben, und er darf dort ganz allgemein keine Anweisungen und Befehle erteilen. In der nächsten Stufe überträgt der König dem Bischof für bestimmte Gebiete direkt die Grafenrechte oder verleiht ihm sogar ganz normale weltliche Grafschaften. Da zu den Aufgaben des Grafen auch die Abhaltung des gräflichen Gerichtes gehört, ergibt sich, wie wir im 9. Kapitel überlegt haben, die Notwendigkeit der Vögte.

Im frühen 13. Jahrhundert erfuhr die Stellung der Reichsfürsten eine Steigerung dadurch, daß Kaiser Friedrich II. ihnen eine

Reihe bisher königlicher Rechte übertrug, oder besser gesagt, die bereits geschehene Usurpation dieser Rechte legalisierte. In zwei berühmten Urkunden, der *Confoederatio cum principibus ecclesiasticis* von 1220 und dem *Statutum in favorem principum* von 1232 erhielten sie die Rechte über "Gericht, Geleit, Münze und Zoll, Burgen- und Städtebau" (Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte 5, 51). Dabei ist wichtig, daß ausdrücklich auch die Bischöfe diese Rechte erlangten und sie so ganz legal zum Ausbau ihres Hoch- bzw. Erzstiftes einsetzen konnten.

Wie entsteht nun ein einigermaßen geschlossenes Territorium, in dem der Bischof direkte Herrschaft ausüben kann? Ausgangspunkt sollte die Herrschaft über die eigene Bischofsstadt sein. Es ist kein Zufall, daß in Regensburg, wo diese Voraussetzung nicht gegeben war, der Aufbau eines Hochstifts weitgehend scheitert. In Salzburg war die Ausgangsposition von Anfang an günstig, und in Passau entwickelte sie sich günstig, denn dem Bischof gelang es, sich den Immunitätsbezirk des Klosters Niedernburg 1161 vom Kaiser schenken zu lassen. Ein Blick auf den Stadtplan zeigt, daß die Ansätze einer bürgerlichen Stadt zwischen Domfreiheit und Klosterfreiheit keine Entwicklungschance hatten:



Die Schenkung von 1161 erlaubt uns – Sie gestatten mir einen ganz kleinen Exkurs in die Urkundenlehre – einen interessanten Einblick in die interne Praxis der kaiserlichen Kanzlei. Für die Maßnahme liegt zwar ein besiegeltes Original vom 29. Januar 1161 vor, das in Italien ausgestellt worden ist. Es entsprach aber offenbar nicht ganz den Wünschen des Bischofs. Die Frage der Vogtei über das Kloster, die dem Kaiser zustehen sollte, ist nämlich nicht ganz eindeutig geregelt; es heißt nämlich nur *advocatia excepta*. Damit waren die konkurrierenden Ansprüche des bisherigen Vogtes, des Grafen Gebhard von Sulzbach, nicht deutlich genug zurückgewiesen.

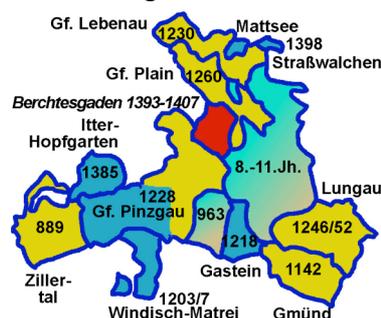
Der Bischof strebte deshalb ein neues Privileg mit einer besseren Formulierung an. Zu diesem Zweck ließ er von einem hiesigen Schreiber eine vollständige Abschrift der Urkunde anfertigen; in dieser Abschrift wurden die Worte *advocatia excepta* durchgestrichen und ein Vorschlag für eine bessere Formulierung gemacht. Die Abschrift ging an die Reichskanzlei. Diese war in der Sache einverstanden, die vorgeschlagene Formulierung gefiel jedoch nicht. Deshalb trug der Notar auf der Passauer Abschrift eine andere, noch deutlichere Klausel ein und verwandte die solcherart verbesserte Abschrift dann als Konzept für ein neues Original, welches das Datum 3. Juni erhielt und ordnungsgemäß besiegelt

wurde. Daß die Passauer Abschrift wirklich als Vorlage des neuen Originals gedient hat, sieht man daran, daß einige kleine, inhaltlich unbedeutende Fehler mit übernommen sind.

Der endgültige Erwerb des Klosters mit allen Rechten zog sich zwar noch bis 1193 hin, aber Niedernburg brachte dem Bischof ein weiteres, nicht unbeträchtliches Gebiet nördlich der Donau, das Passauer Abteiland, das zusammen mit einem kleineren Gebiet um Neuburg die Hauptmasse des Passauer Hochstifts ausmachte. Von der Stadt ausgehend empfahl sich der Erwerb benachbarter Grafschaften; so erhielt der Passauer Bischof 1217 als kaiserliches Geschenk die Grafschaft im Ilzgau. Dieses Jahr gilt als Beginn der Passauischen Reichsfürstenqualität.

Die größte Gefahr bildeten aber immer noch die Vogteirechte, die verschiedene Adelsfamilien erblich innehatten. Hier profitierte nun Salzburg in glücklicher Weise von dem allgemeinen Adelssterben im 13. Jahrhundert, über dessen Gründe wir im 9. Kapitel nachgedacht haben: 1218 wurde so die Vogtei über den bischöflichen Besitz vakant und konnte eingezogen werden; 1229 folgte die Vogtei über den Besitz des Domkapitels. Passau war in einer viel schlechteren Lage; zwar starben auch hier die Vogteifamilien aus, aber im österreichischen Teil der Diözese konnten die Vogteien nicht eingezogen werden, sondern gingen auf die österreichischen Herzöge über.

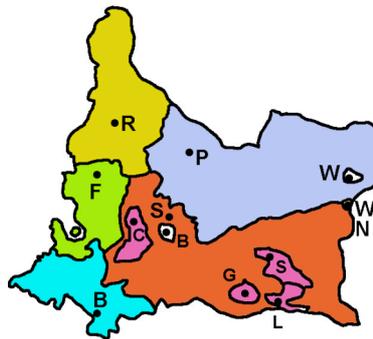
Es gab noch zwei weitere Möglichkeiten, das Hochstift zu erweitern: durch Pfand und durch Kauf. Dafür war freilich Geld erforderlich, und dies besaß der Erzbischof von Salzburg in reichem Maße aus seiner namengebenden Einnahmequelle, dem Salz. Gerade am Ende des 12. Jahrhunderts werden zusätzlich zur bisherigen Förderung die Salinen in Hallein erschlossen, wobei interessanterweise auch die Zisterzienserklöster von Salem und Raitenhaslach als Koinvestoren herangezogen wurden. Geldmittel waren auch nützlich, um etwaige entferntere Erben abzufinden.



Die Karte zeigt sehr schön, wie, ausgehend von den ursprünglich Wald- und Forstschenkungen des 8. Jahrhunderts (grünlich), einem weiteren alten Besitz im Zillertal und heimgefallenen, entvogteten Grafschaften (gelb) durch geschickten Zukauf (blau) im Südwesten und Süden ein geschlossenes Territorium geschaffen wurde. Im Nordosten sehen Sie auch zwei Abrundungen durch pfandweisen Erwerb (ebenfalls blau). Sie sehen auf der Karte auch – von mir penetrant rot eingefärbt – den ständigen Stachel im Fleisch des Salzburger Erzbischofs, die Fürstpropstei

Berchtesgaden. Sie lag zwar im Gebiet der Diözese Salzburg, konnte aber nur unter den besonderen Bedingungen des Großen Schismas für wenige Jahre einverleibt werden. Die bewahrte Selbständigkeit Berchtesgadens wirkt bis heute nach, denn es wurde in der Säkularisation Bayern zugeschlagen und nicht den Habsburgern.

Salzburg hatte – im Vergleich etwa zu Passau – auch dadurch einen Vorteil, daß in die kritische Phase ein außerordentlich langer Pontifikat eines außerordentlich tüchtigen Erzbischofs fällt: Eberhard II. 1200–1243. Wir haben deshalb die Muße, auf ein kirchenrechtliches Kuriosum hinzuweisen, die Salzburger Eigenbistümer Gurk, Chiemsee, Seckau und St. Andrä im Lavanttal:



Hier ist zunächst eine Begriffserklärung erforderlich. Wer im frühen und hohen Mittelalter auf seinem eigenen Grund und Boden eine Kirche baut und sie aus eigenen Mitteln mit Einnahmen ausstattet, hat auch das Recht, dort den Geistlichen einzusetzen. Man spricht dann von einer Eigenkirche, *propria ecclesia*. Wenn der Eigenkirchenherr ein Laie ist, handelt es sich um den idealtypischen Fall der Laieninvestitur, gegen die die Kirchenreformer des 11. Jahrhunderts Sturm laufen. Interessanterweise läßt sich das System trotzdem nicht abschaffen, sondern nur mildern. Der Eigenkirchenherr wird zum Kirchenpatron, der im Rahmen seines Patronatsrechtes den Priester vorschlägt, den der Bischof dann einsetzt – oder besser gesagt: einsetzen muß, wenn kein kanonisches Hindernis vorliegt, durch das die vorgeschlagene Person ungeeignet wäre. Reste des Patronatsrechtes in dieser Form gibt es heute noch.

Eigenkirchen besaßen aber nicht nur Laien, sondern auch Kleriker, v.a. die Bischöfe. Hier fällt das Problem der Laieninvestitur weg, aber es ergibt sich ein anderer Mißbrauch: dem Eigenkirchenrecht unterlagen nämlich auch ganze Klöster, in denen also – entgegen der Ordensregel – der Abt nicht vom Konvent gewählt, sondern vom Bischof als Eigenkirchenherr eingesetzt wurde. Die geistliche Herrschaft der Bischöfe über ihre Diözese erfolgte sogar in beträchtlichem Maße auf diesem Wege. Dabei sind auch große und bedeutende Klöster betroffen, so etwa in der Passauer Diözese zeitweilig Kremsmünster oder auch St. Pölten.

In Salzburg ging man nun noch einen Schritt weiter. 1070 gründete Erzbischof Gebhard, mit königlicher und päpstlicher Zu-

stimmung, auf dem Boden seiner Erzdiözese ein **Eigenbistum** in Gurk. Eigenbistum bedeutet, daß der Bischof weder von Klerus und Volk (oder später dem Domkapitel) gewählt noch vom Kaiser oder auch dem Papst eingesetzt, sondern allein vom Salzburger Erzbischof bestimmt wurde. Man darf den Eigenbischof nicht mit einem Weihbischof verwechseln, denn dieser ist eine Art Stellvertreter des Bischofs in der gesamten Diözese, während der Eigenbischof ein eigenes, abgegrenztes Territorium besitzt. Die Motive Erzbischof Gebhards sind nicht bekannt; man kann aber vermuten, daß er eine nachdrückliche Präsenz der kirchlichen Autorität im Herzogtum Kärnten sicherstellen wollte. Trotzdem ist das Eigenbistum eine kirchenrechtliche Kuriosität und Abnormität, die es sonst nirgendwo auf der Welt gab. Es widerspricht auch direkt dem Gedanken der Kollegialität der Bischöfe untereinander.

Um so erstaunlicher ist es, daß es Eberhard II. gelang, gleich drei weitere Bistümer dieser Art zu gründen, und zwar 1216 in Chiemsee, 1218 in Seckau und 1225 das Bistum Lavant mit Sitz in St. Andrä. Das Bistum Chiemsee sollte wohl der Überwachung des bayerischen Teils der Erzdiözese dienen; die Gründe für die beiden anderen sind unbekannt. Seit dieser Zeit unterschied man im Salzburger Sprachgebrauch zwischen den älteren Suffraganen des Erzbischofs (Regensburg, Passau, Freising, Brixen) und den jüngeren Suffraganen (Gurk, Chiemsee, Seckau, Lavant), obwohl zwischen den beiden Typen juristisch ein himmelweiter Unterschied bestand. Das System der Eigenbistümer blieb, trotz einigen Selbständigkeitsgelüsten einiger Bischöfe, bis zum Ende der alten Erzdiözese in der Säkularisation in Kraft.

20. KAPITEL: EIN KAISER AUS BAYERN (II) – LUDWIG IV.

SCHÄRFE DEINEN GEIST, Schreiber! Eine schwere Arbeit harret deiner, wagst du es zu schildern den langsamen und langen Flug eines gewaltigen Adlers, der, töricht zugleich und klug, achtlos zugleich und sorgenvoll, träge zugleich und ungestüm, niedergeschlagen zugleich und heiter, kleinmütig zugleich und tapfer, unglücklich zugleich und glücklich, noch aufstieg, während ihm schon die Flügel versengt waren." Mit diesen Worten beginnt der Chronist Matthias von Neuenburg eine Generation nach dem Tode seines Helden seine Lebensbeschreibung Ludwigs des Bayern. Die Worte lassen etwas von der zwiespältigen Wirkung erahnen, die seine Gestalt schon auf die Zeitgenossen ausgeübt hat. Sie ist, nach Herzog Tassilo III. und Heinrich dem Löwen, die dritte Figur der bayerischen Geschichte, die bis heute noch emotional besetzt ist; mit einem weiteren Ludwig, dem "Märchenkönig" Ludwig II., wäre das Quartett dann vollständig.

Als 1268 Konradins Kopf unter dem Beil des Henkers fiel, war der Heros eponymos dieses Abschnittes noch nicht geboren, aber die politischen Strukturen, denen er Aufstieg und Fall, Triumph und Niederlage verdanken sollte, waren bereits geschaffen. Die Wittels-

bacher, im Besitz von zwei der wichtigsten Länder des Reiches, Bayerns und der Kurpfalz, standen quasi an der Schwelle zum Königtum. Und vielleicht hätten sie diese Schwelle schneller überschritten, wenn ihnen nicht, wie wir es im vorigen Kapitel gesehen haben, ein Schweizer Graf in die Quere gekommen wäre.

Erinnern wir uns: Ludwig war der jüngere der beiden oberbayerisch-pfälzischen Teilherzöge, denen das noch stärker zersplitterte Niederbayern gegenüberstand. Seine Mutter war eine Tochter König Rudolfs I., also eine Habsburgerin, die sicher mit eher gemischten Gefühlen die Ehe mit dem Witwer der Maria von Brabant einging. Sie mußte zudem mit ansehen, wie ihr älterer Sohn Rudolf bei jeder Gelegenheit Partei gegen die Habsburger nahm. Deshalb setzte sie es wenigstens durch, daß der jüngere, der 1282 geborene Ludwig, zur Erziehung nach Wien an den habsburgischen Hof gesandt wurde. Dort wuchs er zusammen mit den drei Brüdern Rudolf (*1281), Leopold (*1282) und Friedrich (*1286) auf. Die weiteren habsburgischen Brüder Heinrich, Albrecht und Otto waren deutlich jünger, aber ein anderer Enkel des gemeinsamen Großvaters, der 1290 geborene Johannes, paßte noch in die Runde; dieser Johannes griff später in verhängnisvoller Weise in die habsburgisch-deutsche Geschichte ein, wie wir noch erwähnen werden. Hier noch einmal der Stammbaum aus habsburgischer Sicht:

| | | |
|------------------|---|---|
| Rudolf I. | Mechthild ∞ Ludwig II. von Oberbayern | Rudolf (Pfalz) Ludwig IV. (Oberbayern) |
| | Katharina ∞ Otto III. von Niederbayern | |
| | Albrecht I. | Rudolf *1281 |
| | | Leopold *1282 |
| | | Friedrich der Schöne *1286 |
| | | Heinrich *1298 |
| | | Albrecht der Lahme *1300 |
| | | Otto der Fröhliche *1301 |
| | Rudolf | Johannes Parricida *1290 |

Als König Rudolf I. 1291 starb, folgte ihm nicht, wie von habsburgischer Seite gewünscht, sein Sohn Albrecht I. als König nach, sondern die Kurfürsten wählten den kleinen Grafen Adolf von Nassau zum Nachfolger. Unter seinen Wählern war auch Ludwig II. als

Pfalzgraf bei Rhein, der überdies seinen 17jährigen Sohn Rudolf mit der Tochter des neuen Königs verheiratete. König Adolf wurde den Kurfürsten aber bald so lästig, daß sie ihn am 23.6.1298 absetzten und ihm den einzigen, der in der Lage war, diesen Spruch auch durchzuführen, als Gegenkönig entgegenstellten: Albrecht I. von Habsburg. In der Schlacht von Göllheim am 2.7.1298 wird Adolf denn auch besiegt und getötet, Albrecht wird am 5.7. noch einmal gewählt und am 24.8. gekrönt.

Unser Ludwig erlebt das alles noch passiv in Wien mit, wo er sich anscheinend recht wohlgeföhlt hat und zu dem nur vier Jahre jüngeren Friedrich in eine Beziehung persönlicher Freundschaft und Zuneigung trat, die alle späteren Auseinandersetzungen überdauerte. Um die Jahrhundertwende finden wir Ludwig dann aber in Bayern; mit Hilfe seiner Mutter versucht er, seinen Anteil an der Regierung Oberbayerns zu erhalten, aber zunächst nur mit geringem Erfolg, denn Rudolf läßt am 23.6.1302 seine und Ludwigs Mutter verhaften, ihren Hauptberater sogar hinrichten.

Albrecht I. von Habsburg regiert derweil als König ausgesprochen kraftvoll und rücksichtslos, wobei er auch keine Skrupel hat, 1302 dem Papst einen Vasalleneid zu leisten, als sich dies als taktisch geschickt erweist. Ebensowenig Skrupel hat Albrecht gegenüber seinem Neffen Johannes. Dessen Vater war einst zusammen mit Albrecht mit Österreich belehnt worden, hatte dann aber, gegen das Versprechen einer Entschädigung, auf seinen Anteil verzichtet. Zu dieser Entschädigung war es aber bis zum Tode der beiden Rudolfe nicht mehr gekommen, Albrecht hielt den unmündigen Neffen weiter hin, und als er 1308 dem mittlerweile 18jährigen die Erfüllung des Versprechens wieder einmal verweigert hatte, ermordete dieser den Onkel und König.

Wie in allen solchen Fällen hatte der Mörder nichts von seiner Tat, aber für die habsburgische Familie bedeutete sie eine Katastrophe, denn sie war nun für 130 Jahre vom Königtum ausgeschlossen und schaffte 1356 nicht einmal den Einzug ins Kurfürstenkolleg. Johannes, der aufgrund seiner Tat den Beinamen "Parricida" (Vatermörder) bekam, erhielt übrigens ein kleines literarisches Andenken: in Schillers Wilhelm Tell betritt im 5. Akt die Szene, nachdem die eigentliche Handlung, die "Befreiung" der Schweiz vom Tyrannenjoch der Österreicher, bereits gelaufen ist; des Dichters didaktisches Motiv besteht darin, den Unterschied zwischen dem gerechten Tyrannenmord Wilhelm Tells und der kriminellen Tat des Johannes vorzuführen.

Die Schweizer, die gerade dabei sind, sämtliche habsburgischen Festungen niederzureißen, fürchten nämlich, der König werde den Mord seines Ladvogtes Geßler rächen, erfahren dann aber in der ersten Szene dieses Aktes, daß Albrecht I. selbst einem Mordanschlag zum Opfer gefallen ist. In der zweiten Szene tritt der Vatermörder selbst auf und sucht ausgerechnet im Hause Tell Zuflucht. Er versucht, seine Tat zu rechtfertigen:

"... Auch ich
hab einen Feind erschlagen, der mir Recht

versagte – er war euer Feind wie meiner –.
Ich hab' das Land von ihm befreit. ..."

Tell weiß es aber besser:

"... Unseliger!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
mit der gerechten Notwehr eines Vaters?"

Immerhin weist er ihm dann aber doch noch den Weg nach Italien, wo er sich dem Urteil des Papstes stellen sollte. Das Ganze ist so penetrant pädagogisch, daß es Diskussionen darüber gibt, ob man diesen Akt bei einer Aufführung nicht einfach weglassen soll.

Auf Albrecht I. folgte als neuer König erwartungsgemäß ein Nicht-Habsburger, der erste Luxemburger Heinrich VII., wiederum auch von Pfalzgraf Rudolf gewählt.

Deutsche Könige nach dem Interregnum

Habsburger
Rudolf I.
1273–1291

Nassauer

Adolf
1292–1298

Albrecht I.
1298–1308

Luxemburger

Heinrich VII.
1308–1313

Wittelsbacher

Friedrich der Schöne
1314(1320)–1330

Ludwig IV.
1314–1347

Karl IV.
1347–1378

Rudolf, der als Schwiegersohn Adolfs von Nassau unter Albrecht I., nichts zu sagen und nichts zu lachen hatte, suchte also erneut in ganz traditioneller Weise die "Königsnähe". Das bedeutet auch, daß er von 1310 an am Italienzug Heinrichs VII. teilnahm, der diesem im Juni 1312 die Kaiserkrone einbrachte – erstmals seit 92 Jahren –, der dann aber im August 1313 mit dem völligen unerwarteten Tod des noch nicht 40jährigen Kaisers ein katastrophales Ende nahm.

Ludwig nahm an diesem Italienzug nicht teil und konnte so die Verhältnisse in Bayern, besonders Niederbayern in seinem Sinne

beeinflussen. Zuvor hatten die beiden Brüder noch durch eine Landesteilung klare Verhältnisse geschaffen, indem sich Rudolf auf die Pfalz beschränkte und Ludwig Oberbayern allein überließ; vielleicht hoffte er auf eine Karriere in Italien. In Niederbayern regierten 1310 der ehemalige König von Ungarn, Otto III., dessen baldiger Tod aber offenbar abzusehen war, sowie die 5 bzw. 3jährigen Söhne Stephans I., über die Otto III. die Vormundschaft führte.

Mit dem Tode Ottos III. ging die Vormundschaft über die niederbayerischen Herzöge auf Ludwig über. Dagegen erhob sich aber Widerstand, denn Ludwig galt als zu habsburgfreundlich, während die niederbayerische Politik seit den Zeiten Heinrichs XIII. traditionell antiösterreichisch war. Deshalb wandten sich etliche niederbayerische Städte über den Kopf Ludwigs hinweg an seinen Bruder Rudolf, dessen Gegnerschaft gegen Habsburg ja notorisch war. Auf der anderen Seite neigten der niederbayerische Adel sowie die teils aus Österreich stammenden Herzoginwitwen den Habsburgern zu.

In dieser Situation entschloß sich Ludwig zu einem Politikwechsel: er versöhnte sich mit Rudolf und trat auf die antihabsburgische Seite über, es kam zu militärischen Auseinandersetzungen, die schließlich in der Schlacht von Gammelsdorf am 10.11.1313 gipfelten. In dieser Schlacht standen also auf der einen Seite die Habsburger und größere Teile des niederbayerischen Adels, auf der anderen Seite die niederbayerischen Städte und der oberbayerische Herzog Ludwig. Die Schlacht ging bekanntlich zugunsten Ludwigs aus, der dadurch auch überregional bekannt wurde. Pfalzgraf Rudolf, gerade aus Italien zurückgekehrt, nahm nicht teil und ärgerte sich, daß er in der bayerischen Politik überflüssig geworden war.

Die Schlacht von Gammelsdorf galt noch am Ende der wittelsbachischen Zeit als denkwürdiges Datum, das mit Militärparaden usw. begangen wurde. Ich zeige Ihnen der Kuriosität halber eine Abbildung des letzten bayerischen Königs während der Säkularfeier im Jahre 1913:



Die Fama von Gammelsdorf, das übrigens etwa 10 km westlich von Landshut liegt, wirkte aber auch schon auf die Zeitgenossen: sie empfahl Ludwig für größere Aufgaben, nämlich die Wahl zum römisch-deutschen König. Diese Aussicht veranlaßte ihn vielleicht auch, sich mit den Habsburgern bald nach der Schlacht wieder auszusöhnen und die gefangenen niederbayerischen Adligen zu begnadigen. Übrigens sehr zum Ärger eines Mönches aus dem Kloster Ranshofen, der dem Bericht über die Versöhnung dann noch die denkwürdigen Sätze folgen läßt: "Ich aber bemerke über die Österreicher Folgendes: ich liebe sie nicht und mache mir nichts aus ihnen, weil sie in ihrem Zeugnis nie als zuverlässig erfunden worden sind. Hingegen breitete sich der Ruhm Herrn Ludwigs des Herzogs, als man die Kunde von seinem glorreichen Siege vernahm, ins Unermessliche aus." (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 81 S. 108)

In der Neuwahl nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII. im selben Jahr 1313 standen sich in fast klassischer Weise zwei Parteien gegenüber: die des verstorbenen Herrschers, also die luxemburgische, und die des Vorgängers des verstorbenen Herrschers, die habsburgische. Als Wahlgremium hatten sich inzwischen eindeutig die sieben Kurfürsten, also Mainz, Köln, Trier, Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Böhmen, herausgebildet. Kandidat der Habsburger war Friedrich der Schöne, denn der älteste Bruder Rudolf war bereits gestorben und Leopold war von Erscheinung und Temperament her weniger geeignet, während Friedrich eine strahlende Rittergestalt darstellte, wenigstens äußerlich.

Auf der luxemburgischen Seite waren die Verhältnisse weniger eindeutig: der Sohn des verstorbenen Kaisers, Johann von Luxemburg, den sein Vater mit der böhmischen Erbtöchter verheiratet und zum König von Böhmen gemacht hatte, war mit 17 Jahren noch arg jung; ob seine Neigung zum Vagabundieren schon sichtbar wurde, die ihn später überall hinführte, nur nicht in sein Königreich, bis er schließlich in der Schlacht von Crécy 1346 freiwillig in den Tod ging, läßt sich nicht feststellen. Pfalzgraf Rudolf machte sich ebenfalls Hoffnungen, stieß aber auf wenig Gegenliebe. Ferner kam eine Wahlempfehlung aus Paris: König Philipp IV. schlug seinen Bruder, Karl von Valois, als neuen deutschen König vor; solche Wahlempfehlungen gab es in Zukunft öfter, am bekanntesten ist die Kandidatur Franz' I. gegen Karl V. im Jahre 1519.

In dieser Lage verfiel man also auf Ludwig IV., wobei ich die Verhandlungen, Bündnisse und Gegenbündnisse, die sich über ein Jahr hinzogen, nicht schildern will. Das Ergebnis war schließlich eine zwiespältige Wahl, bei der von den sieben Kurfürsten am 19.10.1314 vier für Friedrich den Schönen und am 20.10.1314 fünf für Ludwig votierten. Das mathematische Kuriosum ($5+4=7$) entstand dadurch, daß zwei Kurstimmen doppelt abgegeben wurden. Für Ludwig stimmten Mainz, Trier, Brandenburg, König Johann von Böhmen und Sachsen-Lauenburg; für Friedrich stimmten Köln, die Pfalz, Sachsen-Wittenberg sowie ein politisches Gespenst, Herzog Heinrich von Kärnten, der von 1307 bis 1310 König von Böhmen gewesen, aber von den Luxemburgern und den Böhmen selbst vertrieben worden war:

| | Luxemburgische Partei (Ludwig IV.) | Habsburgische Partei (Friedrich der Schöne) |
|-------------|---|--|
| Wahl | Peter von Aspelt, Erzbischof von <u>Mainz</u> | Heinrich von Virneburg, Erzbischof von <u>Köln</u> |
| | Balduin von Luxemburg, Erzbischof von <u>Trier</u> | Rudolf von Wittelsbach, Pfalzgraf bei <u>Rhein</u> |
| | Johann von Luxemburg, König von <u>Böhmen</u> | Herzog Heinrich von Kärnten als König von <u>Böhmen</u> |

| | | |
|--|--|---|
| | Johann, Herzog von <u>Sachsen(-Lauenburg)</u> | Rudolf, Herzog von <u>Sachsen(-Wittenberg)</u> |
| | Woldemar, Markgraf von <u>Brandenburg</u> | |

Es ist jetzt ein beliebtes Spiel, nachzurechnen, wer von beiden Kandidaten denn das bessere Ergebnis erzielt habe; es dürfte aber außer Zweifel stehen, daß Friedrich der Schöne ohne die Stimme des Pfalzgrafen keine Chance gehabt hätte – mit anderen Worten: die Doppelwahl ist wesentlich durch den bayerischen Bruderzwist hervorgerufen worden. Es folgte, wie bei einer zwiespältigen Wahl üblich, der Wettlauf um die Krönung; aber obwohl beide Kandidaten am selben Tag, dem 25.11., die Krone empfangen, ging auch dieser Schritt unentschieden aus:

| | Luxemburgische Partei (Ludwig IV.) | Habsburgische Partei (Friedrich der Schöne) |
|----------------|---|--|
| Wahl | Peter von Aspelt, Erzbischof von <u>Mainz</u> | Heinrich von Virneburg, Erzbischof von <u>Köln</u> |
| | Balduin von Luxemburg, Erzbischof von <u>Trier</u> | Rudolf von Wittelsbach, Pfalzgraf bei <u>Rhein</u> |
| | Johann von Luxemburg, König von <u>Böhmen</u> | Herzog Heinrich von Kärnten als König von <u>Böhmen</u> |
| | Johann, Herzog von <u>Sachsen(-Lauenburg)</u> | Rudolf, Herzog von <u>Sachsen(-Wittenberg)</u> |
| | Woldemar, Markgraf von <u>Brandenburg</u> | |
| Krönung | falsche Insignien | echte Insignien |
| | in Köln | in Bonn |
| | durch den Mainzer Erzbischof | durch den Kölner Erzbischof |

Friedrich war noch von seinem Vater her im Besitz der echten Insignien, hatte aber keinen Zugang zum richtigen Krönungsort und mußte nach Bonn ausweichen. Ludwig konnte sich zwar in Aachen krönen lassen, mußte aber auf Insignien zurückgreifen, die bei einer früheren Doppelwahl Richard von Cornwall aus demselben Grunde hatte anfertigen lassen. Beim Koronator geht der Vergleich unentschieden aus, denn das alleinige Kölner Krönungsrecht wurde erst in der Goldenen Bulle festgeschrieben.

Somit blieb nur noch die militärische Entscheidung. Im nächsten Jahr, 1315, lagen sich die Heere beider Könige vom 13. bis zum 15. März bei Speyer gegenüber; dann zog Ludwig im Schutze der Nacht ab, ohne daß wir wissen, warum. Sein Prestigeverlust wurde

aber dadurch ausgeglichen, daß die Habsburger am 15.11. desselben Jahres in der Schlacht von Morgarten gegen die Schweizer Eidgenossenschaft eine vernichtende Niederlage einstecken mußten. Das Schauspiel von Speyer wiederholt sich dreimal: 1316 bei Eßlingen, 1317 bei Buchloe, 1319 bei Mühldorf; jedesmal stoßen die Heere aufeinander, ohne daß es zu wirklichen Kampfhandlungen kommt.

Erst am 28.9.1322, also fast 8 Jahre nach der Doppelwahl, kommt es tatsächlich zu einer Schlacht: wiederum bei Mühldorf (oder genauer gesagt: bei Erharting, einige Kilometer nördlich von Mühldorf) kommt es zur Entscheidung. Aventin schreibt, man könne dort immer noch Waffen und Ausrüstungsgegenstände ausgraben, und daran scheint sich bis heute nichts geändert zu haben. An der Schlacht nehmen auf bayerischer Seite Ludwig selbst und König Johann von Böhmen teil, auf habsburgischer Seite Friedrich und sein jüngerer Bruder Heinrich; Leopold ist mit Verstärkungen im Anmarsch, kommt aber nicht mehr rechtzeitig an, da die Mönche von Fürstenfeld den Boten seines Bruders, der zur Eile mahnt, abfangen.

Die Chronik von Fürstenfeld berichtet darüber: "Unterdeß eilen zwischen den beiden Heeren der Österreicher Boten hin und her, um Tag und Stunde der Zusammenkunft anzuzeigen. Zufällig aber ereignete es sich, daß die beiderseitigen Boten in der Nähe unseres Klosters Fürstenfeld ihrer Pferde beraubt und hierdurch, da Gott es so wollte, in der Erfüllung ihrer Mission aufgehalten wurde, denn wegen des Verlustes der Pferde konnten sie die Briefe, welche sie überbringen sollten, nicht mehr rechtzeitig abliefern. Dies war für König Ludwig von großem Belang, denn hätten beide österreichische Heere sich vereinigt, so würden sie ohne allen Zweifel ... den Sieg davongetragen haben."

Die bayerische Seite siegt also, Friedrich der Schöne und sein Bruder Heinrich werden gefangengenommen, was sie allerdings zunächst nicht sehr schwer nehmen, denn ihr Gegner König Ludwig ist im Kampf ums Leben gekommen. So glauben sie zumindest. Dann aber stellt sich heraus, daß Ludwig eine List angewandt und einen seiner Ritter mit der königlichen Rüstung ausgestattet hat, während er selber unauffällig gekleidet war. Als das Heer Herzog Leopolds, das, wie gesagt, gar nicht zum Einsatz kam, den Ausgang der Schlacht erfährt, kehrt es um und flieht. Hören wir dazu noch einmal den Verfasser der Fürstenfelder Chronik:

"Ich, welcher sich damals in dem unserem Kloster benachbarten Dorfe Puoch aufhielt und dort unter großen Mühen und Ängsten einen dem Kloster zugehörenden Hof bewachte, wurde in jener Nacht, in der die Abteilungen des österreichischen Heeres unaufhörlich durchzogen, sich wie Wütende gebärdeten und rings die Dörfer anzündeten, damit die Flammen ihnen durch die Nacht leuchteten, von zweien dieser Leute ergriffen, von einem Dritten mit der Lanze geprügelt und in derselben Nacht zweimal wie ein Narr nackt ausgezogen, was ich alles gleichmütig über mich ergehen ließ, da ich merkte, daß meine Peiniger sich auf der Flucht befanden und unser König rühmlich obsiegt hatte."

Etwas später lesen wir dann Folgendes: "Übrigens nutzte der König, als er mit Gottes Hilfe in der Schlacht den Sieg davongetra-

gen hatte, die Gnade, die ihm zuteil geworden war, nicht so aus, wie er gekonnt und gemußt hätte. Er hätte nämlich nach seinem Siege alsbald das ganze Reich durcheilen müssen, denn damals hätte jeder Mächtige zitternd seiner Herrschaft sich gebeugt, und die Tore aller Städte und Festen hätten ihm offengestanden und ihn ohne jedes Hindernis eingelassen. Viele erwarteten schon mit Zittern und Zagen seine Ankunft nach der Schlacht; da er aber nicht erschien, so schöpften sie wieder Atem, erholten sich und begannen abermals, ihre Hörner in die Höhe zu strecken." (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 81 S. 77–82)

Das sind recht martialische Ratschläge aus der Feder eines weltabgewandten Klosterbruders, aber sie treffen einen Punkt, der Ludwig auch sonst vorgehalten und in das Sprichwort zusammengefaßt wurde: "Er versteht wohl, die Fische in sein Netz zu bekommen, nicht aber, sie ihrer Schuppen zu berauben; er weiß die Vögel zu fangen, aber er kann sie nicht rupfen." Eine schwankende Haltung, die sich auch durch Gefühle leiten läßt, bei der man nicht weiß, ob man sie als Kompromißfähigkeit oder als Schwäche, als taktische Klugheit oder als Neigung zu Winkelzügen deuten soll, kennzeichnet auch die weitere Politik des Königs, und zwar sowohl gegenüber den Habsburgern, die 1322 zwar geschlagen, aber noch keineswegs endgültig besiegt waren, als auch gegenüber einem weiteren, viel gefährlicheren Gegner, der ihm jetzt erstand, dem Papst in Avignon; aber davon später mehr.

Wie in allen mittelalterlichen Schlachten ging es bei Mühl-dorf/Erharting nicht darum, Gegner zu töten, sondern möglichst viele von ihnen gefangenzunehmen und dann gegen Lösegeld wieder freizulassen – selbstverständlich ohne die teure Ausrüstung, die man einem eigenen Anhänger überlassen konnte. Den wichtigsten Gefangenen, Friedrich den Schönen, behielt Ludwig selbst und internierte ihn auf der Burg Trausnitz in der Oberpfalz, etwa auf halbem Weg zwischen Weiden und Schwandorf; dort wurde er zwar sicher bewacht, sonst aber ritterlich behandelt. Weniger gut erging seinem jüngeren Bruder Heinrich. Ihn überließ Ludwig seinem wichtigsten Verbündeten König Johann von Böhmen. Heinrich kam zwar, infolge eines Politikwechsels des Böhmenkönigs, schon nach einem Jahr wieder frei, aber seine Haftbedingungen waren so schlecht, daß er bald darauf starb. Friedrich der Schöne blieb dagegen über zweieinhalb Jahre in Haft, weil Herzog Leopold den Widerstand gegen Ludwig nicht aufgab. Da Ludwig dieses Problem aber endlich lösen wollte, kam es im März 1325 zu dem sonderbaren Vertrag der "Trausnitzer Sühne": Ludwig ließ Friedrich ohne Lösegeld frei, gegen das Versprechen, auf die Krone zu verzichten und seine habsburgischen Brüder, v.a. Leopold, ebenfalls zum Verzicht zu bewegen. Sollte ihm dies nicht gelingen, müsse er in die Haft zurückkehren.

Es gelang ihm nicht, und er trat vertragstreu im September zur Wiederverhaftung an. Das klingt wie ein anachronistisches Spiel mit Ritterehre und dergleichen, aber Ludwig verließ sich offenbar auf das Ehrenwort – ob in richtiger Einschätzung von Friedrichs Charakter oder im Gefühlsüberschwang einer herzerreißenden Begegnung mit dem Jugendfreund, wissen wir nicht. Ein solches Arrangement konn-

te nämlich auch ganz anders ausgeht: Karl II. von Anjou geriet 1285 kurz nach der Sizilischen Vesper in die Gefangenschaft der Sizilianer und wurde 1288 unter ganz ähnlichen Bedingungen freigelassen. Er ließ sich sofort durch den Papst von seinem Eid entbinden und inszenierte, als er die Bedingungen nicht erfüllen konnte, eine Farce: er trat an der Grenze zur Wiederverhaftung an, allerdings ohne die Gegenseite über Ort und Zeit zu informieren, und da niemand erschien, um ihn abzuholen, erklärte er sich seiner Verpflichtungen für ledig.

Friedrich der Schöne hält also den Vertrag ein, und nun findet Ludwig im September 1325 eine auf den ersten Blick kuriose, tatsächlich aber sehr raffinierte Lösung: er nimmt Friedrich zum Mitkönig an, es gibt in Zukunft also zwei gemeinsam regierende deutsche Könige. Die Lösung ist raffiniert, denn damit ist sowohl der habsburgische Widerstand neutralisiert als auch dem Papst die Möglichkeit genommen, die beiden Kontrahenten gegeneinander auszuspielen; es mag sein, daß Ludwig auch schon die Erhöhung der eigenen Person zum Kaiser im Auge hatte. Bei dieser Lösung bleibt es, allerdings entfaltet Friedrich nur noch geringe Aktivität und hält sich meist in Österreich auf, wo er im Januar 1330 stirbt; Herzog Leopold ist ihm schon 1326 im Tode vorausgegangen.

21. KAPITEL: "BAVARUS ILLE" – LUDWIG IV. IM KONFLIKT MIT DEM PAPST- TUM

WIR HABEN IM VORIGEN Kapitel bereits mehrfach den Konflikt Ludwigs des Bayern mit dem Papsttum erwähnt. Dazu müssen wir ganz kurz fragen: wie war damals die rechtliche Beziehung zwischen dem deutschen König und dem Papst? Es gab zwei Auffassungen, die weltliche und die päpstliche. Die weltliche Auffassung besagt, daß der König von den deutschen Fürsten gewählt wird und dadurch die volle Regierungsgewalt in allen drei Reichsteilen (Deutschland, Burgund, Italien) erlangt; das Wahlgremium verengt sich im Laufe des 13. Jahrhunderts auf die 7 Kurfürsten, aber das ist eine interne Angelegenheit. Dem Papst wird die Wahl mitgeteilt und dabei zugleich auch die Bitte ausgesprochen, den neuen König zu gegebener Zeit zum Kaiser zu krönen. Die Kaiserkrönung ist eine religiöse Zeremonie, die den Machtbefugnissen des Königs nichts hinzufügt; sie stellt den Kaiser vielmehr in die Reihe der Kaiser, die von Cäsar und Augustus ihren Ausgang nahm und mit dem letzten Römischen Kaiser unmittelbar vor dem Weltende ihren Abschluß finden wird; die Kaiserkrönung demonstriert außerdem in eindringlichster Form die gottgewollte Weltordnung des einträchtigen Zusammenwirkens der geistlichen und der weltlichen Gewalt.

Die päpstliche Auffassung ist bis ins 12. Jahrhundert dieselbe. Erst im 13. Jahrhundert, genauer: von der Doppelwahl von 1198 an, entwickeln die Päpste eine Theorie, die ihnen eine Einflußnahme auf die Königswahl erlaubt bzw. aus ihrer Sicht geradezu vorschreibt. Innozenz III. argumentiert vom Kaisertum her, das er

dabei ganz wie ein kirchliches Amt betrachtet. Wer ein kirchliches Amt überträgt, muß aber prüfen, ob der Empfänger auch würdig ist. Wenn also der deutsche König einen automatischen Anspruch auf die Kaiserkrone hat, muß der Papst bereits bei der Königswahl beteiligt werden; mit anderen Worten: die Königswahl bedarf zu ihrer Gültigkeit der päpstlichen Approbation.

Innozenz III. selbst geht noch nicht so weit, sondern beschränkt sich darauf, dem aus seiner Sicht besseren Kandidaten die apostolische Gunst (*favor apostolicus*) zuzuwenden, also eine moralische Unterstützung der höchsten christlichen Autorität. Es sind vielmehr in den unklaren Wahlen des 13. Jahrhunderts die Gegenkönige oder unterlegenen Kandidaten selbst, die zur Stützung ihrer Position die Approbation ihrer Wahl erbitten. Es kommt eine zweite Theorie hinzu, deren Ursprung weniger klar ist: sie besagt, daß, solange es keinen rechtmäßigen König bzw. Kaiser gibt, der Papst in einer Art Ersatzvornahme für die Regierung im *regnum Italie* sorgt; er tut das freilich nicht selbst, sondern indem er dort einen Reichsvikar einsetzt. Das bedeutet umgekehrt, daß der König vor der Approbation seiner Wahl durch den Papst in Italien keine Regierungshandlungen durchführen darf.

Das sind also die rechtlichen Positionen beider Seiten im Jahre der Doppelwahl zwischen Ludwig IV. und Friedrich dem Schönen. Papst war damals – niemand. Vielmehr war Clemens V. am 20.4.1314 gestorben, und die Sedisvakanz zog sich über zwei Jahre hin, bis am 7.8.1316 Johannes XXII. gewählt wurde. Der neue Papst, der früher in französischen Diensten gestanden hatte, war bereits 72 Jahre alt und regierte 18 Jahre, starb also 1334 im 90. Lebensjahr. Der Papst war nicht nur schon sehr alt, sondern, schlimmer noch, er war von seiner Ausbildung her Jurist, der mit Leidenschaft Prozesse führte, vor allem Ketzerprozesse. Dieser Leidenschaft blieb er auch als Papst treu, wobei er jetzt noch den Vorteil hatte, daß gegen seine Urteile, bei denen er Ankläger und Richter in einer Person darstellte, keine Appellation möglich war.

In den 8 Jahren von seiner Wahl bis zur Schlacht bei Mühl-dorf bezog Johannes XXII. im Streit zwischen Ludwig und Friedrich keine Stellung. Er bezeichnete beide, gemäß der kurialen Rechtsauffassung, als "erwählte" Könige, mischte sich ansonsten aber nicht ein. Sein politisches Hauptinteresse galt nämlich nicht Deutschland, sondern Italien. In Italien war nach dem Weggang der Päpste nach Avignon der Kirchenstaat zusammengebrochen; die größte Bedrohung ging von Mailand aus, wo die Visconti ihre Signorie errichteten und zeitweise sogar Bologna, einen eindeutigen Bestandteil des Kirchenstaates, unter ihre Herrschaft brachten.

Gegen die Visconti ging Johannes XXII. nun in der allerschärfsten Weise mit Ketzerprozeß, Exkommunikation, Interdikt und Kreuzzugsaufruf vor; Näheres dazu können Sie in meiner Italienvorlesung nachlesen. Der Konflikt mit Ludwig dem Bayern beginnt, als dieser anfängt, die Rechte des deutschen Königs in Italien wahrzunehmen und dadurch die päpstliche Politik in Italien stört. Das ist jedenfalls meiner Ansicht nach die Erklärung für die achtjährige Untätigkeit des Papstes im deutschen Thronstreit; er hätte ja ohne

weiteres schon 1316 die Entscheidung der zwiespältigen Wahl an sich ziehen können.

Ich will den Verlauf der Auseinandersetzung nicht im einzelnen schildern; das wäre ein Thema der Reichsgeschichte. Das grundsätzliche Problem Ludwigs und seiner Berater war, ob sie sich überhaupt auf die juristische Auseinandersetzung mit dem Papst einlassen sollte, denn dies bedeutete *implicite* eine Anerkennung der päpstlichen Rechtsauffassung. Ludwigs Politik ist in der für ihn nicht untypischen Weise schwankend und uneinheitlich. Man muß allerdings einräumen, daß seine Position bereits durch das Verhalten früherer Könige geschwächt war, die damals bei uneindeutigen Wahlen den Papst als Helfer für die eigene Sache bemüht hatten.

Auch die Haltung der Kurie war nicht gradlinig: Johannes XXII. schritt zwar über Bannandrohung, Exkommunikation und Interdikt bis zur Absetzung Ludwigs in seiner ererbten Funktion als bayerischen Herzogs fort – seitdem nannte er ihn nur *Ludowicus Bavarus ille* ("jener Bayer"), wovon sich die uns geläufige Bezeichnung "Ludwig der Bayer" ableitet –, aber sein Nachfolger Benedikt XII. zeigte sich flexibler, obwohl auch unter ihm keine Versöhnung zustande kam. Clemens VI. schließlich, der auch sonst den Tiefpunkt des Avignoneser Papsttums darstellt, verstieg sich zu Fluchorgien geradezu antiker Prägung. Hören Sie selbst:

"Es begegne ihm eine Fallgrube, die er nicht kennt, und so falle er hinein. Er sei verflucht beim Eintreten und verflucht beim Hinausgehen. Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn und Blindheit und Raserei. Der Himmel sende Blitze über ihn. Der Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Petrus und Paulus, deren Kirche er gewagt hat und wagt, nach Kräften zu verwirren, entbrenne in Zeit und Ewigkeit gegen ihn. Der ganze Erdkreis kämpfe gegen ihn, die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig. Alle Elemente seien gegen ihn. Seine Wohnung werde verlassen, und die Verdienste aller dort ruhenden Heiligen sollen ihn in Verwirrung stürzen, und sie sollen in diesem Leben ihre offene Rache an ihm vollziehen, und seine Kinder sollen aus ihrer Wohnstatt geworfen werden und vor seinen Augen in die Hände ihrer verderblichen Feinde fallen." [Carl Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus (Tübingen³1911) S. 167]

Auf der anderen Seite war Ludwig, der 1327/8 gegen den Willen des Papstes nach Italien zog, in Rom aus den Händen des römischen Volkes die Kaiserkrone empfang und Johannes XXII. für abgesetzt erklärte, auch nicht gerade zimperlich. All das, wozu auch die Erörterung der theoretischen Schriften etwa eines Marsilius von Padua gehörte, will ich hier nicht darstellen; es würde uns zu weit von unserem eigentlichen Thema wegführen, und Sie haben in anderen Vorlesungen Gelegenheit, sich darüber zu informieren.

Nur kann ich es mir nicht versagen, wenigstens darauf hinzuweisen, daß Ludwigs Kaiserkrönung auch zur Folge hatte, daß er zwei neue Siegelstempel anschaffen mußte, für die Wachssiegel und für die Goldbulle. Die Goldbulle Ludwigs des Bayern ist berühmt, denn die übliche Abbildung des goldenen Rom, der Au-

rea Roma, auf der Rückseite des Siegels ist nicht wie bei allen anderen Kaisern ein schematisches Bild einer Burg, sondern eine realistische Darstellung Roms aus der Vogelperspektive:



Man erkennt in der Mitte das Kolosseum, vorn das Pantheon, rechts unten die Engelsburg, ferner die Trajanssäule usw. Ungewöhnlich eindrucksvoll sind auch einige der Urkunden Ludwigs des Bayern, vor allem diejenigen, die von dem Notar Leonhard von München ausgestellt wurden. Auch dafür ein Beispiel:



Die ausgesparten Buchstaben in der ersten Zeile kommen zwar auch manchmal in zeitgenössischen französischen Urkunden vor, aber nirgends so schön wie hier.

Es waren aber nicht diese Vorgänge, die dazu führten, daß es Clemens VI. am Schluß doch gelang, Ludwig einen Gegenkönig in der Person Karls IV. entgegenzustellen, sondern Fragen der Territorialpolitik. Ludwig erwies sich nämlich keineswegs als zimperlich, wenn es darum ging, die wittelsbachische Hausmacht zu erweitern. In zweiter Ehe heiratete er die Erbtochter Margarete von Holland und schuf sich so ein Standbein an der Nordsee, aber das war weniger wichtig. Bedeutsamer war der Erwerb der Markgrafschaft Brandenburg, die er als erledigtes Reichslehen einzog, als die dortige Familie mit Markgraf Woldemar ausstarb. Seine Handlungsweise war juristisch einwandfrei, aber nicht ohne politische Brisanz, weil Böhmen Ansprüche auf Brandenburg zu haben glaubte, die Ludwig übergang. Der König war aber, wie Sie sich erinnern, als Kandidat der luxemburgisch-böhmischen Partei auf den Thron gekommen. Die Konstellation wiederholte sich, als Ludwig – und diesmal in rechtlich anfechtbarer Form – seinen Sohn zum Grafen von Tirol machte, wobei der Vorgang auch noch mit einer persönlichen Demütigung des Sohnes des böhmischen Königs verbunden war; wir haben das schon im vorletzten Kapitel gehört.

Über den spektakulären Themen Thronstreit und Konflikt Ludwigs mit dem Papst übersieht man allzuleicht, daß er sich auch intensiv um sein bayerisches Herzogtum gekümmert hat, wobei er die Möglichkeiten, die ihm das Königtum dabei bot, bedenkenlos genutzt hat. Mit der sog. Trienter Urkunde von 28.12.1329 nimmt er die oberbayerischen Klöster in den Schutz des Landesherrn, wobei dieser herzogliche Schutz interessanterweise mit den Mißbräuchen der Klostervögte begründet wird:

Wir Ludweik von Gots Genaden romischer Cheyser zu allen Zeiten merer des Reyches, enbieten unserm lieben getrewen Heinrichen von Gumpenperg der ietzund unser Vitzetum ist, oder dem wer nach im unser Vitzetum wirt in obern Baiern, unser Huld und alles Gut. Wir haben vernomen, daz elliu unser Chlöster in obern Baiern und ir Leut und ir Gut

verdorben sein von Unfrid des Landes, von den Vögten die si habent, und von manigerley gebresten, und besunderleich von ubriger Vordrung, die die Vogt hintz in gehabt haben bitzher, davon alliu irev Gut öde ligent.

Der Viztum, also der Chef der herzoglichen Verwaltung, soll streng darauf achten, daß die Vögte keine übermäßigen Forderungen an die Klöster stellen,

Und swelher Vogt daz niht tun wolt, und ez ubervarn wolt, so wellen wir, daz du dich derselben Vogtay und Gut aller underwindest, und die behaltest biz an uns.

Die Maßnahme zielt also auf Konzentrierung der Vogteirechte und damit der Kontrolle über die Klöster beim Herzog. Demselben Ziel dient das landesherrliche Gerichtsprivileg vom 23.4.1330. Es überträgt das Niedergericht an die Prälaten, also das System der Hofmarken, das in Bayern bis 1848 Bestand hatte. Das Hochgericht behält sich aber der Herzog vor, der es durch die Viztume ausüben wird. Bemerkenswert ist die Liste der Klöster, die mit dieser Regelung beglückt werden:

vnser prelaten vnd ir gotzhævser ze Tegernse, ze Pæwern (= Benediktbeuren), ze Ebersperch, ze Sewn (= Seeon), ze Rot, ze Scheyren, ze Staingaden, ze Scheftlaren, ze Vogter Græut (= ?), ze Wessisprunnen, ze Raitenbüch, ze Diezzen, ze Zelle (= ?), ze Ætel, ze Pollingen, ze Vndersdorf, ze Penriet vnd ze Peyhartingen.

Darunter befinden sich mit Tegernsee, Benediktbeuren und Ebersberg nämlich auch drei Reichsklöster, auf die der bayerische Herzog bislang keinen Zugriff hatte.

Der Rechtsvereinheitlichung und damit auch dem besseren Zugriff des Landesherrn diene auch das Oberbayerische Landrecht vom 7.1.1346, in gewisser Weise das Gegenstück zur Ottonischen Handfeste von 1311. Dieses Gesetzbuch umfaßt in 28 Titeln 350 Einzelbestimmungen, die sich, in leidlich systematischer Ordnung, mit Prozeßrecht einschließlich Urkundenrecht, Landfriedensbruch, Eigentumsdelikten (vor allem in der Landwirtschaft), Eherecht, Mord und Todschatz, Lehensrecht und Handelsrecht befassen. Für längere Zitate fehlt uns die Zeit; deshalb nur eine kurze Probe. Es geht um die Frage: wenn ein Knecht oder eine Dirn (gemeint sind Handwerkslehrlinge oder -gesellen) seinen bzw. ihren Meister verläßt, wie sieht es mit dem Lohn und einer eventuellen Strafe aus:

Gieng ain chnecht oder ain diern von irem herren, und spräch, si hiet ir maisterschaft vertriben mit übler handlung oder von hungers wegen, oder spricht man hab im urlaub geben, mag sich der maister davon genemen mit seinem ayde, daz er ez nicht getan hab, dez sol er geniezzen; ez

bezeug dann der chnecht mit zwaiien ..., daz im also waer, alz er für geben hab. Wirt aber der maister schuldig, so ist er dem chnecht schuldig seins lons, dem richter zwen und siebentzig pfenning.

Der Eid des Meisters kann also durch zwei Zeugen widerlegt werden, und der schuldige Teil trägt die Prozeßkosten.

Als Ludwig der Bayer am 11.10.1347 starb, war er seit etwa einem Vierteljahrhundert im Kirchenbann, was allerdings in Bayern nur geringe Auswirkungen hatte, da der politisch motivierte Bann nur von denjenigen beachtet wurde, die dafür ebenfalls politische Gründe hatten. Wo sich Ludwigs Seele befindet, wissen wir nicht; man könnte dazu Dante zitieren, der im 3. Gesang des Purgatorio König Manfred den Satz in den Mund legt, die göttliche Barmherzigkeit sei stärker als der Fluch der Prälaten.

Ludwigs Körper hatte allerdings unter der Exkommunikation zu leiden, denn ihm stand deshalb eigentlich kein christliches Begräbnis zu. Aus dem Kloster Fürstenfeld, wo er zunächst aufbewahrt wurde, wurde er wieder entfernt – vielleicht, weil die dortigen Zisterziensermönche päpstliche Sanktionen fürchteten – und nach München gebracht. Dort lag er zunächst in der Friedhofskapelle der Frauenkirche, dann seit 1364 in der Frauenkirche selbst, wo das Grab mehrfach verschoben wurde, bis es auf dem heutigen Platz anlangte. Hier die gesamte Anlage:



Und hier der Kopf des Kaisers:



Ludwigs Exkommunikation, die übrigens nie aufgehoben wurde, obwohl sich im 17. Jahrhundert der superkatholische Maximilian I. intensiv darum bemühte, hat kurz nach dem Konstanzer Konzil ein kurioses Dokument hervorgebracht: Clemens VI. hatte am Gründonnerstag 1345 in seiner Verfluchungsorgie nicht nur den Kaiser selbst, sondern auch seine Nachfahren bis in die vierte Generation exkommuniziert. Aus dieser vierten Generation wandten sich nun 1430 die Herzöge von Bayern-München Ernst und Wilhelm III. an Papst Martin V. mit der Bitte um Lossprechung von dieser Exkommunikation:



Wie Sie aus der päpstlichen Signatur am Ende des Textblocks entnehmen können, wurde die Bitte gewährt.

Trotz allem hat Ludwig der Bayer auch ein frommes Andenken hinterlassen, und das entsprach ganz bewußt seiner Absicht. Neuere Forschungen haben gezeigt, daß er systematisch Gedenkstätten einrichtete, in denen an seinem Todestag für sein Seelenheil gebeten werden sollte. Man hat fast den Eindruck, daß er

dadurch den päpstlichen Bann durch massive Frömmigkeitsakte überbieten und ihn so unwirksam machen wollte. Am bekanntesten ist aber eine ganz persönliche und eigenwillige Stiftung. Als Ludwig von der Kaiserkrönung nach Bayern zurückkehrte, brachte er aus Rom eine kleine Statue der Maria mit dem Kinde mit, wahrscheinlich eine zeitgenössische Pisaner Arbeit:



Zum Erwerb dieser Statue gibt es eine geheimnisvolle Geschichte, und die Legende will wissen, daß Ludwigs Pferd an der Stelle niederkniete, an der die Gottesmutter wünschte, daß ihr ein Kloster gestiftet werde.

Es handelt sich – Sie haben es bereits gemerkt – um das Kloster Ettal, für das der Kaiser am 28.4.1330 eigenhändig den Grundstein legte. Es war eine ganz eigenartige Konstruktion, die da ins Leben trat: neben 20 Mönchen unter einem Abt sollten dort auch 13 verheiratete Ritter mit ihren Frauen Wohnung nehmen, also ein Meister, eine Meisterin und jeweils 12 Männer und Frauen. Ebenso ungewöhnlich war die zwölfeckige Klosterkirche. Man kann spekulieren, daß Ludwig damit ein kaiserlich-wittelsbachisches Hauskloster stiften wollte, das wohl auch als seine Grablege bestimmt war; aber wie wir schon hörten, kam es damit dann anders.

Daß sich einer Gestalt wie Ludwigs die Literatur bemächtigt und sie für ihre Zwecke zu instrumentalisieren versucht, wird Sie nicht überraschen. Der Konflikt mit den Habsburgern, den man je nach Standort auch als innerdeutschen Bruderzwist interpretieren kann, die Auseinandersetzung mit dem Papsttum, das sich auf Frankreich stützte und zugleich von Frankreich manipuliert wurde – von Frankreich, das bis 1945 als der deutsche "Erbfeind" galt –, all das bietet reichlich Stoff. So wurde 1910 in Würzburg uraufgeführt:

Deutsche Treue. Ein Sang von Kaiser Ludwig dem Bayer (!) und Friedrich dem Schönen von Österreich. Für Solostimmen (Sopran, Bariton und Baß), großen und kleinen Männerchor und Orchester,

op. 101 von Max Meyer-Olbersleben. Dieser Komponist lebte von 1850 bis 1927, war seit 1876 Dozent in Weimar, dann von 1907 bis 1920 Direktor der königlichen Musikschule in Würzburg und Dirigent der Würzburger Liedertafel, was ihm einen Artikel in Bosls Bayerischer Biographie eingebracht hat. Er produzierte laut Riemanns Musiklexikon Chorwerke, Lieder, Kammermusik, Klavierwerke und 2 Opern und erscheint bis heute als Komponist in den Liederbüchern der Studentenverbindungen.

Bei den reinen Wortdichtungen bin ich gestoßen auf Ludwig Uhlands Drama "Ludwig der Bayer", in 5 Akten, wie sich das gehört. Es war gedacht für die Eröffnung des Nationaltheaters in München 1818, wurde aber nicht angenommen. Ich skizziere ganz kurz den Inhalt; Sie können vergleichen, wie weit sich der Dichter an die historische Wahrheit gehalten hat. Die Hauptpersonen sind: Ludwig

selbst, Friedrich der Schöne von Österreich, dessen älterer, aber weniger schöner Bruder Leopold, der Burggraf von Nürnberg, ein päpstlicher Legat.

1. Akt: die niederbayerischen Ritter, die in der Schlacht von Gammelsdorf auf Seiten der Österreicher gekämpft haben, werden von Ludwig begnadigt, denn der Burggraf von Nürnberg überbringt ihm die Nachricht, Ludwig sei zum deutschen König gewählt worden. Ludwig hat Bedenken, die Wahl anzunehmen:

„Weil Luxemburg die Österreicher fürchtet,
So sendet man nach mir. Sie irren sich,
Wenn sie für Friedrichs Feind mich halten.“

Er läßt sich dann aber von der allgemeinen Begeisterung anstecken.

2. Akt: bei Frankfurt treten sich Ludwig und der ebenfalls zum König gewählte Habsburger Friedrich der Schöne, gefolgt von Kurfürsten und Heer, gegenüber. In einem Streitgespräch, das übrigens in der Realität ebensowenig stattgefunden hat wie der Dialog der beiden Königinnen in Schillers Maria Stuart, verweisen beide auf ihre Stimmenmehrheit in der Wahl; Leopold von Österreich bringt das Gespräch durch die Erklärung zum Abbruch, falls sein Bruder Friedrich zugunsten Ludwigs auf die Krone verzichte, werde er sie für Habsburg beanspruchen.

3. Akt: Schlacht bei Mühldorf. Friedrich der Schöne schlägt vor dem Kampf junge Adlige zu Rittern, wird dann aber in der Schlacht durch eine List gefangengenommen.

4. Akt: Leopold von Österreich berichtet, was er alles unternommen habe, um Friedrich zu befreien und Ludwig zu schaden; unter anderem habe er den Papst veranlaßt, Ludwig zu exkommunizieren. *Verwandlung.* In der Burg Trausnitz, wo Friedrich gefangen sitzt: er lehnt die ihm angebotene Fluchtmöglichkeit als unehrenhaft ab; Ludwig erscheint und läßt Friedrich unter der Bedingung frei, daß er, Friedrich, auf die Krone verzichte und auch seine habsburgischen Verwandten zum Verzicht bewege, andernfalls er in die Haft zurückkehren müsse. Friedrich akzeptiert.

5. Akt: Friedrich versucht vergeblich, seinen Bruder Leopold zu überreden. Ein päpstlicher Legat löst ihn von dem Ludwig geleisteten Eide. Friedrich kehrt trotzdem, gemäß dem geleisteten Versprechen, in die Haft zurück, wobei er die Kaiserkrone mitbringt. Ludwig erklärt, sie wollten künftig beide gemeinsam regieren; sie fallen sich in die Arme, und Ludwig erklärt abschließend:

„In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk!“

Das ist nicht eben die allerhöchste Literatur, wenn auch um Klassen besser als das Drama zu Tassilo III., das ich Ihnen im 6. Kapitel vorgeführt habe; freilich haben beide Produkte eine gewisse beherrschende Bemühtheit gemeinsam, derer der wirklich erstklassige Autor nicht bedarf. Die drei Themen, die Ludwigs Regierungszeit dominieren, nämlich die innerbayerischen Verhältnisse, die Konkurrenz zu den Habsburgern und die Auseinandersetzung mit dem Papsttum, sind jedoch angesprochen.

22. KAPITEL: "SO MUSS ES GEWESEN SEIN" – REALITÄTSANPASSUNG DURCH (ERZ?)HERZOG RUDOLF IV.

DIE GESCHICHTE LUDWIGS DES BAYERN las sich über weite Strecken als Streit zwischen den Wittelsbacher in Bayern und den Habsburger in Österreich, bis die Auseinandersetzung mit dem Papsttum diesen Konflikt in den Hintergrund drängte. Am Ende war es aber kein Habsburger, der sich als päpstlicher Gegenkönig gegen den Kaiser gebrauchen ließ, sondern Karl von Böhmen, als König und später Kaiser Karl IV. Dieser Kaiser ist am bekanntesten durch das Reichsgesetz der "Goldenen Bulle" – also wiederum wie bei der Goldbulle von Rimini eine mit goldenem Siegel versehene Urkunde – , die als eine Art Grundgesetz des Alten Reiches bezeichnet werden kann. Ihr wichtigster Inhalt ist die Regelung der Königswahl, um Probleme wie bei der Doppelwahl von 1314 auszuschließen, was auch weitgehend gelungen ist.

Sie erinnern sich: die Doppelwahl war durch die merkwürdige Mathematik $5+4=7$ zustande gekommen, weil in zwei der sieben Kurfürstentümer die Stimmführung umstritten war und deren Stimme doppelt abgegeben wurde. Die Goldene Bulle zieht daraus zwei Schlüsse: 1. sie legt fest, welcher Familienzweig in Sachsen und in Böhmen die Stimme führt, und 2. schreibt sie vor, daß in den weltlichen Kurfürstentümern künftig nur der jeweils älteste Sohn die Nachfolge antreten darf, also die reine männliche Primogenitur unter Verbot aller Gebietsteilungen.

Das bedeutete für die Wittelsbacher, daß nur die pfälzische Linie Mitglied im Kurkolleg war und eventuelle Rechte der bayerischen Linie, die ja noch bei der Wahl Rudolfs von Habsburg mit abgestimmt hatte, ausgeschlossen waren. Sie mögen darin die Rache Karls an seinem Vorgänger Ludwig sehen; rein formal ist aber das Prinzip der Primogenitur angewendet (wenn auch rückwirkend), denn der pfälzische Rudolf war ja der ältere Bruder Ludwigs gewesen, und Ludwig II., beider Vater, ebenfalls der ältere Bruder. Die bayerischen Wittelsbacher haben sich aber mit dieser Deklassierung nie abgefunden, wie wir im 19. Kapitel noch hören werden.

Noch schlimmer traf es die Habsburger. Obwohl sie bereits zweimal den König gestellt hatten und durch das *privilegium minus* von 1156 höher privilegiert waren als die meisten anderen Reichsfürsten, schafften sie den Einzug ins Kurkollegium überhaupt nicht. Der Brudermord innerhalb der eigenen Familie, dem König Albrecht zum Opfer fiel, hatte also verheerende Folgen für die ganze Dynastie. Darunter litt auch der damalige österreichische Herzog, seit 1358 Rudolf IV., beiläufig ein junger Mann von 19 Jahren. Und Rudolf IV. schuf für diesen ungerechten Mangel Abhilfe, indem er in einer großangelegten Fälschungsaktion das Privileg Barbarossas in seinem Sinne umgestaltete.

Zu diesem Zweck ließ er fünf Privilegien anfertigen, die unter dem Namen "Freiheitsbriefe des Hauses Österreich" bekannt geworden sind. Es handelt sich im einzelnen um

- eine Urkunde Heinrichs IV. vom 4.10.1058
- eine Urkunde Friedrichs I. Barbarossa vom 17.9.1156 (d.h. eine manipulierte Fassung des echten Privilegs)
- eine Urkunde des Königs Heinrich (VII.) vom 24.8.1228
- eine Urkunde Kaiser Friedrichs II. vom Juni 1245 und schließlich
- eine Urkunde Rudolfs von Habsburg vom 11.6.1283.

Damit löst sich auch das Rätsel, warum das echte Barbarossa-Privileg als *privilegium minus* bezeichnet wird: es enthält im Vergleich zur gefälschten Fassung weniger Rechte. Die Fälschung heißt entsprechend *privilegium maius*. Hier eine Abbildung des *privilegium maius*, an welches das echte Siegel von 1156 umgehängt wurde:



Besonders bemerkenswert ist die Urkunde Heinrichs IV., denn in ihr sind zwei ältere Urkunden inseriert, und zwar ein Diplom von Julius Cäsar und ein zweites von Kaiser Nero (wir kommen gleich auf sie zurück). Allen Urkunden ist gemeinsam, daß die österreichischen Herzöge bedeutende Privilegien und Ehrenvorrechte erhalten, durch die sie den Kurfürsten gleichgestellt, zum Teil sogar vorangestellt werden und ihr Herrschaftsgebiet de facto aus dem Reichsverband eximiert wird. Auch der Titel "Erzherzog" wird durch diese Privilegien eingeführt. Ferner wird für die "Erzherzöge" schrittweise eine besondere Kopfbedeckung eingeführt: eine Zackenkrone mit einem Bügel und einem Kreuz darauf, die in soweit durchaus an die Kaiserkrone erinnert, die auch durch Bügel und Kreuz überwölbt ist. Hier sehen Sie Rudolf IV. mit diesem Erzherzogshut:



Zum Vergleich die Kaiserkrone, ebenfalls mit Bügel und Kreuz:



Daß das ganze Urkundenpaket gefälscht ist, ist heute einwandfrei erwiesen; aber immerhin ist noch 1837 das verfälschte Privileg Barbarossas, das *privilegium maius*, von der damals angesehensten Forschungseinrichtung, den MGH, als "unbezweifelbar echt" ediert worden.

Herzog Rudolf IV. besaß die Dreistigkeit, dieses Paket Kaiser Karl IV. zur Bestätigung vorzulegen. Karl hat die Fälschung zweifellos sofort durchschaut; aber er ging scheinbar objektiv vor und veranstaltete ein – wir würden heute sagen: Hearing – darüber. Durch einen glücklichen Zufall ist für diese Anhörung eine Art Protokoll erhalten, in dem zu jedem Punkt die kaiserliche Meinungsäußerung bzw. Entscheidung vermerkt ist. Karl IV. hat sich zur Frage der Echtheit der Urkunden nicht explizit geäußert, sondern die Bestimmungen teils akzeptiert, teils gemildert, teils durch gering scheinende Modifikationen in ihr Gegenteil verkehrt, teils aber einfach nur einen Kommentar dazu abgegeben.

Für die beiden antiken Urkunden, die dem Privileg Heinrichs IV. inseriert waren, ging Karl IV. einen anderen Weg: er ließ ein Gutachten anfertigen, und zwar von dem berühmtesten Altertumskenner seiner Zeit, von Petrarca. Der Tenor des Gutachtens ist schlichtweg vernichtend. Petrarca beginnt mit dem Dictum: "Die Lüge ist dumm, sie wird leicht entlarvt und entgeht schwerlich dem Urteil eines verständigen Menschen" – *claudum usquequaque mendacium est, facile deprehenditur, acris ac velocis ingenii iudicium egre fugit*. Den Fälscher belegt er mit allen möglichen Schimpfwörtern; er nennt ihn einen ungebildeten Schüler, der lügen wollte, dessen Begabung aber nicht einmal dazu ausreichte, einen Erzhalunken und ein Rindvieh.

Für uns ergiebiger sind aber seine stilistischen Argumente: so kritisiert er, daß Cäsar der Majestätsplural in den Mund gelegt wird, der in der Antike ungebräuchlich gewesen sei, und führt zum Beweis echte Briefe Cäsars aus der Überlieferung der antiken Schriftsteller an. Ferner bemängelt er, daß Österreich als *plaga orientalis*, als "Landschaft im Osten", bezeichnet ist, obwohl es von Rom aus gesehen keineswegs im Osten, sondern im Norden liegt. Das Datum nennt nur das Regierungsjahr, nicht aber Tag und Monat – und das bei Cäsar, der den Kalender reformiert hat! Das Schönste aber zuletzt: die Urkunde beginnt *Nos Iulius imperator, nos Cesar et cultor deorum, nos supremus terre imperialis augustus* usw. Mit anderen Worten: der Fälscher legt Cäsar den Titel "Augustus" in den Mund, der erst von dem Namen seines Nachfolgers abgeleitet ist.

Karl IV. hat übrigens Herzog Rudolf schwören lassen, die Privilegien im Sinne seiner Interpretation zu gebrauchen und sie ihm dann insgesamt bestätigt. Dasselbe taten dann später die Habsburger Friedrich III. und Karl V. Letzterer erließ gleichzeitig ein Verbot, über ihre Echtheit auch nur zu diskutieren; das läßt doch auf interne Kenntnisse der Familie schließen, die nicht nach außen dringen sollten. Und so gab es bis 1918 österreichische Erzherzöge, die genau wußten, daß ihr Titel eigentlich erfälscht war. (Eine nähere Erörterung des Fälschungskomplexes finden sie in meiner Vorlesung "Urkundenfälschung.") Das Kurioseste an diesem *privilegium maius* ist übrigens, daß es dem Herzog gar keine wirklichen Rechtsvorteile bringt, sondern fast nur der fürstlichen Eitelkeit schmeichelt. Die schon im echten *privilegium minus* enthaltenen Erbbestimmungen wurden dagegen wiederholt wichtig, so beim Aussterben der Babenberger 1247 und der Habsburger 1740: in beiden Fällen trat die weibliche Erbfolge in Kraft.

Mit der Niederlage Friedrichs des Schönen und dem verpaßten Einzug ins Kurkolleg schieden die Habsburger erst einmal für über hundert Jahre aus der Reichspolitik aus. Sie leisteten sich zudem eine Serie interner Gebietsteilungen, die auch noch nicht beendet waren, als es ihnen 1438 mit Albrecht II. und 1440 mit Friedrich III. wiederum gelang, sich zum König wählen und zum Kaiser krönen zu lassen.

23. KAPITEL:

DAS TEILUNGSKARUSSELL DREHT SICH WEITER – BAYERN NACH DEM TODE LUDWIGS DES BAYERN

AUCH BAYERN LEISTET SICH nach dem Tode Kaiser Ludwigs eine Teilungssorgie, die die habsburgische sogar noch in den Schatten stellt. Für einige Jahrzehnte werden auch die Gebiete außerhalb Bayerns miteinbezogen werden, die Ludwig IV. unter Ausnutzung seiner Stellung als Kaiser für sein Haus erworben hatte. Ludwig war genealogisch außerordentlich produktiv; er hatte aus zwei Ehen mindestens 11 Kinder. Und zwar aus seiner **ersten Ehe** mit Beatrix von Glogau, also einer schlesischen Herzogstochter:

| | | |
|---|-----------------------------|---|
| 1. Ehe: Beatrix von Glogau + 1322 | Mechthild | ∞ Friedrich von Meißen |
| | Ludwig V. + 1361 | (Oberbayern) |
| | Stephan II. + 1375 | (Niederbayern) |
| 2. Ehe: Margarethe von Holland + 1356 | Margarethe | ∞ Stephan von Ungarn |
| | Anna | ∞ Johann I. von Niederbayern + 1340 (11jährig) |
| | Ludwig VI. der Römer + 1385 | (Oberbayern, Brandenburg) |
| | Elisabeth | ∞ 1. Cangrande della Scala 2. Ulrich von Württemberg |
| | Wilhelm I. + 1389 | (Niederbayern, Holland) |
| | Albrecht I. + 1404 | (Niederbayern, Holland) |
| | Otto V. der Faule + 1379 | (Oberbayern, Brandenburg) |
| Beatrix | ∞ Erich von Schweden | |

- Mechthild, die mit Friedrich von Meißen verheiratet wurde. Das klingt nicht besonders großartig, aber die Meißener waren (und sind bis heute) legitime Nachkommen Kaiser Friedrichs II. Desessen Tochter aus seiner dritten Ehe hatte den Meißener Markgrafen geheiratet; ihr Sohn Friedrich der Freidige erhob nach dem Tode Konradins sogar einige Jahre Anspruch auf den sizilischen Thron. Es ist also, beiläufig bemerkt, falsch, wenn immer behauptet wird, die Staufer seien mit Konradin ausgestorben – zumal man bei den Habsburgern ganz anders argumentiert. Es folgte
- Ludwig V. und
- Stephan II., von dem alle späteren bayerischen Wittelsbacher bis 1777 abstammen.

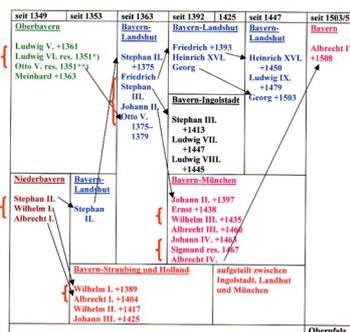
Aus der **zweiten Ehe** mit Margarethe von Holland stammten

- Margarete, die mit Stephan von Ungarn verheiratet wurde, der wohl aus der königlichen Familie stammte, aber nicht König wurde. Es ist aber doch interessant, daß die Ambitionen, die Otto III. hatte, nicht ganz aufgegeben waren.
- Anna wurde mit Johann I., dem letzten niederbayerischen Wittelsbacher aus der Nachkommenschaft Heinrichs XIII. verheiratet, um den Erbanfall dieses Gebietes sicherzustellen. Johann starb dann aber schon 1340 im Alter von 11 Jahren.
- Ludwig VI., genannt der Römer, weil er 1330 während des Romzuges seines Vaters, an dem auch die Kaiserin teilnahm, geboren wurde.
- Elisabeth, mit zwei auswärtigen Dynasten in Italien bzw. Schwaben verheiratet.
- Wilhelm I., geboren 1333, und
- Albrecht I., geboren 1336; schließlich das Nesthäkchen unter den Söhnen
- Otto V., genannt der Faule; und zu allerletzt

- Beatrix, die mit König Erich XIII. von Schweden, Norwegen und Dänemark verheiratet wurde; dessen Vorgängerin war Margarethe I., die 1389 die sog. Kalmarer Union der drei nordischen Königreiche begründet hatte.

Als Ludwig der Bayer 1347 starb, hinterließ er also nicht weniger als sechs erberechtigte Söhne, von denen die beiden aus erster Ehe 32 bzw. 28 Jahre alt waren, die vier aus der zweiten Ehe allerdings noch minderjährig (zwischen 17 und 6 Jahren); dafür war aber ihre Mutter noch am Leben.

1349 schritt man zur Teilung. Dabei wurden in einem kunstvollen Arrangement das Kernland selbst und zwei auswärtige Gebiete einbezogen: Holland aus der Mitgift der Kaiserin und die Mark Brandenburg, die Ludwig nach dem Aussterben der Askanier als erledigtes Reichslehen eingezogen hatte. Die sechs Brüder wurden in zwei Mannschaften gruppiert, denen jeweils ein Sproß aus der ersten und zwei aus der zweiten Ehe angehörten. Bayern selbst wurde geteilt und mit je einem der auswärtigen Gebiete verbunden, und zwar Oberbayern mit Brandenburg, Niederbayern mit Holland. Das schöne System geriet aber bald durcheinander, und es setzte ein Verwirrspiel ein, das kaum zu durchschauen geschweige denn im Kopf zu behalten ist. Ich habe versucht, es optisch zu veranschaulichen:



) Ludwig VI. „der Römer“, Markgraf von Brandenburg 1351-1361 (), gemeinsam mit
 **) Otto V. „dem Faulen“, Markgraf von Brandenburg 1351-1375

Die orangefarbenen Klammern bezeichnen dabei Brüder, die gemeinsam regierten. Sie sehen, daß in jeder der beiden Mannschaften schnell eine weitere Teilung erfolgt. In der oberbayerischen Gruppe überläßt Ludwig V. ab 1351 seinen beiden jüngeren Brüdern die Mark Brandenburg, wo Ludwig VI. und Otto V. zunächst gemeinsam regieren; als Ludwig VI. 1361 stirbt, bleibt Otto V. bis 1373 allein übrig. Allerdings kann von „Regieren“ bei ihm weniger die Rede sein; er trug den Beinamen „der Faule“ wohl nicht ganz zu Unrecht, da ihn hauptsächlich die Einnahmen aus dem Lande interessierten. Generell war die wittelsbachische Herrschaft in Brandenburg unbeliebt, wenn man auch immer damit rechnen muß, daß Darstellungen, die aus der Sicht der Hohenzollern geschrieben sind, in dieser Frage nicht unbedingt objektiv sind. Unleugbar ist jedoch, daß Otto V. 1373 die Mark Brandenburg für 200000 Goldgulden an Kaiser Karl IV. verkaufte und sich nach Bayern zurückzog. Über seine letzten Lebensjahre heißt es in Bosls Bayerischer Biographie: Er „kehrte heim und vergnügte sich, da sich seine Gattin weigerte, Prag zu verlassen, auf Schloß Wolfstein bei Landshut mit einer Müllerin.“ (S. 568).

Karl IV. hatte übrigens zunächst versucht, der wittelsbachi-schen Herrschaft in Brandenburg Knüppel zwischen die Beine zu werfen, indem er einen Schwindler unterstützte, der sich als der 1319 unter etwas mysteriösen Umständen gestorbene Markgraf Woldemar aus der Linie der Askanier ausgab, der jetzt zurückgekehrt sei. Dieser "falsche Woldemar" konnte sich aber nicht lange halten, und dann kam wie gesagt Ludwig der Brandenburger an die Regierung. 1415 belehnte schließlich Kaiser Sigismund auf dem Konstanzer Konzil den ersten Hohenzollern mit der Markgrafschaft Brandenburg. So kam diese eigentlich schwäbische Familie nach Norddeutschland; hier die Stammburg:



Es gab aber noch im 19. Jahrhundert eine eigene schwäbische Nebenlinie. Aus dieser Linie stammte jener Hohenzoller, den 1870 die Spanier zum König machen wollten, was Napoleon III. dann so aufregte, daß Bismarck ihn zur Kriegserklärung provozieren konnte. Aber zurück ins Bayern des 14. Jahrhunderts.

Auch die niederbayerische Mannschaft schreitet schließlich 1353 zur Teilung, aber so, daß das bayerische Gebiet selbst miteinbezogen wird. Den größeren Teil übernimmt Stephan II. und schlägt seine Residenz in Landshut auf, während seine mittlerweile 20 bzw. 17 Jahre alten Brüder ein kleineres Stück Niederbayern mit Straubing als Residenz sowie Holland erhalten. Die Linie Bayern-Straubing-Holland besteht in dieser Form bis 1425, dann wird das Gebiet nach komplizierten Verhandlungen unter Mitwirkung der Landstände und König Sigismunds unter die übrigen wittelsbachi-schen Linien aufgeteilt.

Die oberbayerische Linie Ludwigs V. stirbt bereits mit seinem Sohn Meinhard im Jahre 1363 aus und wird von Stephan II. von Bayern-Landshut beerbt. Nach dessen Tode 1375 regieren seine drei Söhne Stephan III., Friedrich und Johann II. zunächst gemeinsam, was erstaunlicherweise über anderthalb Jahrzehnte lang gut geht. Jetzt besinnt sich übrigens auch Otto V. wieder seiner Abstammung und verlangt einen Anteil am Land seiner Neffen; das führt aber zu keinen besonderen Komplikationen, da er bereits 1379 stirbt.

1392 kam es dann doch zur Teilung in die drei Länder Bayern-Ingolstadt unter Stephan III., Bayern-Landshut unter Friedrich und Bayern-München unter Johann II. Ein halbes Jahrhundert später, 1447, starb die Linie Bayern-Ingolstadt aus, wobei es zuvor zwischen den beiden letzten Herzögen, Ludwig VII. und Ludwig VIII., zu unerfreulichen Szenen gekommen war; wenn Sie Kitschromane mögen, lesen Sie dazu den "Ochsenkrieg" von Ludwig Ganghofer. 1503 schließlich erlosch auch die Linie Bayern-Landshut und wurde von Bayern-München übernommen, wodurch auch die Funktion Münchens als bayerischer Hauptstadt festgeschrieben war. Ein kleines Stückchen wurde allerdings einer weiblichen Verwandten der ausgestorbenen Linie vorbehalten, die sog. Junge Pfalz oder Pfalz-Neuburg. Der so glücklich übriggebliebene Herzog Albrecht IV. erließ

dann ein Primogeniturgesetz, das weitere Teilungen in der Neuzeit verhinderte.

Wir haben zu Beginn dieses Kapitels darüber nachgedacht, warum man im Mittelalter Länder geteilt hat. Wir wollen zum Abschluß ganz kurz darauf zurückkommen und einen Blick auf die Folgen der Teilungen werfen. Sie waren für die Untertanen zum einen verderblich, denn die zahlreichen Beerbungen usw. gingen keineswegs friedlich über die Bühne, sondern sie waren fast immer mit kriegerischen Auseinandersetzungen verbunden, bis man sich im wahrsten Sinne des Wortes zusammengerauft hatte. Vier Herzöge statt eines einzigen, wie es sie um 1400 gab, bedeuteten auch vier Regierungen, vier Kanzleien, vier Residenzen, vier Höfe, die unterhalten sein wollen. Das bedeutet also vierfache Kosten; es bedeutet aber auch ein vierfaches Angebot an Arbeitsplätzen und an Aufträgen für Architekten, Handwerker und Künstler – zumal in einer Zeit, in der sich von Italien ausgehend bereits die neuen Strömungen der Renaissance nach Deutschland ausbreiten, und sei es nur, daß eine der zahlreichen italienischen Bräute der Herzöge ihre Vorstellungen und ihre Mannschaft mitbringt.

24. KAPITEL: POLNISCH-BAYERISCH-FRANZÖSISCHE EHEPROJEKTE – KÖNIGIN ISABEAU UND HERZOGIN JADWIGA

BELLA GERANT ALII, tu, felix Austria, nube! – "Andere mögen Kriege führen, du, glückliches Österreich, heirate!" Sie kennen diesen Satz habsburgischer Selbstdarstellung, der nur leider den Schönheitsfehler hat, daß er in seinem ersten Teil nicht zutrifft – denn die Habsburger haben ständig Kriege geführt – und daß sein zweiter Teil auch die Maxime vieler anderer Fürstenhäuser war. Wir wollen zu Beginn dieses Kapitels einen kurzen Blick auf die wittelsbachische Heiratspolitik werfen. Die Stammtafel im Spindler verzeichnet für die bayerischen Wittelsbacher bis 1777 114 Ehen, 53 der männlichen und 61 der weiblichen Familienmitglieder:

| | Die männlichen Wittelsbacher holen ihre Bräute aus | Die Wittelsbacherinnen heiraten nach |
|--------------------------------------|---|---|
| Habsburg | 10 | 5 |
| Böhmen | 4 | 2 |
| Schlesien | 5 | — |
| Tirol/Görz | 2 | 4 |
| Niederrhein | 7 | 5 |
| Bayerische Grafen | — | 7 |
| innerhalb der Familie | 1 | 1 |
| Pfalz | — | 6 |
| Visconti/Scala/Gonzaga/Medici | 3 | 4 |

| | | |
|----------------------------|-----------|-----------|
| Sachsen/Thüringen | 2 | 5 |
| Burgund/Frankreich | 5 | 4 |
| Staufer | — | 1 |
| Polen | 3 | — |
| andere Königshäuser | 4 | 4 |
| übrige | 7 | 13 |
| Summe | 53 | 61 |

Auffallend ist die hohe Zahl habsburgischer Bräute der bayerischen Herzöge. Dahinter steckt der latent immer vorhandene Wunsch, Österreich für Bayern zurückzuerwerben, zumal die habsburgischen Prinzessinnen gemäß Privilegium minus für Österreich erberechtigt waren. Aus habsburgischer Sicht boten diese Ehen die Möglichkeit, am bayerischen Hof eine Aufpasserin, wenn nicht gar Spionin zu installieren. Auch die böhmischen und schlesischen Ehen der Wittelsbacher dienten der Einkreisung Habsburgs. Wittelsbacherinnen in Wien kommen dagegen seltener und auch erst recht spät vor. Ebenfalls der Rückgewinnung ursprünglich bayerischen Gebietes sollten die Ehen mit Tirol dienen.

Durchgängig ist das wittelsbachische Interesse am Niederrhein; dort geht es um die Grafschaften Jülich, Kleve und Berg, die zusammen mit der Besetzung rheinischer Bischofsstühle durch Wittelsbacher der Schaffung eines weiteren Länderkomplexes dienen sollte, aber das liegt zu weit außerhalb unseres Themas.

Die Ehen mit bayerischen Grafen fallen noch ganz in die Anfangszeit; sie sollten unter Otto I. und Ludwig I. die noch schwankende Herzogswürde sichern. Direkte Verwandtenehen gab es, wie Sie sehen, kaum; insofern waren die Wittelsbacher genetisch klüger als die Habsburger. Die Ehen der bayerischen Wittelsbacherinnen in die pfälzische Linie fallen erst in die Neuzeit und dienten der Stabilisierung der wechselseitigen Erbansprüche.

Das Interesse der Nachbarn an Bayern zeigt sich in den italienischen Ehen. Besonders Bernabò Visconti aus Mailand versuchte, Bayern mit einem wahren Netz von Heiraten zu umgeben; das fiel ihm leicht, da er 17 Kinder hatte. Allerdings wurde er dann selber gestürzt, so daß das Projekt folgenlos blieb. Die burgundisch-französischen Ehen kreisen um die Gestalt, die wir anschließend näher betrachten, die Königin Isabeau. Die eine staufische Ehe ist selbstverständlich diejenige mit Konrad IV. Polen habe ich noch einzeln aufgeführt, weil wir uns gleich mit einer dieser polnischen Bräute befassen wollen.

Zunächst aber müssen wir die bitter-süße Romanze ansprechen, die sich 1433 bis 1435 am Hof Albrechts III. von Bayern-München abspielte, der zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht regierender Herzog war. Dieser Albrecht schloß 1432 oder 1433 eine unstandesgemäße Ehe, und zwar ohne Wissen seines Vaters, Herzog Ernsts von Bayern-München; man nannte so etwas auch eine "morganatische" Ehe oder Ehe "zur linken Hand".



Die Braut war Agnes Bernauer, aber außer dem Namen wissen wir kaum etwas von ihr. Sie war damals etwa 22 Jahre alt und soll die Tochter eines Baders aus Augsburg gewesen sein; Albrecht III. war etwa 10 Jahre älter. Sie soll ausgesprochen schön gewesen sein, mit einer so zarten Haut, daß man, wenn sie Rotwein trank, habe sehen können, wie der Wein durch die Kehle floß. Ihre Herkunft ist etwas anrühlich, denn in den Badstuben herrschte keine Geschlechtertrennung und kein Kleiderzwang, so daß die Badmägde im Ruf standen, ihren Kunden Dienste zu erweisen, die über ihre beruflichen Pflichten hinausgingen; mit anderen Worten: die Grenze zwischen Bad und Bordell galt als fließend. Hätte sich Albrecht III. auf solche Dienste beschränkt, wüßten wir heute kaum noch etwas über die schöne Agnes. Der junge Herzog war dafür bekannt, solche Dienste in Anspruch zu nehmen; die Quellen sagen, er war *gar ain frölicher herr und ain liebhaber der zarten frawen*.

Das Problem war die Eheschließung. Liebesheiraten waren im Mittelalter generell und in fürstlichen Kreisen insbesondere nicht vorgesehen, auch wenn eine ganze Reihe von Ehen bekannt sind, in denen sich nachher ein sehr intensives und harmonisches Verhältnis der Ehegatten entwickelte. Die unstandesgemäße Ehe blockierte zudem die herzogliche Genealogie, denn die Kinder aus der Ehe waren nicht erberechtigt. Aber eine Ehe, mit wem auch immer, war dennoch eine Ehe, die nicht geschieden werden konnte. Da Albrecht III. nur Schwestern hatte und sein Onkel Wilhelm III. kinderlos war bzw. seine Kinder vor ihm starben, bestand die Gefahr, daß mit Albrecht die Linie Bayern-München ganz aussterben und das Land an die verhaßte Landshuter und/oder Ingolstädter Verwandtschaft fallen würde.

Die Ehe wurde zunächst heimlich geschlossen. Solche "klandestinen" Ehen waren möglich und üblich und sorgten übrigens auch anderwärts für Verwirrung, etwa während der Rosenkriege in England. Erst das Konzil von Trient hat im 16. Jahrhundert die öffentliche Eheschließung kirchenrechtlich vorgeschrieben. Ganz so geheim war die Ehe aber nicht, denn am 24.11.1434 wurde der junge Herzog, wegen der unstandesgemäßen Verbindung, in Regensburg bei einem Ritterturnier als Teilnehmer zurückgewiesen.

Knapp ein Jahr später folgte dann das Verhängnis: am 12.10.1435 wurde Agnes auf Befehl des alten Herzogs in Straubing mit gefesselten Händen und Füßen von der Brücke in die Donau gestoßen. Sie konnte sich aber befreien und kam ans Ufer, wurde jedoch vom Henker wieder ins Wasser geworfen, wo sie dann endgültig ertrank. Ob es einen Prozeß und damit ein förmliches Todesurteil gegeben hat, ist unklar. Das Ertränken ist eine typische Frauenstrafe, die für Taten vorgesehen war, für die man die Männer hängte oder räderte. Es ist denkbar, daß man ihr Zauberei vorwarf: sie habe durch Liebeszauber den jungen Herzog in ihren Bann gebracht. Daß die Hinrichtung zunächst mißlang, hätte man eigentlich als Gottesurteil für ihre Unschuld auslegen müssen. Maßgeblich war also der politische Wille, sie zu beseitigen. Drei Tage später langte die Nach-

richt über das Ereignis in München an; die Stadtrechnung nennt die Auszahlung einer Belohnung für einen Boten, der *von Straubingen her was geloffen und die mär pracht, das man die Bernawerin gen hymel gefertigt hett*.

Der junge Herzog wurde von der Tat völlig überrascht, denn sein Vetter von Bayern-Landshut hatte ihn zur Jagd geladen. Es stellt sich also die Frage nach dessen Mitwisserschaft. Sie läßt sich nicht beantworten, denn die Ehe mit der Bernauerin kam ihm gelegen, eröffnete sie doch die Aussicht auf das Münchner Erbe; andererseits mußte ihm ein Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn ebenso erwünscht sein. Ein solches Zerwürfnis trat auch tatsächlich ein, und im April 1436 begann ein innerbayernmünchnerischer Bürgerkrieg. Die Tote wurde an der Stelle, wo sie schließlich an Land gespült wurde, begraben. Der junge Herzog ließ dort eine Kapelle errichten und stiftete eine jährliche Gedenkmesse; später als er selbst an die Regierung gekommen war, ließ er sie in die Karmeliterkirche überführen, wo ebenfalls alljährlich eine Messe für sie gelesen wurde.

Erstaunlicherweise war Albrecht III. gut ein Jahr später schon wieder verheiratet, und diesmal standesgemäß mit Herzogin Anna von Braunschweig; aus dieser Ehe stammen alle späteren bayerischen Wittelsbacher bis 1777. Wiederum eine Münchner Quelle kommentiert diese Ehe wie folgt: *des sull wir alle fro sein, das wir nit wider ain Bernawerin gewonnen haben*. Wir wollen uns nicht zu Richtern über die Gefühle des jungen Herzogs aufschwingen, aber die ganz große und einzige Liebe war es wohl doch nicht – jedenfalls nicht von Seiten des Mannes.

Und so kommt es, daß Agnes Bernauer in der Kunst weitaus intensiver beachtet wird als in der Geschichte. Es gibt zwei Volkslieder über sie, und verschiedene Lyriker haben sich mit ihrem Schicksal befaßt, so im 17. Jahrhundert Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (einer der bekanntesten Barockdichter) und im 19. Jahrhundert Franz von Kobell sowie der bayerische König Ludwig I. Im ausgehenden 18. Jahrhundert brachte 1780 der Minister Graf Anton von Törring ein "vaterländisches Trauerspiel" über sie auf die Bühne; im 19. Jahrhundert wurde eine große Oper mit dem Titel "Agnes" über sie aufgeführt, mit der Musik von C. Krebs. Am bedeutendsten ist wohl das Drama von Friedrich Hebbel über sie, 1852 uraufgeführt, obwohl auch dieses Werk nicht in die Spitzengruppe deutscher Literatur einzureihen ist. Schließlich hat sich – wie sollte es bei einem so bayerischen Thema anders sein – 1947 auch Carl Orff an dem Stoff vergriffen.

Es gibt auch Agnes-Bernauer-Festspiele, und zwar in Straubing seit 1935, wobei der Text nach dem Kriege überarbeitet werden mußte. Näheres dazu finden Sie auf der Internet-Seite des Festspielkommittees:

<http://www.agnes-bernauer-festspiele.de/>

Die letzte Aufführung war 2011; eine Angabe für den nächsten Termin habe ich auf der Seite nicht finden können. In den inhaltlichen Erläuterungen erfuhren wir 2003, es handele sich bei den Ereignis-

sen um (Zitat) "das Schicksal einer Frau des späten Mittelalters, hinter dem die Konturen der Antigone zu erahnen sind." In der Fassung für 2007 heißt es nur noch: "Da Albrecht sich aber nicht von der Bernauerin trennen wollte sah Herzog Ernst keine andere Möglichkeit, als sie unter dem Vorwurf des Majestätsverbrechens, der Zauberei und Landesschädigung anzuklagen und zum Tode verurteilen zu lassen."

Zuletzt 2013 fanden die von der katholischen Kolping-Familie betreuten Agnes-Bernauer-Festspiele in Vohburg statt; sie gibt es seit 1909. Die Vohburger waren bezüglich des Internet schneller und haben sich die Adresse

<http://www.agnes-bernauer.de>

gesichert. In diesem Spiel wird uns eine Gerichtsszene vorgeführt, in der unter Vorsitz des regierenden Herzogs das Todesurteil gefällt wird; jedoch bittet Agnes den jungen Herzog in ihrem Testament, auf Rache an seinem Vater zu verzichten, so daß es nicht zum Bürgerkrieg kommt. Diese historisch nicht zutreffende Wendung ins Moralische dürfte auf den Veranstalter zurückgehn.

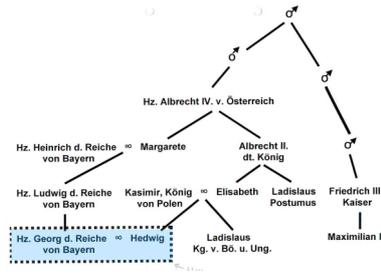
Das genaue Gegenteil zur heimlichen Ehe zwischen Albrecht und Agnes war jene Hochzeit, die 1475 in der konkurrierenden Linie in Landshut gefeiert wurde. Die Braut Georgs des Reichen war überaus standesgemäß – man ist fast geneigt, zu sagen: **zu** standesgemäß –, denn sie war die Tochter des Königs von Polen. Das Königreich Polen war seit 1386 mit dem Großfürstentum Litauen in Personalunion vereinigt, was zugleich die Christianisierung dieser letzten heidnischen Bastion in Europa bedeutete. Wir haben schon im Kapitel über den deutschen Orden davon gesprochen. Das polnisch-litauische Reich umfaßte damals ein sehr großes Gebiet und erstreckte sich über ganz Weißrußland und die Ukraine bis ans Schwarze Meer:



Der Aufstieg Moskaus, das berühmte "Sammeln der russischen Erde", begann damals gerade erst mit Iwan III.

Eine andere Frage war, ob der polnische König Kasimir dieses riesige Territorium tatsächlich beherrschte. Daran sind Zweifel angebracht, denn als er 1475 die Fräuleinsteuer zur Finanzierung der Mitgift von 32000 fl. ausschrieb, war die Zahlungsmoral äußerst schlecht. Die "Fräuleinsteuer" ist einer der "vier Fälle", in denen nach mittelalterlichem Lehnsrecht die Lehnsleute zu direkten Zahlungen an den Lehnsherrn verpflichtet waren. Tatsächlich hat der bayerische Herzog die Mitgift niemals erhalten. Auch genealogisch erwies sich die Ehe als Fehlschlag, denn aus ihr ging nur eine Tochter hervor, so daß das Teilherzogtum Bayern-Landshut 1503 mit dem Tode Herzog Georgs unterging.

Ganz so exotisch, wie man immer glaubt, war die Braut übrigens nicht, wenn man sich ihre Abstammung genauer anschaut:



Ihre Mutter war eine Habsburgerin, ihr Großvater der römisch-deutsche König Albrecht II., der auch König von Böhmen und Ungarn gewesen war, andere Nachfahren Albrechts II. gab es nicht mehr. Dahinter wird die politische Dimension der Ehe sichtbar, mit einer Spitze gegen die übrigen, entfernter verwandten Habsburger, aus deren Reihen es Friedrich III. geschafft hatte, 1440 König und 1452 sogar Kaiser zu werden. Kehren wir aber noch einmal zur Landkarte zurück, um eine weitere Dimension der Ehe zu erkennen:



Die Habsburger hatten nämlich noch weitere genealogische Probleme. In Böhmen war zwar auf Albrecht II. sein Sohn Ladislaus gefolgt, der aber erst nach dem Tode seines Vaters geboren war und deshalb *Ladislaus Postumus*, Ladislaus der Nachgeborene, genannt wurde. Dieser Ladislaus wuchs zwar zu einem wunderschönen jungen Mann heran – jedenfalls nach den Maßstäben der Zeit –,



stand aber zeitlebens unter der Vormundschaft Friedrichs III., die dieser in höchst eigennützigster Weise ausübte – nämlich mit dem unausgesprochenen, aber deutlichen Ziel, Ladislaus zu verdrängen und selbst böhmischer König zu werden.

Als Ladislaus schon 1457 im Alter von 17 Jahren starb, kam es daher in Böhmen zu einer Revolte mit hussitischem Hintergrund, die statt Friedrich einen Angehörigen des Hochadels, Georg Podiebrad, auf den Thron brachte. Friedrich versuchte, diesen als Ketzer durch den Papst absetzen zu lassen, aber Georg konnte sich im eigentlichen Böhmen bis zu seinem Tode 1471 halten. Mit der Durchführung des Ketzerkreuzzugs gegen Georg wurde der König von Ungarn beauftragt, und damit gab es ein weiteres Problem, denn auch in Ungarn war auf Albrecht II. Ladislaus Postumus gefolgt, und auch auf dieses Erbe des jungen Mannes erhob Friedrich III. Anspruch. Aber wie in Böhmen konnte er sich nicht durchsetzen, sondern die Ungarn wählten 1458 den berühmten Matthias Corvinus zum König, der außer Ungarn auch die böhmischen Nebenländer Mähren und Schlesien in Besitz nehmen konnte und später eine Zeitlang sogar Österreich besetzte. Als 1471 Georg Podiebrad starb, wollte Matthias Corvinus auch böhmischer König werden; es gelang aber dem polnischen König Kasimir, dort seinen Sohn Ladislaus als Gegenkandidaten zu installieren, den Bruder der Braut Hedwig, so

daß sich die Ehe als bayerisch-böhmisch-polnisches Bündnis gegen Matthias Corvinus zu erkennen gibt.

Über den äußeren Ablauf der Feier sind wir außerordentlich gut unterrichtet. Sie wird, im Détail nicht ganz zuverlässig, in der polnischen Chronistik geschildert, vor allem aber von zwei einheimischen Autoren, dem Seligenthaler Klosterschreiber Hans Seybolt und einem namentlich nicht bekannten Schreiber des Markgrafen Albrecht Achilles von Ansbach-Bayreuth. Besonders letzterer ist in der Beschreibung der Abläufe und vor allem der Kleidung der Beteiligten so détailreich, daß es möglich ist, die Hochzeitsfeier bis in die Einzelheiten zu rekonstruieren. Und das geschieht ja auch, wie Sie wissen, alle vier Jahre am Originalschauplatz. Es gibt dazu auch eine Internet-Seite:

<http://www.landshuter-hochzeit.de>

Die inhaltlichen Erläuterungen sind korrekt, aber nicht sehr tiefgehend; immerhin ist die Seite seit meinem letzten Besuch vor 4 Jahren informativer geworden. Die erste Aufführung fand 1903 statt. Der letzte Termin war 2013. Die Suchmaschine, die mich auf diese Seite geführt hat, bot übrigens gleich noch Werbung an: "Topangebote aus dem Bereich Hochzeit" mit Brautkleidern zum Schnäppchenpreis ab 1 € – das kann man sich auch dann leisten, wenn die Mitgift nicht gezahlt wird –, ferner "Perfekte Muster-Reden" und "Braut und Abendaccessoires" (Braut ohne Bindestrich).

Der Ehevertrag wurde am 1.1.1475 in Krakau besiegelt, wobei als Hochzeitstermin der 15.10. vorgesehen war. Bis dahin wurde die Aussteuer der Braut zusammengestellt.



Die Reise begann am 16.9. in Krakau und führte in weitem Bogen um das Gebiet des Matthias Corvinus herum. Der Vater geleitete die Braut über Miechow, Andrzeyow, Petrikow, Pabianice und Kalisch bis nach Posen, wo man am 10.10. eintraf. Bis dorthin war der Braut eine bayerische Delegation unter Leitung eines Verwandten aus der pfälzischen Linie der Wittelsbacher entgegengereist.

Für diesen Zug mußte das ganze Land beisteuern; unter anderem hatte das Passauer Nikolakloster 6 Pferde zu stellen. Von Posen führte die Reise über Berlin nach Wittenberg, wo am 23.10. die Braut offiziell an Bayern übergeben wurde. Die weitere Reise führte über Eilenburg, Leipzig, Altenburg, Zwickau, Ölsnitz, Hof, Münchberg, Berneck, Bayreuth, Bronn, Eschenau, Nürnberg, Neumarkt, Beilngries, Ingolstadt, Wolnzach und Moosburg nach Landshut, wo man am 14.11. eintraf. Wie es sich gehörte, wurde die Braut vom

Bräutigam vor den Toren der Stadt begrüßt, wobei beide sich, beiläufig bemerkt, zum ersten Mal sahen. Urteilen Sie selbst, ob dies eine freudige Überraschung oder eine Enttäuschung darstellte:



Inzwischen waren auch die Hochzeitsgäste in Landshut eingetroffen, an der Spitze Kaiser Friedrich III. mit seinem damals 16jährigen Sohn Maximilian (zweifelloser Schwarm aller weiblichen Teilnehmer), ein weiterer Habsburger, zwei Herzoginnen aus Sachsen, neun Wittelsbacher verschiedener Linien, dann Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach mit zwei Verwandten, drei Grafen von Württemberg und ein Markgraf von Baden; ferner 42 nicht-regierende Grafen, Vertreter mehrerer anderer Territorien sowie von 8 Reichsstädten und die Bischöfe von Salzburg, Bamberg, Augsburg, Passau, Eichstätt und Freising.

Dabei fiel der Ansbacher durch ein pompöses, geradezu protziges Auftreten auf, während der Kaiser aufgrund seiner Knauserigkeit eine schlechte Figur machte. Insgesamt waren 6560 Personen mit 6260 Pferden unterzubringen, eine enorme logistische Leistung, wobei noch zu beachten ist, daß die Kosten weitgehend vom Brautvater übernommen wurden. Die Schlußrechnung beziffert den Aufwand auf 60766 rheinische Gulden und 73 Pfennige – also fast doppelt so viel wie die vereinbarte Mitgift der Braut. Wieviel von den Kosten an den Landshuter Bürgern hängen blieb, ist nicht überliefert. Daß auch sie während der Feierlichkeiten aus der herzoglichen Küche verköstigt wurden, war wohl nur ein kleiner Ersatz dafür, daß sie für die fürstlichen Gäste ihre Häuser räumen (und wahrscheinlich anschließend renovieren) mußten.

Ich möchte den Verlauf der Feierlichkeiten nicht im Einzelnen schildern; wenn Sie das interessiert, können Sie die Quellen nachlesen, die um diese Zeit bereits in deutscher Sprache verfaßt sind. Sie berichten von einer ununterbrochenen Kette von Turnieren, Banketten und dergleichen, zwischen denen die eigentliche Hochzeitszeremonie und das fürstliche Beilager fast verschwinden. Ich gebe Ihnen nur eine kurze Probe, wie der Bräutigam bei der Erstbegegnung mit der Braut geschildert wird:

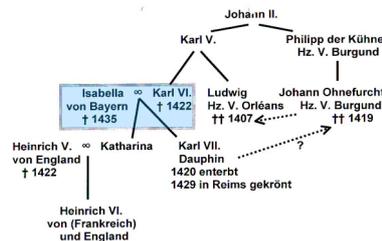
"Innerhalb des Ringes hielt auch Herzog Jörg auf einem schwarzen, sehr schönen Pferd, dessen Zeug, Zaum und Vorderbug ganz aus Perlen gestickt und breit war. Er war in den Farben braun, weiß und grau gekleidet. Der linke Ärmel war mit Perlen bestickt. Es waren sehr große Perlen zu einem Reim gefügt, der also lautete: 'In Ehren liebet sie mir.' Und es war eine Frau dargestellt, nach brabantischer Sitte unter einer Eiche sitzend; die hatte einen Löwen an einem Seil in der Hand. Der Herzog trug einen Hut seiner Farbe mit einem kostbaren Kranz von Diamanten und einem Federbusch vorne, der in einen kostspieligen Kranz von Diamanten gefaßt war. Desgleichen hatte auch das Pferd vorne an der Stirn einen Diamantkranz mit einem Federbusch." Mit derselben Detailgenauigkeit sind auch alle anderen Personen beschrieben, so daß es nicht schwer ist, diese Kostüme heute nachzuschneiden, freilich auch sehr teuer.

Wie vorhin schon erwähnt, erfüllte die Landshuter Hochzeit die in sie gesetzten politischen und dynastischen Hoffnungen nicht. Auch für die polnischen Hochzeitsgäste ging sie unglücklich aus, denn sie steckten sich auf dem Rückweg mit Pest an und kamen fast alle durch diese Krankheit um.

Dramatischer und unglücklicher verlief der Lebensweg einer anderen Braut: Isabella von Bayern-Ingolstadt, die im Jahre 1385 im Alter von 15 Jahren mit dem französischen König Karl VI. verheiratet wurde.



Wenn Sie sich nur ein wenig mit der französischen Geschichte auskennen, haben Sie die Dame bereits bedauert. 1385 befindet sich Frankreich mitten im Hundertjährigen Krieg, der um diese Zeit hauptsächlich ein Bürgerkrieg zwischen den Herzögen von Orléans und Burgund ist, wobei letzterer im Bündnis mit England steht. Kompliziert wird die Lage noch durch die Krankheit Karls VI.: er leidet an Schizophrenie, einer Krankheit, die bekanntlich in Schüben auftritt, bei Karl VI. erstmals 1392, zwischen denen Phasen der Normalität liegen. Sobald ein neuer Schub der Krankheit erfolgt, kommt es zu wilden Kämpfen zwischen den Onkeln bzw. Brüdern des Königs, eben den Herzögen von Orléans und Burgund, um die Regentschaft.



Dieser Konflikt eskaliert so sehr, daß der Burgunder den Orléans schließlich 1407 ermorden läßt; 1419 wird der Burgunder aber seinerseits ermordet, wobei der Dauphin, also der Thronfolger, in den Verdacht geriet, Anstifter der Tat zu sein.

In dieses Chaos sah sich die junge Königin gestellt, die selbst als eher unpolitisch geschildert wird. Trotzdem wurde sie 1403 zur "Regentin in Abwesenheit des Königs" erklärt, wobei "Abwesenheit" eben eine Umschreibung für einen neuerlichen Krankheitsschub war. Im Laufe der Konflikte wurde die Königin übrigens auch einmal entführt. Ihre Ehe scheint dagegen nicht unglücklich gewesen zu sein; immerhin sind ihr 12 Kinder entsprossen:

1. Charles (26.9.1386 – 28.12.1386)
2. Jeanne (14.6.1388 – 1390)
3. Jeanne (24.1.1391 – 27.9.1433)
4. Charles (6.2.1392 – 13.1.1401)
5. Marie (24.8.1393 – 19.8.1438)
6. Michèle (11.1.1395 – 8.7.1422)
7. Louis (22.1.1396 – 18.12.1415)
8. Jean (31.8.1398 – 4.4.1417)

9. Catherine (27.10.1401 – 3.1.1437)
- 10. Charles (22.2.1403 – 21.7.1461)**
11. Philippe (10.11.1407 – 10.11.1407)
12. Isabelle (9.11.1409 – 13.9.1437)

Erst die Nummer 10 ist der spätere Karl VII., der eben schon erwähnte Dauphin, der also erst erbberechtigt wurde, nachdem vier Brüder im Alter von 3 Monaten bis zu 20 Jahren vor ihm gestorben waren.

Ab 1415 eskaliert auch der Hundertjährige Krieg: Heinrich V. von England marschiert im Bündnis mit Burgund in Frankreich ein, das er fast völlig erobern kann. Die Folge ist der Vertrag von Troyes von 1420: der englische König heiratet die Tochter Karls VI. und Isabellas; der Sohn aus dieser Verbindung soll Karls VI. Nachfolger als französischer König werden. Dieser Vertrag, dem die Königin zustimmt, ist gleichbedeutend mit der Enterbung Karls VI., der wegen des angeblichen Mordes an Johann Ohnefurcht für erbunwürdig erklärt wird.

Als 1422 sowohl Heinrich V. von England als auch Karl VI. von Frankreich sterben, wird Heinrichs V. Sohn Heinrich VI. als König von Frankreich anerkannt. Da er aber erst 1 Jahr alt ist, regiert er nicht selbst, und im Grunde war er auch später als Erwachsener dazu nicht in der Lage.



Die Gestalt sieht ziemlich doof aus, aber man muß sich generell hüten, ein solches Portrait im Lichte dessen zu interpretieren, was wir sonst über die Person wissen; wir haben über dieses Problem schon bei Karl von Anjou nachgedacht.

Nur in einem Teil Frankreichs konnte sich allerdings der Dauphin halten, nunmehr als König Karl VII. Er wäre wohl ganz verdrängt worden, wäre ihm nicht in Jeanne d'Arc eine unerwartete Helferin erstanden. Daß die Königin (nunmehr Königin-Witwe) Isabella in überaus gespannten Beziehungen zu ihrem Sohn steht, dürfte niemanden verwundern, ebenso daß "Isabeau de Bavière" in der französischen Chronistik ein denkbar schlechtes Andenken bewahrt wird.

Dabei müssen wir uns gar nicht auf ein Werk des Marquis de Sade mit dem Titel "Histoire secrète d'Isabeau de Bavière" stützen. 2007 gab es eine französische Internetseite "Les femmes du Moyen Age" (unter der damaligen Adresse heute nicht mehr zu finden), die ihren Text über Isabella mit den Zwischenüberschriften "Une régente impopulaire" und "L'instigatrice de la double monarchie" gliederte; sie sieht Isabella also als verantwortlich für den Vertrag von Troyes und schließt mit den Worten "Isabeau ... mourut dans le mépris général". Es gibt aber auch positive Stimmen über sie; so hat etwa Christine de Pizan ihre gesammelten Werke der Königin mit einer sehr devoten Widmung dediziert.

25. KAPITEL:

ABLASS UND REFORMATION – DIE HOHENZOLLERN ALS KURFÜRST, KARDINAL UND HOCHMEISTER-HERZOG

MIT DER VERÖFFENTLICHUNG von Martin Luthers Thesen zu Ablass und Kirchenreform im Jahre 1517– hier ein späterer Druck:



begann das, was man aus nicht-katholischer Sicht als Reformation, aus katholischer Sicht als Abfall vom wahren Glauben und von der wahren Kirche ansah. Freilich müssen wir dabei beachten, daß die Begriffsklärung ein Jahrzehnt und länger in Anspruch nahm.

Der Vorgang hatte auch eine politische Dimension. Der deutsche König, seit 1519 Karl V., der zugleich König von Spanien war, sah seine Aufgabe darin, dem Abfall vom Glauben entgegenzuwirken und ihn so weit wie möglich rückgängig zu machen. Bei den deutschen Fürsten verbanden sich religiöse und politische Motivationen sowie persönliche Eigenarten in kaum entwirrbarer Gemengelage. Und vor allem stand die deutsche Politik Karls V. in einem europäischen Zusammenhang: dem Konflikt der Habsburger mit Frankreich und der Abwehr der Türken, die 1526 fast ganz Ungarn erobert hatten. Da Karl also immer wieder auf die Hilfe auch derjenigen Fürsten und Städte angewiesen war, die sich für den "neuen Glauben" entschieden hatten, bildete seine Religionspolitik eine Zickzacklinie aus Härte und Kompromißbereitschaft, deren Erfolglosigkeit er schließlich als persönliches Scheitern ansah und mit dem Rücktritt aus all seinen Funktionen 1555 beantwortete.

Es begann, um einen kurzen Überblick zu geben, mit dem Wormser Reichstag 1521, auf dem, mit freiem Geleit des Kaisers versehen, Martin Luther erschien und den er auch unversehrt wieder verließ. Gegen den Versuch, 1529 in Speyer alle Neuerungen zu verbieten, "protestierten" die evangelischen Reichsstände (daher der Name "Protestanten"), und 1530 legten sie in Augsburg eine Zusammenfassung ihrer Lehre vor, die *confessio Augustana*. Um diese Zeit versuchte Karl V., seinen Bruder Ferdinand zum Mitkönig und Nachfolger wählen zu lassen. Dies rief eine so heftige Reaktion der Fürsten hervor, daß Karl an der Religionsfront nachgeben und in eine Beibehaltung des Status quo einwilligen mußte; man ließ diese Frage also zunächst "anstehn", deshalb heißt dieser 1532 in Nürnberg gefaßte Beschluß der "Nürnberger Anstand". Der bayerische Herzog, der ebenfalls zur Opposition gehörte, wurde mit der Hoffnung auf die Kurwürde besänftigt. So kam die Wahl Ferdinands dann doch zustande.

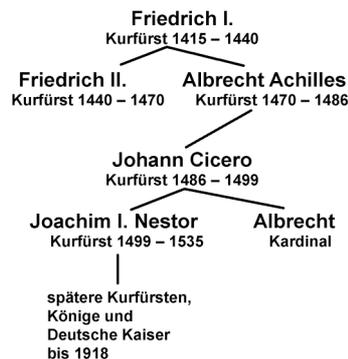
15 Jahre später hat sich die Situation völlig gewandelt: der Kaiser hat mehrere protestantische Fürsten militärisch besiegt (einige sogar gefangengenommen) und kann daher 1547 in Augsburg auf dem "Geharnischten Reichstag" den katholischen Standpunkt dekretieren. Aber das Rad der Geschichte läßt sich nicht mehr zurückdrehen. Auch der Versuch des folgenden Jahres, durch das "Augsburger Interim" einen theologischen Kompromiß durch-

zusetzen, scheitert. Schließlich kommt es auf der Ebene der Reichsstände, also ohne den Kaiser, aber mit Beteiligung König Ferdinands als Herzog von Österreich, zu einer gegenseitigen Duldungserklärung, dem Passauer Vertrag von 1552. (Sie erinnern sich vielleicht, daß vor 12 Jahren das Jubiläum mit Vorträgen und ökumenischen Gottesdiensten gefeiert wurde.) Den Abschluß und die logische Konsequenz aus dem Passauer Vertrag bildet der Augsburger Religionsfriede von 1555 zwischen Katholiken und Protestanten (die radikaleren evangelischen Gruppen wie Calvinisten und Wiedertäufer sind nicht einbezogen).

Die Hohenzollern, damals Markgrafen von Brandenburg (und als solche Kurfürsten) sowie Markgrafen von Ansbach und Bayreuth, waren in die religiöse Auseinandersetzung in besonderer Weise verwickelt, denn an der Spitze des deutschen Episkopats stand als Erzbischof von Mainz ein Hohenzoller, Albrecht von Brandenburg. Hier ein Portrait von der Hand Dürers:



Er war ein Enkel des Albrecht Achilles, den wir als Angeber auf der Landshuter Hochzeit schon kennengelernt haben. Dessen Vater war wiederum der erste Hohenzoller in der Mark Brandenburg:



Albrecht, der als zweitgeborener Sohn in der typischen Weise die geistliche Karriere einschlug, war aber nicht nur Erzbischof von Mainz, sondern auch Erzbischof von Magdeburg und Administrator, d.h. kommissarischer Bischof, von Halberstadt, und das alles wurde er im Alter von 23 Jahren, obwohl für einen Bischof eigentlich ein Mindestalter von 30 Jahren vorgeschrieben war. 1518 erhob Papst Leo X. ihn außerdem zum Kardinal.

Die Erlaubnis, alle diese Würden gleichzeitig und vorzeitig in-
nezuhaben, ließ sich der Papst teuer bezahlen. Der Kardinal mußte Kredite aufnehmen – vor allem bei den Fuggern, die bereits die Kaiserwahl Karls V. finanziert hatten –, und als Kreditsicherheit verpfändete Albrecht diesen Bankiers die Einnahmen, die er aus verschiedenen Ablässen zu erzielen hoffte. Die Ablaßtheologie möchte ich Ihnen hier nicht erläutern – wenn Sie das näher interessiert, empfehle ich Ihnen das 7. Kapitel meiner Vorlesung zu den Kreuzzügen –; hier ist nur wichtig, daß die Werbepлакate und Predigten es mit den Détails nicht so genau nahmen und Rabatte und Sonderangebote

versprochen, die eigentlich nicht zulässig waren. Gegen diese unse-riösen Praktiken richtete sich zunächst der Widerstand Martin Lu-thers. Die weltlichen Hohenzollern blieben zunächst auf der Seite der alten Glaubens; erst Joachim II. Hektor (regiert ab 1535) kann als Protestant bezeichnet werden.

Ich habe vorhin auch auf die fränkischen Besitzungen der Ho-henzollern hingewiesen. Diese wurden nach dem Tode des Albrecht Achilles von der kurfürstlichen Linie in Norddeutschland getrennt, an die sie erst kurz vor Ende des Alten Reiches 179# zurückfielen. Aus dieser fränkischen Linie stammte ein anderer Albrecht, der 1510 Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen wurde. Man glaubte vermutlich, seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum wichtigsten deutschen Nachbarn könnten den im Niedergang begriffenen Or-densstaat gegen Polen stützen. Es kam aber anders.

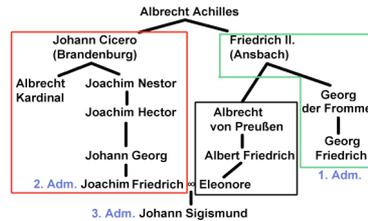
Der Hochmeister trat 1525 zum Protestantismus über und säkularisierte den Deutschordensstaat in ein weltliches, in seiner Familie erbliches Herzogtum Preußen unter polnischer Lehnsho-heit. Bei dieser polnischerseits natürlich hochwillkommenen Ent-wicklung kam der König dem neuen Herzog sehr entgegen und erteilte auch den Verwandten Albrechts die Eventualbelehrung mit Preußen, für den Fall eines eventuellen Aussterbens der direkten Linie. Livland folgte dem preußischen Beispiel zunächst nicht, sondern blieb unter dem Landmeister noch mehrere Jahrzehnte ein Ordensstaat, trat dann aber auch in die polnische Lehnshoheit ein; der Landmeister wurde aber nicht mit ganz Livland belehnt, sondern erhielt nur das südwestliche Drittel als Herzogtum Kur-land.

Der neue preußische Herzog (auf dieser Abbildung noch ganz katholisch mit Ordenskreuz und Rosenkranz in der Hand)



regierte bis 1586, dann folgte ihm sein Sohn Albert Friedrich nach, zunächst unter Vormundschaft, da er erst 15 Jahre als war. Er war eine tragische Gestalt, denn er galt als geisteskrank und hat des-halb nie wirklich selbst regiert. Mich erinnert er an Juana la Loca, Johanna die Wahnsinnige aus Spanien, die Mutter Kaiser Karls V., bei der wir bis heute nicht wirklich wissen, ob sie tatsächlich wahnsinnig war oder ob die Männer ihrer Umgebung sie einfach nicht aufkommen ließen. Ähnliches ist auch bei dem an Depres-sionen leidenden Albert Friedrich denkbar.

Jedenfalls konnte er nicht selbst regieren. Deshalb setzte der polnische König als sein Lehnsvormund einen Administrator für ihn ein, und zwar naheliegenderweise einen Verwandten, sei-nen Cousin Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach, und als dieser 1603 starb, des Herzogs Schwiegersohn, den Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg:



Sie sehen die brandenburgische Linie rot, die rein preußische schwarz und die ansbachische grün umrandet.

Auf Joachim Friedrich folgte 1608 als dritter Administrator – natürlich ebenfalls im Einvernehmen mit dem polnischen König als Lehnsherrn – Joachim Friedrichs Sohn (und zugleich Albert Friedrichs Enkel), Johann Sigismund, und es war nur logisch, daß dieser auch als Herzog von Preußen nachfolgte, als der unglückliche Albert Friedrich 1618 starb. Damit war die Personalunion zwischen Brandenburg und Preußen begründet, die bis 1918 nicht mehr aufgelöst werden sollte.

Das folgende Kapitel führt uns zurück nach Bayern und Österreich, denn auch dort traten Änderungen ein, die lange Zeit Bestand hatten.

26. KAPITEL: WIE MAN KURFÜRST WIRD – BAYERN IM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEG

AM 8.7.1506 FÜHRTE DER bayerische Herzog Albrecht IV. die Unteilbarkeit des Herzogtums und die Primogeniturerbfolge ein, und zwar mit dieser Urkunde:



Das eindrucksvollste daran sind zweifellos die Siegel, denn die Urkunde ist außer vom Herzog selbst und seinem Bruder noch von 46 Vertretern der Landstände beglaubigt. Dies zeigt, wie sorgfältig und zugleich ängstlich man zu Werke ging: ganz Bayern sollte zur Garantie der Regelung mit in die Pflicht genommen werden. Das größte Verdienst kommt übrigens nicht dem Herzog selbst, sondern seinem Bruder Wolfgang zu, der mit dem Verzicht auf künftige Teilungen praktisch der Enterbung seiner selbst und seiner Nachkommen zustimmte. Der Verzicht wurde ihm in der aktuellen Situation vielleicht dadurch etwas versüßt, daß Albrecht IV. todkrank war und schon 1508 starb, so daß er die Regentschaft für seine noch unmündigen Neffen übernehmen konnte, Wilhelm IV. und Ludwig X.; es handelt sich beiläufig um jene beiden Prinzen, deren Erzieher Aventinus war. Ludwig X. versuchte übrigens, entgegen dem Willen seines Vaters an der Regierung teilzuhaben, und hatte damit auch einen gewissen Erfolg, so daß erst mit seinem Tode 1545 die wirkliche und dauernde Unteilbarkeit des Herzogtums beginnt.

Dann aber läuft mit Albrecht V. (1550 – 1579), Wilhelm V. (1579 – 1597), Maximilian I. (1598 – 1651), Ferdinand Maria (1651 – 1679), Max Emanuel (1679 – 1726), Karl Albert (1726 – 1745) und Max III. Josef (1745 – 1777) die Sohneserfolge planmäßig durch, auch wenn einmal mit Wilhelm V. ein allzu verschwenderischer Herzog zwangspensioniert werden mußte.

Die Unteilbarkeit des Herzogtums war eine durchaus fortschrittliche Maßnahme, wenn man bedenkt, daß andere Familien, so etwa die pfälzische Linie der Wittelsbacher und vor allem die Sachsen sowie übrigens auch die Habsburger bis ins 18. Jahrhundert munter weiterteilten und wiedervereinigten. Durch die Unteilbarkeit wurde das Herzogtum auch dem Status der Kurfürstentümer angeglichen, für welche diese Regelung schon seit der Goldenen Bulle von 1356 vorgeschrieben war.

Der Angleichung an die Kurfürsten diene noch ein weiteres Privileg, das die bayerischen Herzöge schon im 14. Jahrhundert erhalten hatten. Am 15. Januar 1362 verlieh ihnen Kaiser Karl IV. ein sog. *privilegium de non evocando*. Das bedeutete, daß kein bayerischer Untertan vor einem Gericht außerhalb Bayerns, auch nicht vor dem Gericht des Königs, verklagt werden durfte. Ein solches Privileg gehörte seit der Goldenen Bulle zu den Vorrechten der Kurfürsten; vielleicht war es als Trostpflaster dafür gedacht, daß die Wittelsbacher 1356 eben nicht den Einzug ins Kurkolleg geschafft hatten. Und weil dieses Privileg so wichtig war, beginnt es mit einer ausführlichen Begründung – bereits im Original in deutscher Sprache –, *daß wir – d.h. der Kaiser – haben angesehen den edlen, allten und würdigen stamm der fursten von Bairn, und das vor zeiten das furstumb Bairn ain konigreich gewesen und vor vil hundert jarn von vil Romischen Kaisern und konig, unnsern vorfarn am reich, der ettwovil auch Römisch Keiser und könig gewesen sein und das heilig reich langzeit innengehabt und besessen haben, mit sonder und manicherlay privilegien, freihaiten und gnaden fur annder fürsten und fürstenthumb begnadt und begabt sind.*

In dieser Form ist der Text bereits 1753 gedruckt worden, ging in die Regesta Boica und die Regesta Imperii für Karl IV. und die meisten Arbeiten der Sekundärliteratur ein. Erst in jüngster Zeit fiel auf, daß dieser aus Abschriften des 15. Jahrhunderts gewonnene Text nicht vollständig mit zwei ebenfalls erhaltenen Originalausfertigungen der Urkunden übereinstimmt, und zwar fehlt in den Originalen ausgerechnet die schöne Passage über die alte, königliche Herkunft der wittelsbachischen Herzöge (*das vor zeiten das furstumb Bairn ain konigreich gewesen*), die ich eben zitiert habe. Statt dessen ist in den Originalen von den Diensten die Rede, die der Empfänger dem Reich geleistet habe. Die sachlichen Bestimmungen der Urkunde sind identisch. Diese "Nachbesserung" des Textes brachte dem Privileg einen Platz in dem großen Sammelband ein, den die Monumenta Germaniae Historica 1988 anlässlich ihres damaligen Fälschkongresses publiziert haben.

Der Einführung der Primogeniturordnung und Unteilbarkeit entsprangen noch zwei weitere Folgen, die teils bis heute weiterreichen: zum einen konzentrierten sich jetzt auch die künstlerischen und kulturellen Aktivitäten, von denen bisher polyzentral drei und mehr Herzogsresidenzen profitiert hatten, auf die eine Hauptstadt München. Zum anderen ging man auf die Suche nach einer Beschäftigung für die nachgeborenen Prinzen und fand sie in geistlichen Würden außerhalb Bayerns; so stammten z.B. die Kölner Erzbischöfe von 1583 bis 1761 ununterbrochen aus dem Hause Wittelsbach, womit Köln beiläufig bemerkt nicht schlecht gefahren ist.

Der Augsburger Religionsfriede hatte den Grundsatz aufgestellt, daß die weltliche Obrigkeit ihrer Verantwortung für das Seelenheil ihrer Untertanen dadurch nachkommt, daß sie festlegt, welcher Konfession diese anzugehören haben. Das ist das *ius reformatandi*; besser bekannt ist das Schlagwort *cuius regio eius religio*. Wer einer anderen Konfession angehört als der Landesherr, muß also entweder konvertieren oder auswandern. Man muß den Grundsatz, daß der Landesherr **persönlich** für das Seelenheil seiner Untertanen verantwortlich ist und deshalb nicht dulden darf, daß sie einer falschen Konfession angehören, so ernst nehmen, wie er damals gemeint war – auch wenn er heutigen, säkularisierten Vorstellungen völlig widerspricht.

Damit stellt sich die Frage, wie sich denn im bayerischen Gebiet die Konfessionen verteilten. Bei näherem Hinsehen gerät nämlich das Bild vom erzkatholischen Bayern und Österreich schnell ins Wanken. Am "anfälligsten" für die neue Lehre waren die Bürger in den Städten, der niedere Adel, also die fränkische Ritterschaft, aber auch die altbayerischen Hofmarksherren, sodann der niedere Klerus und auch die Gelehrten, z. B. der schon mehrfach erwähnte Aventinus. Auffälligerweise hatte die neue Lehre in den geistlichen Staaten, so etwa in den Hochstiften Freising und Würzburg, besonders große Chancen. Die bäuerliche Bevölkerung auf dem Lande blieb dagegen überwiegend uninteressiert. Die Fürsten in Bayern hielten an der alten Lehre fest; mit Ausnahme der Hohenzollern als Markgrafen von Ansbach-Bayreuth. Als Fernwirkung ist zu erwähnen, daß die pfälzischen Wittelsbacher sich der neuen Lehre anschlossen, was im Rahmen des *ius reformatandi* bedeutete, daß die Oberpfalz evangelisch wurde.

In den 6 Jahrzehnten zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges wurde nun die konfessionelle Landkarte gemäß dem Prinzip *cuius regio eius religio* modelliert. Das bedeutete auf protestantischer Seite Säkularisation der Klöster, wobei die freiwerdenden Mittel in der Regel zum Unterhalt von Schulen bestimmt wurden.

Auf katholischer Seite vollzog sich das, was man als Gegenreformation zu bezeichnen pflegt, obwohl die katholischen Kirchenhistoriker diesen Ausdruck nicht so gerne hören. Die Gegenreformation zielte zum einen auf die Unterdrückung der protestantischen Bewegung, im günstigsten Fall durch Übertritt zum Katholizismus. Die zurückgewonnenen Katholiken wurde dabei genau

überwacht, etwa ob sie zur Osterbeichte gingen oder an der Fronleichnamsprozession teilnahmen. Als positives Vorbild versuchte man, gewissermaßen Leuchttürme der Rechtgläubigkeit zu schaffen durch die Berufung der Jesuiten.

Zum anderen bemühte man sich, die Mißstände abzustellen, die auch Anlaß zur Reformation gegeben hatten, indem man Lebenswandel und Bildungsstand des Klerus' verbesserte. Dieser Vorgang zog sich lange hin, denn bei allzu scharfem Vorgehen bestand die Gefahr, daß die Geistlichen sich in protestantische Gebiete verabschiedeten. Das 16. Jahrhundert ist auch die Zeit, in der auf dem Konzil von Trient die katholische Lehre klar, aber weitgehend defensiv definiert wurde.

Die bekannteste Figur der Gegenreformation in Deutschland, die für ihre kompromißlose Härte bekannt und wohl auch berüchtigt war, war der Würzburger Bischof Julius Echter von Mespelbrunn:



Man könnte ihn als das geistliche Gegenstück zu dem gleich zu behandelnden Herzog Maximilian I. bezeichnen.

Um den Bildungsstand des Klerus' zu heben und überhaupt die Söhne der wichtigen Familien von vornherein ins rechte Fahrwasser zu bringen, wurden, wie vorhin schon angedeutet, Jesuitengymnasien gegründet, u.a. auch in Passau, und Universitäten neu errichtet, so 1549 in Dillingen und 1582 in Würzburg; auch die Universitäten waren von den Jesuiten dominiert. Im bayerischen Herzogtum war die Gegenreformation relativ schnell erfolgreich, in Österreich dauerte es wesentlich länger. Als Pfahl im Fleisch des katholischen Bayern erwies sich übrigens die kleine protestantische Grafschaft Ortenburg, 20 km westlich von Passau, die reichsunmittelbar war und allen Annexionsversuchen des Herzogs widerstand.

Die beherrschende Gestalt der bayerischen Geschichte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war zweifellos Herzog Maximilian I., der von 1598 bis 1651 regierte.



Der Spindler beschreibt ihn wie folgt: "Von mittlerer, hagerer Statur und labiler Gesundheit, war Maximilian eine komplizierte und schwierige Natur, die es sich und ihrer Umgebung nicht leicht gemacht hat. Einigermaßen humorlos, mißtrauisch, leicht beleidigt und nachtragend, auf Distanz bedacht und seiner selbst bewußt, wurde er wohl von wenigen geliebt und von vielen gefürchtet, aber angesichts seiner starken Persönlichkeit ... in den meisten Lagern mit Respekt geachtet." Ich zeige Ihnen Maximilian in drei Abbildungen aus verschiedenen Lebensaltern, jeweils auf Münzen, die er hat prägen lassen:



Man sieht sehr schön, wie der Haaransatz zurückweicht, zum Ausgleich aber die Haare länger werden. So ganz ohne Humor kann er also nicht gewesen sein, wenn er sich so darstellen ließ.

Maximilians Politik wird ganz deutlich von den beiden Dominanten bestimmt, die ich eben angeführt habe. Seine Regierungszeit umfaßt völlig den Dreißigjährigen Krieg, an dessen Ausbruch er zumindest nicht unbeteiligt war. Eine Art Vorspiel bildet die Affaire Donauwörth: in dieser Reichsstadt stand eine protestantische Mehrheit der Bürger einer katholischen Minderheit gegenüber. Eine Störung der Fronleichnamsprozession am 14.6.1607 artete in gewalttätige Auseinandersetzungen aus, woraufhin am 3.8.1607 wegen Störung des Religionsfriedens die Reichsacht über die Stadt verhängt wurde. Mit der Exekution wurde Herzog Maximilian beauftragt, der die Stadt am 17.12.1607 besetzte. Die Kosten für die Exekution mußte der Kaiser tragen, wofür er kurzerhand Donauwörth dem Herzog verpfändete, ein seit den Zeiten Karls IV. oft geübtes Verfahren. Da es, wie ebenfalls üblich, nie zur Auslösung des Pfandes kam, wurde Donauwörth bayerisch – eine willkommene Arrondierung des Herzogtums.

Die Donauwörther Affaire verschärfte die Spannungen zwischen den konfessionell unterschiedlichen Territorien weiter und führte zum Abschluß förmlicher Bündnisse, der protestantischen Union 1608 und der katholischen Liga 1609. Führungsmacht der Liga war Bayern. Österreich wurde nicht aufgenommen, da sich die Habsburger gerade das leisteten, was als der "Bruderzwist im Hause Habsburg" bekannt und 1872 durch Franz Grillparzer auch zu literarischen Ehren gekommen ist: Kaiser Rudolf II., der Alchemist auf der Prager Burg, wurde durch seinen Bruder Matthias verdrängt, den dann später Ferdinand II. auf wenig schöne Weise ebenfalls zur Seite schob.

Als Auslöser des Dreißigjährigen Krieges gilt der 2. Prager Fenstersturz vom 23.5.1618, mit dem sich die böhmischen Stände gegen verschärfte Rekatholisierungsmaßnahmen zur Wehr setzten. Als dann am 20.3.1619 Kaiser Matthias gestorben war, machten die böhmischen Stände von ihrem Recht Gebrauch, beim Aussterben einer Dynastie eine Königswahl vorzunehmen, so wie die Goldene Bulle dies vorsah. Sie übergingen dabei den Umstand, daß schon 1617 Ferdinand II. zum Mitkönig erhoben worden war, der freilich nur ein entfernter Verwandter seines Vorgängers war.

Die juristische Frage war indes nebensächlich; ausschlaggebend war der politische Wille der böhmischen Stände, einen Protestanten an die Spitze des Staates zu stellen. Die Wahl fiel auf Kurfürst Friedrich V., Pfalzgrafen bei Rhein, aus der pfälzischen Linie der Wittelsbacher. Friedrich war durch die Oberpfalz böhmischer Nachbar, vor allem aber verheiratet mit der Tochter König Jakobs I. von England; allerdings erfüllten sich die Hoffnungen auf die Unterstützung durch den Schwiegervater später nicht.

Der Habsburger Ferdinand II. war derweil handlungsunfähig, denn 1. war er selbst in Österreich nur einer von mehreren Lan-

desherrn; 2. steckte die Rekatholisierung in Österreich noch in den Kinderschuhen, so daß er Sympathien der eigenen Untertanen für die Böhmen fürchten mußte; 3. hatte er kein Geld; und 4. war er noch damit beschäftigt, sich von den Kurfürsten zum Nachfolger Kaiser Matthias' wählen zu lassen. Dies geschah am 28.8. 1619, pikanterweise genau einen Tag nach der Wahl Friedrichs zum König von Böhmen.

Um sich in Böhmen durchzusetzen, war Ferdinand also auf fremde Hilfe angewiesen, und diese Hilfe bot Maximilian von Bayern mit den Truppen der Liga im Münchner Vertrag vom 8.10.1619. Es ist bekannt, daß Friedrich gut ein Jahr später am 8.11.1620 in der Schlacht am Weißen Berge unterlag und fliehen mußte. Da seine Herrschaft nur einen Winter gedauert hatte, blieb an ihm der Name "Winterkönig" hängen; das kommt zwar zeitlich nicht ganz hin, denn von seiner Wahl bis zur Flucht waren es über 13 Monate, aber der Beiname soll wohl auch die Unfruchtbarkeit seines Regimes im Vergleich zur "Sonne Habsburgs" ausdrücken.

Friedrich wurde geächtet und damit auch als pfälzischer Kurfürst abgesetzt. Im Sommer 1621 besetzte Maximilian die Oberpfalz, im folgenden Jahr auch die rheinische Pfalz; die Bibliothek der Pfalzgrafen, die *Bibliotheca Palatina*, sandte er als Geschenk an den Papst nach Rom. Dabei wurde in die Bände folgendes Exlibris eingeklebt:



Sum de Bibliothecam quam Heidelbergam capta, Spolium fecit & P. M. GREGORIO XV. trophaeum misit Maximilianus Vtriusque Bavariae Dux &c. S.R.I. Archidapifer et Princeps Elector Anno Christi M.DC.XXIII (Ich stamme aus der Bibliothek, die nach der Eroberung Heidelbergs als Beute machte und dem Pontifex Maximus Gregor XV. als Trophäe übersandte Maximilian beider Bayern Herzog usw. Erztruchseß und Kurfürst im Jahre Christi 1623).

Wie man sieht, gibt es das Problem der "Beutekunst" nicht erst im 20. Jahrhundert. Außerdem blieb Oberösterreich, das Maximilian bei seinem Zug nach Böhmen besetzt hatte, unter seiner Verwaltung. Die drei Gebiete dienten als Pfand für die Kriegskosten, die Kaiser Ferdinand ihm zurückerstatten mußte. Dazu kam es natürlich nicht, so daß die Rückgewinnung der Enns als bayerische Ostgrenze möglich schien. Schließlich mußte sich Maximilian aber 1628 damit zufriedengeben, daß der Kaiser ihm die beiden Gebiete der Pfalz als erbliches Lehen übertrug – also die heute noch zu Bayern gehörige Oberpfalz sowie die rheinische Pfalz mit dem Zentrum Heidelberg.

Schon vorher, am 25.2.1623, hatte Maximilian ein weiteres, für das bayerische Prestige wichtiges Ziel erreicht: der Kaiser übertrug ihm die pfälzische Kurwürde. Allerdings geschah dies, was selten beachtet wird, nur für seine Person, seine Erben und die Erben seines Bruders, nicht für den bayerischen Herzog als solchen. Das bedeutet, daß 1777, als die von Maximilian ausgehende Linie ausstarb, auch die Kurwürde erlosch; wir kommen im 29. Ka-

pitel darauf zurück, und falls Sie im Augenblick verwirrt sind, wird sich das dann klären.

Wir wollen bei der Frage der Kurwürde einen Augenblick verweilen und zugleich das wiederholen, was wir im 22. Kapitel schon einmal angesprochen haben. Die Gruppe der sieben Kurfürsten hatte sich im 13. Jahrhundert herausgebildet, ohne daß ihre Anfänge für uns genau zu erkennen wären. Schon die Zeitgenossen hatten Probleme damit; der Versuch des Sachsenspiegels, sie mit den Erzämtern und Erzkanzlerwürden in Verbindung zu bringen, ist bereits nachträgliche Spekulation und im Falle des Trierers geradezu falsch. Die Rechtsgutachten, die bei den Doppelwahlen regelmäßig erstellt wurden, um nachzuweisen, daß die eigenen Wähler die unbedingt erforderlichen seien, sind partiisch und damit für eine Erklärung auch unbrauchbar. Wie wenig man tatsächlich wußte, zeigt die im Spätmittelalter verbreitete Fabel, der Papst habe zu Zeiten Ottos III. den Kurfürsten das Wahlrecht übertragen.

Besonders ein Problem blieb offen und wurde erst durch die Goldene Bulle geklärt: hing das Wahlrecht am Territorium oder an der Familie? Hatten, um konkret zu werden, die Pfalzgrafen bei Rhein das Wahlrecht oder die Wittelsbacher? Und was passierte, wenn ein Land geteilt wurde? Wurde dann auch die Kurstimme geteilt? Von Otto II., der ja in Personalunion Pfalzgraf bei Rhein und bayerischer Herzog war, wird in einer Quelle, deren Zuverlässigkeit allerdings nicht zu überprüfen ist, berichtet, er habe unter bestimmten Bedingungen angeboten *utriusque voci renuntiare, videlicet Palatii et ducatus* (auf beide Stimmen zu verzichten, nämlich die pfälzische und die bayerische). Auch die sächsischen Herzöge waren der Meinung, man könne die Stimme teilen.

Erst die Goldene Bulle hat festgelegt, daß es sieben und nur sieben Stimmen gebe, die ungeteilt weitervererbt wurden. Aus dieser Regelung Rückschlüsse auf die frühere Zeit zu ziehen, ist aber nicht erlaubt, und daß gerade Karl IV. die wittelsbachischen Ansprüche so eng wie möglich auslegte, ist aus der damaligen politischen Situation ohne weiteres verständlich – war er doch als Gegenkönig gegen den Wittelsbacher Ludwig den Bayern zur Macht gekommen. Das heißt aber nach mittelalterlicher Rechtsauffassung noch lange nicht, daß weitergehende Rechte der Wittelsbacher nicht wiederaufleben könnten, wenn ein späterer Herrscher mit besserer Einsicht dies zugestand. Die fortdauernde luxemburgische und später habsburgische Herrschaft ließ dies zwar nicht zu, aber Maximilian I. konnte sich 1623 auf weit mehr als nur auf das Recht der Eroberung stützen.

Als nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges die pfälzischen Wittelsbacher wiedereingesetzt wurden, erhielten sie deshalb auch nicht ihre frühe Kurstimme zurück, die vielmehr bei Bayern blieb, sondern es wurde eine neue, achte Kurwürde für sie geschaffen. 1692 wurde dann noch eine 9. Kurstimme errichtet für Hannover, das damals schon die Nachfolge in England in Aussicht hatte. Und kurz vor Ende des Alten Reiches kamen 1803 im Rahmen des Reichsdeputations-Hauptschlusses, der die Säkularisie-

rung regelte, noch einmal Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und das säkularisierte Salzburg hinzu; nur daß dieses erweiterte Gremium nie mehr Gelegenheit hatte, eine Wahl vorzunehmen. Ein letztes Kuriosum, ehe wir zum Dreißigjährigen Krieg zurückkehren: der Kurfürst von Hessen-Kassel behielt diesen Titel auch noch nach der Napoleonzeit bei, bis sein Staat 1866 von Preußen geschluckt wurde.

Man pflegt den Dreißigjährigen Krieg in vier Phasen einzuteilen:

1. den böhmisch-pfälzischen Krieg (1618–1623), den wir bereits betrachtet haben;
2. den dänisch-niedersächsischen Krieg (1625–1629), der durch Intervention und Vertreibung des dänischen Königs Christians IV. bestimmt war und sich in Norddeutschland abspielte.

Wie wir gesehen haben, war Kaiser Ferdinand II. anfangs ganz auf die bayerische Hilfe angewiesen, wovon Maximilian I. durch die Erwerbung der Oberen und der rheinischen Pfalz und die Übertragung der Kurwürde reichlich profitierte. Im Laufe der Zeit erwuchs ihm aber im katholischen Lager selbst ein Konkurrent in dem Söldnerführer und Kriegsunternehmer Wallenstein. Deshalb kommt in Maximilians Politik wieder der andere Aspekt, die Abneigung gegen Österreich, zum Vorschein. Als 1630 eine breite Fürstenopposition gegen den Kaiser die Abberufung Wallensteins durchsetzt, ist Maximilian einer der aktivsten Beförderer dieses Schrittes. Im folgenden Jahr schließt er im Vertrag von Fontainebleau am 30.5.1631 ein Bündnis mit Frankreich ab, das sich gegen Habsburg wendet; daß Richelieu gleichzeitig mit Schweden paktierte, war ihm möglicherweise nicht bekannt.

Es folgte

3. → der schwedische Krieg (1630–1635).

König Gustav Adolf landete 1630 mit einem Heer an der Ostsee – offiziell um den Protestanten zu Hilfe zu kommen, in Wirklichkeit aber vorwiegend als Eroberer, wie er selbst zugegeben hat. Er drang schnell nach Mittel- und Süddeutschland vor, wobei sich vor allem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mit ihm verbündete. 1631 wurden die Hochstifte Würzburg und Bamberg besetzt, die der Herzog von Weimar als neuer Landesherr erhielt, der sie von König Gustav Adolf zu Lehen nahm.

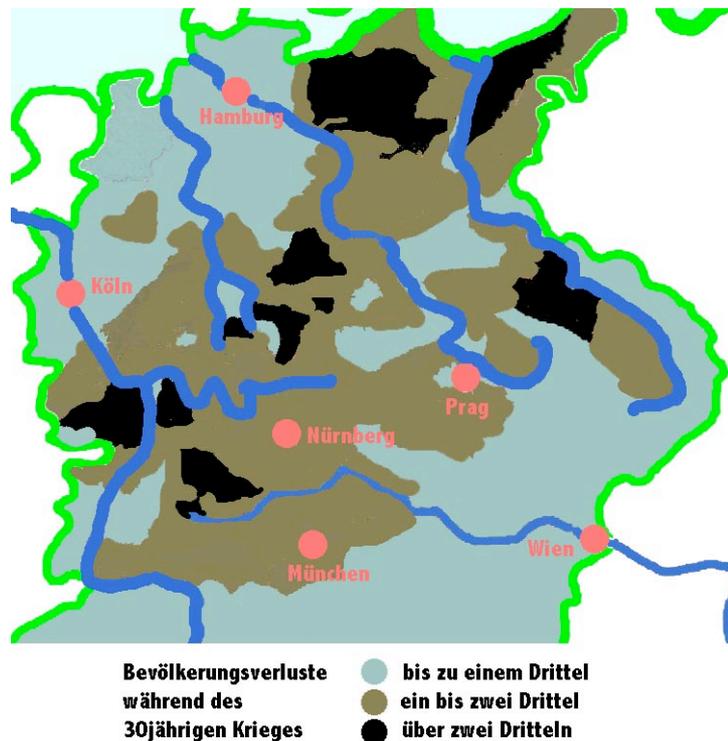
Die schwedischen, aber auch die verbündeten deutschen Truppen taten sich durch besondere Grausamkeit gegenüber der Bevölkerung, vor allem auch gegenüber den katholischen Geistlichen hervor. Im Frühjahr 1632 war Süddeutschland erreicht: am 24.4. wurde Augsburg erobert, am 16.5. München besetzt, während sich Maximilian in Ingolstadt verschanzte. Dann geht Anfang August eine Schlacht bei Zirndorf unentschieden aus, schließlich kommt Gustav Adolf am 16.11.1632 in der Schlacht von Lützen ums Leben. Sein Tod bedeutet aber nicht das Ende des Krieges, sondern der schwedische Reichskanzler Oxenstierna und Herzog Bernhard von Weimar führen in weiter. Sie erobern am 14.11.1633 Regensburg. Erst die Schlacht bei Nördlingen am 6.9.1634 führt dazu, daß die

Schweden aus Süddeutschland abziehen. Am 30.5.1635 folgt dann der Friede von Prag.

Mit dem Frieden von Prag hätte der Dreißigjährige Krieg eigentlich nach 17 Jahren zu Ende sein können. Jetzt aber greift Frankreich, das schon im Vertrag von Fontainebleau 4 Jahre zuvor doppeltes Spiel gespielt hatte, militärisch ein und bewirkt zusammen mit Schweden im

4. schwedisch-französischen Krieg eine Verlängerung der Kampfhandlungen um weitere 13 Jahre.

Betroffen ist zunächst West- und Norddeutschland, wo es zu den bis heute sprichwörtlichen Verheerungen kommt; Sie kennen vielleicht die Formel "Pommerland ist abgebrannt".



Bayern bleibt ein Jahrzehnt lang verschont. Erst gegen Ende des Krieges 1646–1648 verlagert sich das Geschehen wieder nach Bayern, das von Frankreich erobert und verwüstet wird.

Das Ergebnis des Krieges, wie es im Westfälischen Frieden von 1648 festgeschrieben wird, ist auf der juristischen Ebene folgendes: Bayern behält die Kurwürde und die Oberpfalz. Die rheinische Pfalz wird unter dem Sohn des Winterkönigs wiederhergestellt, dem eine neue, achte Kurwürde zugestanden wird, wie wir bereits hörten. Auf der politischen Eben bedeutet der Friedensschluß eine Entkonfessionalisierung der Politik; folglich wird der bayerisch/österreichische Gegensatz auch nicht mehr, wie noch 1618, durch gemeinsame konfessionelle Interessen überdeckt. Die bayerische Politik schwankt in der Folgezeit bis zum Ende des Alten Reiches zwischen dem Zusammengehen mit Frankreich gegen Habsburg, wobei Bayern in der Regel von Frankreich ausgenutzt wird, und einer zeitweiligen Kooperation mit Habsburg, wenn

man sich daraus Vorteile versprach. Im Hintergrund lauerte aber immer der wittelsbachische Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem ranghöheren Kaiser, und das um so mehr, als den Hannoveranern gelang, König von England, und den Sachsen, König von Polen zu werden.

27. KAPITEL: WIE MAN KÖNIG WIRD – PREUSSEN IM NORDISCHEN KRIEG

IN DER FRÜHEN NEUZEIT, besonders nach dem Dreißigjährigen Krieg, ging beim europäischen Adel ein seltsamer Virus um: der Wunsch nach Standeserhöhung. Der erste eklatante Fall war 1569 die Erhebung Cosimos I., des Herzogs der Toskana (also von Florenz), zum Großherzog durch Papst Pius V. Dieser neu erfundene Titel hob Cosimo, der ja ein souveräner Fürst war, zum einen über die abhängigen Herzöge im Königreich Neapel und über die Masse der norditalienischen Kleinherzöge von Ferrara, Modena, Parma usw., die dann später in den Opern Verdis ihr amouröses Unwesen treiben. Mit dem Titel des Großherzogs war auch das *trattamento regio* verbunden, die Behandlung wie ein König etwa im diplomatischen Verkehr; entsprechend lautet bis heute die Anrede an einen Großherzog "königliche Hoheit". (Derzeit gibt es nur noch einen Großherzog, denjenigen von Luxemburg.)

In dieselbe Serie der Standeserhöhungen gehört auch die Verkürfürstung Maximilians I. von Bayern, die sich elegant als Wiederherstellung eines alten, besseren Zustandes interpretieren ließ. Das eigentliche Ziel war aber der Königstitel. Die Herzöge von Sachsen schafften dies, indem sie sich wiederholt zum König von Polen wählen ließen 1697 und 1733, und die Welfen in Hannover erbten praktischerweise 1714 die englische Krone. Am historisch folgenreichsten war aber die Königswerdung von Brandenburg-Preußen.

Wir sahen im 25. Kapitel, wie zwischen dem säkularisierten Deutschordensstaat Preußen und der Markgrafschaft Brandenburg eine Personalunion eintrat, wobei der Hohenzoller als brandenburgischer Markgraf und Kurfürst dem Deutschen Reich, als Herzog von Preußen aber dem Königreich Polen angehörte. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert gelang es dem Enkel Johann Sigismunds, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem sog. Großen Kurfürsten, durch eine skrupellose Schaukelpolitik im Nordischen Krieg zwischen Polen und Schweden sich von beiden Seiten die Souveränität Preußens zusagen zu lassen. Dieses souveräne Herzogtum Preußen ließ schließlich Kurfürst Friedrich III. vom Kaiser in Wien zum Königreich Preußen erheben. Der neue König "in Preußen" – König "von Preußen" durfte er sich nicht nennen, weil Westpreußen nach wie vor zu Polen gehörte – veranstaltete am 18.1.1701 in Königsberg eine pompöse Krönungszeremonie:

und stiftete an diesem Tag auch einen neuen weltlichen Ritterorden, den Orden vom Schwarzen Adler.

Da Preußen nun den höchstrangigen Titel in der hohenzollernschen Ländermasse trug, wurde es üblich, den gesamten Staat, vom Niederrhein bis an die Memel, als "Preußen" zu bezeichnen.

Trotzdem muß man sagen, daß die neue Königswürde eigentlich ein viel zu großer Mantel für einen zu kleinen und zu armen Staat bildete. Friedrich I. setzte deshalb alles daran, zu zeigen, daß er ein richtiger König sei. Dies tat er durch eine aufwendige und verschwenderische Hofhaltung, die Preußen an den Rand des Staatsbankrottes brachte, wobei im übrigen die Minister usw. von den Ausgaben trefflich zu profitieren wußten und zugleich systematisch Bestechungsgelder von auswärtigen Staaten bezogen. Besonders berüchtigt waren die Herren Wartenberg, Wartensleben und Wittgenstein, die der Volksmund als die drei "preußischen Wehen" zu bezeichnen pflegte.

Der nüchterne Nachfolger Friedrichs I., der sog. Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., wiederholte das Krönungsspektakel bei seinem eigenen Regierungsantritt nicht, und dabei blieb es, mit Ausnahme der völlig anachronistischen Krönung, die Wilhelm I. 1861 inszenierte, um trotz inzwischen in Kraft getretener Verfassung sein Gottesgnadentum zu betonen.



Friedrich Wilhelm I. war auch sonst der vollkommene Gegensatz zu seinem Vater, schon rein körperlich:



Er sanierte die Finanzen durch einen rigorosen Sparkurs, gegen den alles, was derzeit in Südeuropa abläuft², harmlos ist. Zu den in seinen Augen gänzlich überflüssigen Dingen gehörten Kunst, Kultur und Wissenschaft; nur was unmittelbaren Nutzen brachte, sollte erlaubt sein. Seine bedeutendste Leistung ist das sog. Rétablissement Ostpreußens, der "Wiederaufbau Ost", der aus dem im nordischen Krieg zerstörten Herzogtum eine wirklich "blühende Landschaft" machte³. Ein Mittel dazu war, Einwanderer ins Land zu holen, so z.B. die Salzburger Protestanten, die der dortige Erzbischof ihres Glaubens wegen vertrieben hatte.

Kurios ist die Stellung des "Soldatenkönigs" zum Militär. Er hat, von einem kleinen Feldzug nach Vorpommern zu Anfang seiner Regierung abgesehen, niemals Krieg geführt – im Gegensatz zu seinem Vorgänger, der als Preis für die Königswürde dem Kaiser an allen Fronten seine Truppen zur Verfügung stellen mußte. Trotzdem hat er ein großes Heer aufgebaut, das dann sein Sohn Fried-

² Bezieht sich auf das Jahr 2013.

³ Anspielung auf die Äußerung des Bundeskanzlers Kohl von 1990, die neuen Bundesländer in "blühende Landschaften" zu verwandeln.

rich II. für seine Eroberungszüge eingesetzt hat. Eine Marotte des Soldatenkönigs war die Aufstellung eines Gardekorps aus besonders großen Soldaten, die sog. langen Kerls,



deren Körpergröße durch eine besonders hohe Kopfbedeckung noch betont wurde. Eine solche Riesengarde hatte damals aber durchaus einen militärischen Sinn: sie wurde bei Schlachten ganz vorne aufgestellt und sollte durch ihre Dimensionen den Feind einschüchtern. Aus demselben Grunde muß noch heute der Staatsgast bei der Begrüßung eine "Ehrenkompanie" abschreiten: schau sie dir an, mit solchen Leuten bekommst du es zu tun, wenn unsere Verhandlungen scheitern!

Unter Friedrich Wilhelm I. beginnen sich in Brandenburg-Preußen allmählich die Eigenschaften durchzusetzen – im Guten wie im Bösen –, die man heute als typisch preußisch empfindet: Sparsamkeit, Pflichterfüllung auch unter schlechten Bedingungen, Mangel an Phantasie, ruppiger Tonfall, fehlende Anerkennung von Leistungen (das höchste Lob aus preußischem Munde lautet "tadellos"). Der König selbst verhielt sich so: er versuchte – so hat man treffend formuliert – die denkbar besten Absichten in der denkbar tyrannischsten Weise durchzusetzen.

In beinahe idealtypischer Weise bekam die Haltung der Kronprinz, der spätere Friedrich II., zu spüren. Der Vater wollte ihn zu einem Ebenbild seiner selbst erziehen; der Sohn wollte alles werden, nur das nicht. Er interessierte sich für das, was der Vater für überflüssig hielt, z.B. für Musik. Es ist bekannt, daß er Querflöte spielte und ein passabler, wenn auch nicht genialer Komponist war. Der Konflikt kulminierte in einem Fluchtversuch des Kronprinzen nach England, der aber mißlang. Der Vater interpretierte diesen Fluchtversuch als Fahnenflucht und stellte den Sohn und dessen wichtigsten Fluchthelfer Hans Hermann von Katte vor ein Kriegsgericht. Das Gericht sprach aber die gewünschte Todesstrafe nicht aus. Daraufhin schickte der Vater das Urteil an das Gericht zurück und verlangte ein "besseres" Urteil. Das Gericht weigerte sich aber erneut, die befohlene Todesstrafe zu verhängen: auch das ist Preußen. Dem König blieb schließlich nichts übrig, als das Urteil zu kassieren und in seiner Eigenschaft als höchster Richter selbst die Todesstrafe auszusprechen, die an dem Fluchthelfer auch vollzogen wurde, und zwar vor den Augen des Kronprinzen.

Friedrich selbst mußte er begnadigen, auch weil inzwischen die anderen Staaten zu seinen Gunsten intervenierten. Der König versuchte auch, Friedrich als Kronprinzen abzusetzen, weil er sich dieser Funktion als unwürdig erwiesen habe, aber auch damit scheiterte er: der Kaiser machte ihm klar, daß er sich nicht über die Bestimmungen der Goldenen Bulle über die Nachfolge in den Kurfürstentümern hinwegsetzen könne, preußischer Königstitel hin oder her. Friedrich wurde nach Küstrin verbannt, wo er in der Domänenkammer einen untergeordneten Verwaltungsjob überneh-

men mußte, bei dem er vielleicht mehr für seine künftige Aufgabe als König gelernt hat, als den Beteiligten bewußt war.

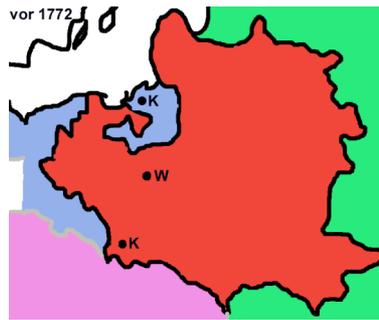
Friedrich II. ist es, auch als er dann seit 1740 selbst König war, nie gelungen, aus dem übermächtigen Schatten seines Vaters herauszutreten, sondern er hat sein Leben lang versucht, zu beweisen, daß er nicht der Warmduscher war, als den ihn sein Vater ansah – das Bild ist mit Bedacht gewählt, denn der Soldatenkönig legte in für die Barockzeit ganz untypischer Weise wert auf körperliche Hygiene; Friedrich II. dann nicht mehr.

Der Zufall wollte es, daß zur selben Zeit wie sein Regierungsantritt auch in Wien ein Regierungswechsel stattfand, von Karl VI. zu Maria Theresia. Mehr dazu hören wir im folgenden Kapitel, denn dabei wurde auch das Verhältnis zu Bayern aktuell. Friedrich nutzte die schwierige Situation Maria Theresias zu Beginn ihrer Herrschaft, um Schlesien, das als böhmisches Nebenland zum habsburgischen Besitzkomplex gehörte, zu überfallen und zu okkupieren. Einen ernsthaften Rechtsanspruch auf Schlesien besaß er nicht; es war ein reiner Eroberungskrieg, in dem Friedrich II. die Armee einsetzte, die sein Vater aufgebaut hatte. Allerdings bedurfte es noch zweier weiterer Kriege, um den neuen Besitz zu wahren. Der zweite davon, der sog. Siebenjährige Krieg von 1756 – 1763, brachte Preußen an den Rand des Abgrundes. Friedrich II. bestand ihn nur, weil zufälligerweise 1762 die Zarin Elisabeth starb und der Nachfolger, Zar Peter III., ihn glühend verehrte und sofort mit ihm Frieden schloß. Dieser Peter III. wurde zwar schon nach einem halben Jahr von seiner eigenen Frau, Katharina der Großen, abgesetzt und wahrscheinlich ermordet, aber der Politikwechsel Rußlands war geschehen und hatte Friedrich gerettet. Danach folgte für Preußen eine lange Periode des Friedens, aber auch der zunehmenden Erstarrung unter dem alternden König.

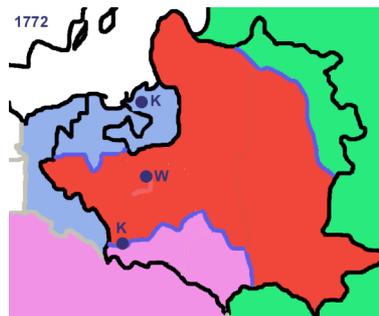
Als er 1786 starb, folgte ihm sein Neffe Friedrich Wilhelm II. als König nach. Friedrich war zwar noch von seinem Vater verheiratet worden, aber die Ehe, die möglicherweise niemals vollzogen wurde, blieb kinderlos – vermutlich, weil er sich noch als Kronprinz bei einem Besuch des sächsischen Hofes Augusts des Starken mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt hatte. Das Paar hatte sich auch intellektuell nichts zu sagen, wobei die Verehrer Friedrichs die Schuld einseitig bei der Königin suchen, was aber so nicht zutreffen dürfte. Jedenfalls stand die Ehe nur auf dem Papier, und beide sahen sich auch nur selten.

Der neue König Friedrich Wilhelm II. sah sich mit der Französischen Revolution konfrontiert, von der er wie die meisten gekrönten Häupter seiner Zeit nichts kapierte. Seine Eheverhältnisse waren skandalös; zeitweise lebte er auch in Bigamie nebst zusätzlichen Maitressen.

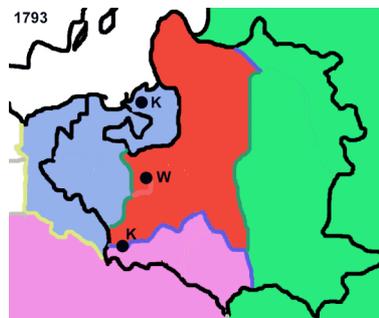
Im späten 18. Jahrhundert wurde das Staatsgebiet Preußens deutlich erweitert, denn Polen geriet zwischen die Mühlsteine seiner Nachbarn Rußland, Österreich und Preußen, die wiederholt Teile dieses Landes okkupierten. Man unterscheidet drei sog. Polnische Teilungen. Die Ausgangssituation war folgende:



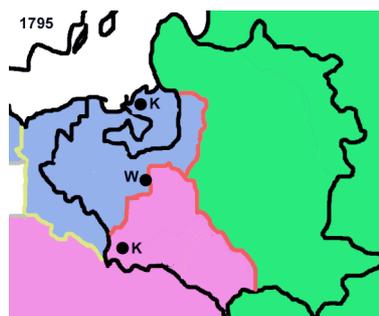
Nach der 1. "Teilung" 1772 (also noch unter Friedrich II.) sah es so aus:



Sie sehen als schwarze Linie die ursprüngliche Grenze. Preußens Beute war vor allem Westpreußen, wodurch eine Landverbindung nach Pommern und Brandenburg geschaffen war. Seitdem durfte er sich König "von" Preußen nennen. An der 2. Teilung 1793 (unter Friedrich Wilhelm II.) nahmen nur Rußland und Preußen teil:



Durch die 3. Teilung verschwand Polen schließlich 1795 von der politischen Landkarte:



Die 2. und die 3. Teilung erfolgten wohlgerneht zu einem Zeitpunkt, als in Frankreich schon längst die Revolution ausgebrochen war.

Napoleon, von den Polen zunächst als Befreier begrüßt, stellte dennoch den polnischen Staat nicht wieder her, sondern errichtete nur aus den Gebieten, die Preußen und Österreich durch die 2. und 3. Teilung erworben hatten, ein "Herzogtum Warschau". In dieser Zeit entstand übrigens die polnische Nationalhymne mit der bekannten ersten Zeile: "Noch ist Polen nicht verloren." (*Jeszcze Polska nie zginęła.*) Der Wiener Kongreß machte daraus zwar ein "Königreich Polen"; König dieses Reiches wurde aber in Personalunion der russische Zar, und so blieb die Landkarte auch nach der Gründung des Bismarckreiches und bis zum 1. Weltkrieg. Nach der russischen Revolution entstanden nördlich von Preußen die drei Staaten Litauen, Lettland und Estland, wobei grob gesprochen Lettland dem südlichen, Estland dem nördlichen Teil der ehemaligen Deutschordensprovinz Livland entsprechen.



Alle drei wurden 1940 in die Sowjetunion eingegliedert, behielten aber formal den Status von Teilrepubliken. Dies ermöglichte 1990 nach dem Zerfall der Sowjetunion ihre Selbständigkeit.

Westpreußen kam durch den Versailler Vertrag an Polen. Ostpreußen blieb beim Deutschen Reich, von dem es aber geographisch getrennt war, was zu unendlichen Streitigkeiten um Durchfahrtsrechte usw. führte. Nach dem 2. Weltkrieg wurde Ostpreußen durch eine waagerechte Linie geteilt, wobei der südliche Teil an Polen, der nördliche an Rußland kam. Dieser nördliche Teil ist auch heute noch russisch, ist aber, seit das benachbarte Litauen selbständig ist, ebenso geographisch von Rußland isoliert wie einst Ostpreußen vom Deutschen Reich. Es bildet heute eine russische Enklave in der EU.

Damit sind wir aber der Zeit weit vorausgeeilt. Im folgenden Kapitel kehren wir ins 18. Jahrhundert zurück, denn auch rund um Bayern spielen sich damals dramatische Ereignisse ab.

28. KAPITEL: EIN KAISER AUS BAYERN (III) – KARL VII.

AM 27.9.1651 STARB Kurfürst Maximilian I. von Bayern. Ein Erbstück der bayerisch-habsburgischen Allianz von 1618 war die Kurfürstinwitwe Marianne, eine Tochter Kaiser Ferdinands II., die nun einige Jahre als Regentin für ihren unmündigen Sohn Ferdinand Maria prohabsburgische Politik betreiben konnte; aber sobald ihr Sohn selbst regierte, wendete sich das Blatt wieder. Als 1657 Kaiser Ferdinand III. starb, versuchte Frankreich, den bayerischen Kurfürsten als Nachfolger zu lancieren; Ferdinand Maria,



insoweit klüger als sein Enkel ein Jahrhundert später, widerstand der Versuchung in realistischer Einschätzung seiner Möglichkeiten. 1670 folgt jedoch ein Allianzvertrag mit Frankreich, der Bayern jährliche Subsidien einbringt. Der Vertrag zielt weit in die Zukunft: man will sich wechselseitig unterstützen, um beim Aussterben der Habsburger in Spanien die französischen und beim Aussterben der Habsburger in Österreich die bayerischen Erbansprüche durchzusetzen; letztere kamen durch die Mutter des Kurfürsten zustande, die ja eine Habsburgerin war. Der neue Kaiser Leopold I. hatte zu diesem Zeitpunkt noch keine Kinder.

Ferdinand Marias Nachfolger, Max Emanuel,



verkrachte sich aus persönlichen Motiven 1680 mit Frankreich und ging ein Bündnis mit dem Kaiser ein, dessen Tochter (deren Mutter ihrerseits eine Schwester des spanischen Königs war) er heiratete. Zunächst bot sich ihm in den Türkenkriegen, die jetzt, nach der erfolglosen türkischen Belagerung Wiens 1683, Angriffskriege waren, ein Betätigungsfeld, das dem Temperament des jungen Mannes in Ihrem Alter entsprach. Anschließend wurde er kaiserlicher Statthalter in den Niederlanden. In Bayern selbst hielt er sich nur selten auf.

Am 1.11.1700 starb, von allen europäischen Höfen sehnsüchtig erwartet, König Karl II. von Spanien,



und zwar kinderlos. Die Frage, wer sein nächstberechtigter Erbe war, ist eines meiner Standardbeispiele für das Fachgebiet Genealogie. Ich beschränke mich hier auf die bayerischen Aspekte. Die besten Chancen hatte Josef Ferdinand, der Sohn Kurfürst Max Emanuels und Großneffe Karls II.,



der aber leider noch vor Karl II. 1699 sehr jung starb. Die Ansprüche zweier weiterer Kandidaten, eines Enkels Ludwigs XIV. namens Philipp und eines Sohnes Kaiser Leopolds I. namens Karl waren praktisch gleich gut begründet, so daß es zum Erbfolgekrieg kam, der ganz Europa in Mitleidenschaft zog. Ludwig XIV. ließ die Niederlande besetzen und zwang auf diese Weise Max Emanuel, die Seiten zu wechseln und ein Bündnis mit Frankreich einzugehen.

Dadurch wurde Bayern in den Krieg hineingezogen; der Kurfürst und die Franzosen unterlagen aber in der Schlacht bei Höchstädt 1704. Zuvor war 1703 blamabel ein Versuch gescheitert, Tirol zu besetzen; dieser bayerische Rummel in Tirol dauerte nur 5 Wochen, dann mußte sich der Kurfürst zurückziehen.

Die Folge der Niederlage von 1704 war eine österreichische Besetzung Bayerns, während Max Emanuel, über den der Kaiser

die Reichsacht verhängte, zu Ludwig XIV. floh und erst nach dem Friedensschluß 1714 in sein Kurfürstentum zurückkehren konnte. Die österreichische Besatzung war bei der Bevölkerung außerordentlich verhaßt; Zeugnis dafür legen die sog. Bauernschlacht bei Aidenbach und die Sendlinger Mordweihnacht 1705 ab.

Ein Menschenalter später, 1740, stellte sich die Frage nach dem Erbe Kaiser Karls VI., dem es nicht gelungen war, noch zu seinen Lebzeiten seinen Sohn zum Nachfolger wählen zu lassen. Er hatte nämlich keinen Sohn, sondern nur eine Tochter: Maria Theresia. Karl VI. hatte deshalb zwar durch die sog. Pragmatische Sanktion versucht, die Nachfolge seiner Tochter Maria Theresia zu sichern, aber dies wurde, als der Erbfall wirklich eintrat, nicht mehr beachtet, so daß es zum Erbfolgekrieg kam.

Der österreichische Erbfolgekrieg ist vor allem bekannt als preußisch-österreichischer Krieg um Schlesien; von ihm war schon im vorigen Kapitel die Rede. Er war aber auch ein bayerisch-österreichischer Krieg. Max Emanuels Sohn und Nachfolger Karl Albrecht



erhob Ansprüche auf das Erbe Karls VI. in Österreich und Böhmen. Er besetzte mit französischer Hilfe Oberösterreich und stieß von dort nach Böhmen vor, überrumpelte am 26.11.1741 Prag, ließ sich zum böhmischen König wählen und am 8.12. krönen.

Er mußte Prag aber schnell wieder verlassen, denn in Frankfurt/Main wartete eine weitere Krone auf ihn, die römisch-deutsche Kaiserkrone: dank der vier Wittelsbachischen Kurstimmen (Böhmen, Bayern, Pfalz, Köln) und dem Einvernehmen mit dem preußischen König als Kurfürsten von Brandenburg hatte er eine Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigt, der sich die übrigen Wähler dann anschlossen. Die formelle Wahl erfolgt am 25.1.1742, am 12.2. wurde er gekrönt.

Währenddessen arrangierte sich Preußen, das sein Kriegsziel Schlesien erreicht hatte, mit Österreich. Deshalb konnte Maria Theresia zum Gegenangriff übergehen, Böhmen zurückerobern und Bayern besetzen. Kaiser Karl VII. hat sein Land lebend nicht mehr betreten, denn er starb schon am 20.1.1745 in Frankfurt/Main, das er nach seiner Kaiserkrönung praktisch nicht mehr verlassen konnte; Peter Claus Hartmann hat sein Schicksal treffend in dem Aphorismus zusammengefaßt "Glücklicher Kurfürst – unglücklicher Kaiser".

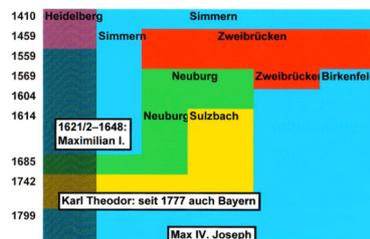
Sie erlauben, daß ich hier einen Text einfüge, der zwei der Protagonisten gleichzeitig charakterisiert, nämlich Friedrich II. von Preußen, von dem der Text stammt, und Kaiser Karl VII., über den er handelt. Der preußische König gibt in seinen Memoiren einen Überblick über die politische Situation des Jahres 1740 und schreibt dabei über Bayern: "Karl erbte die Neigungen seines Vaters, denen er eine Vornehmheit des Geistes und eine grenzenlose Herzensgüte hinzufügte; er war weich, wohlthätig, aber zu naiv. Sein erster Minister war zugleich sein General, Graf Törring, der diese

beiden Funktionen vereinigte, die beide seine Kräfte überstiegen; sein einziges Talent bestand darin, zu schmeicheln und den Leidenschaften seines Herrn zu dienen. ... Bayern ist in ganz Deutschland das fruchtbarste Land, wo indessen der Geist am wenigsten zuhause ist: es ist das Paradies auf Erden, aber es ist nur von Tieren bewohnt." Der Originaltext ist übrigens in französischer Sprache verfaßt: Friedrich, der "deutscheste" aller preußischen Könige, sprach und schrieb, wo immer es möglich war, nur französisch.

→ Max III. Joseph, der Sohn des Kaisers, mußte sich mit Österreich arrangieren, wobei es von Nutzen war, daß seine Mutter Maria Amalia, eine Habsburgerin war; nach ihr ist übrigens die Amalienburg im Nymphenburger Schloßpark in München benannt. Der Preis, den Max III. für den Abzug der österreichischen Besatzung aus Bayern zahlen mußte, war seine Stimme bei der anstehenden Kaiserwahl für Franz Stephan von Lothringen, den Ehemann der Maria Theresia.

Max III. hatte keine Kinder und auch keine anderen männlichen Verwandten, so daß sich jetzt für Bayern das Problem der Erbfolge stellte. Im Hausvertrag von Pavia hatten zur Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern die beiden wittelsbachischen Linien, die bayerische und die pfälzische, vereinbart, daß sie sich gegenseitig beerben sollten. Der konfessionelle Gegensatz des 16. und 17. Jahrhunderts spielte im späten 18. Jahrhundert keine Rolle mehr, wie die Pfalz ja auch für die Wahl Karl Albrechts gestimmt hatte.

Innerhalb der pfälzischen Linie war es allerdings recht wüst zugegangen. Die Söhne König Rupprechts hatten 1410 das Land geteilt in die Linien Heidelberg und Simmern, Simmern teilte sich 1459 in Simmern und Zweibrücken, Zweibrücken 1569 in Neuburg, Zweibrücken und Birkenfeld, Neuburg 1614 in Neuburg und Sulzbach. Einzelne dieser Linien starben auch wieder aus, so 1559 Heidelberg zugunsten Simmerns, 1604 Zweibrücken zugunsten Birkenfelds, 1685 Simmern zugunsten Neuburgs und 1742 Neuburg zugunsten Sulzbachs. Ich habe versucht, das Ganze optische zu veranschaulichen:



Sie werden jetzt fragen: wie konnte die Pfalz überhaupt geteilt werden? Sie war doch als Kurfürstentum laut Goldener Bulle unteilbar! Das ist richtig, aber das Gebot der Unteilbarkeit galt nur für die Territorien, die 1356 zur Kurpfalz gehörten; später erworbene Gebiete konnten sehr wohl geteilt oder als Versorgung jüngerer Söhne eingesetzt werden, wobei, wenn die Kurlinie ausstarb, die jeweils älteste der Nebenlinien in die kurfürstlichen Rechte eintrat.

Seit 1742 waren also nur noch zwei Linien übrig: der pfälzische Kurfürst Karl Theodor und im Hintergrund die Linie Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, die also nacheinander für Bayern erbberrechtigt waren. Kaiser Joseph II. sah das allerdings anders oder wollte es anders sehn: er ignorierte das pfälzische Erbrecht und betrachtete die bayerische Linie als erbenlos ausgestorben, Bayern mithin als erledigtes Reichslehen, das er neu vergeben könne – selbstverständlich an einen Habsburger. Was dann wirklich geschah, hören wir im folgenden Kapitel.

29. KAPITEL: DER ALTE FRITZ IM HERRGOTTSWINKEL – DAS KURPFALZ- BAYERN KARL THEODORS

AM 1. UND 2. JANUAR 1778 war in Süddeutschland mit größtmöglicher Beschleunigung eine Kutsche von West nach Ost unterwegs. Der Fahrgast war äußerst schlecht gelaunt. Zum einen, weil gute Laune und Freundlichkeit ohnehin nicht seine hervorstechendsten Eigenschaften waren. Zum anderen, weil ihn seine Reise nach seiner eigenen Einschätzung aus der Kultur in die Barbarei führte, von Mannheim nach München. Dort in München war – wir hörten es im vorigen Kapitel – am 30. Dezember 1777 kinderlos Kurfürst Maximilian III. Josef gestorben, der Sohn und Nachfolger Kaiser Karls VII., der letzte bayerische Wittelsbacher. Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz – das war der Insasse der Kutsche – war der rechtmäßige Nachfolger in Bayern.



Er stützte seinen Anspruch auf die Wittelsbachische Hausunion von 1724, die die wechselseitige Erbberechtigung der bayerischen und der pfälzischen Linie der Wittelsbacher und eine enge Abstimmung ihrer Politik vorsah. Dahinter stand ferner eine noch ältere Regelung: der Hausvertrag von Pavia von 1329, in dem Kaiser Ludwig der Bayer den Interessenausgleich mit seinen Neffen erzielt hatte, den Söhnen seines Bruders Rudolf, den er in die Pfalz abgedrängt hatte. Auch darin war die wechselseitige Erbfolge festgelegt, und zwar mit unanfechtbarer kaiserlicher Sanktion – wohingegen die Hausunion von 1724 nur eine Abmachung unter Fürsten war. Der gemeinsame Vorfahre war also Herzog Ludwig der Strenge: in der 14. Generation in der bayerischen, in der 15. Generation in der pfälzischen Linie:

| Bayern | Pfalz |
|-------------------------------|--|
| Hz. Ludwig der Strenge † 1294 | |
| Ks. Ludwig der Bayer † 1347 | Kfst. Rudolf I. † 1319 |
| Hz. Stephan II. † 1375 | Pfgf. Adolf (drittgeborener Sohn) † 1327 |
| Hz. Johann II. † 1397 | Kfst. Ruprecht II. † 1398 |
| Hz. Ernst † 1438 | Kfst. Ruprecht III. |

| | |
|--|--|
| Hz. Albrecht III. † 1460 | (= König Ruprecht) †1410 Pfgf. Stephan von Simmern-Zweibrücken † 1439 Pfgf. Ludwig der Schwarze von Zweibrücken-Veldenz †1489 |
| Hz. Albrecht IV. † 1508 Hz. Wilhelm IV. † 1550 Hz. Albrecht V. † 1579 | Pfgf. Alexander von Zweibrücken-Veldenz †1514 Pfgf. Ludwig II. von Zweibrücken † 1532 Pfgf. Wolfgang von Zweibrücken † 1569 |
| Hz. Wilhelm IV. † 1626 Hz./Kfst. Maximilian I. † 1651 Kfst. Ferdinand Maria † 1679 | Pfgf. Philipp Ludwig von Neuburg † 1614 (dessen Bruder Karl, † 1600, ist der Vorfahr Max' IV. Josef, Königs von Bayern) Pfgf. August von Sulzbach † 1632 |
| Kfst. Max II. Emanuel † 1726 Kfst. Karl Albrecht (= Kaiser Karl VII.) † 1745 Kfst. Max III. Josef † 1777 | Pfgf. Christian August von Sulzbach † 1708 Pfgf. Theodor Eustach von Sulzbach † 1732 Pfgf. Johann Christian von Sulzbach † 1733 Pfgf. Karl Theodor von Sulzbach, seit 1742 Kfst. † 1799 |

Trotz dieser klaren Rechtslage war Eile geboten, denn Kaiser Josef II. in Wien hatte andere Pläne mit Bayern: er wollte das Kurfürstentum als erledigtes Reichslehen einziehen und neu vergeben, und zwar nach bewährtem Muster an einen seiner habsburgischen Verwandten. Die entsprechenden Urkunden lagen schon ausgefertigt in der Münchener Botschaft bereit; es war nur noch das Datum einzusetzen. Karl Theodor mußte daher vollendete Tatsachen schaffen und Bayern umgehend in Besitz nehmen, auch wenn ihn dies zu einer Reise im tiefsten Winter zwang.

Dieser erste Schritt gelang, aber sehr bald trat auch Josef II. mit seinen Plänen hervor. Der Gedanke, österreichisch zu werden, stieß in Bayern selbst auf keine Gegenliebe: die Erfahrungen von 1740/1745 (unter Karl VII.) und von 1704/1714 (unter Max Emanuel) waren noch in böser Erinnerung, so daß Karl Theodor in seinem neuen Herzogtum zunächst willkommen war. Nur beiläufig will ich erwähnen, daß mit dem Tode Max III. die bayerische Kur erloschen war, die nur den Nachkommen Maximilians I. verliehen worden war, nicht den Erben aus der pfälzischen Linie; aber da Karl Theodor als Pfalzgraf bei Rhein ohnehin Kurfürst war, fiel das nicht weiter auf, und es entstand das Kurpfalzbayern.

Ausschlaggebend waren aber nicht die rechtlichen Verhältnisse, sondern die Haltung der anderen Staaten, vor allem Preußens. Friedrich II., der damals tatsächlich schon der "alte" Fritz war (65 Jahre), wollte und konnte einen solchen Machtzuwachs Österreichs,

wie ihn der Erwerb Bayerns gebildet hätte, nicht dulden und trat für das pfälzische Erbrecht ein. Er wurde deshalb in Bayern sehr populär; seine Bilder hingen in den bayerischen Bauernstuben neben der Muttergottes und anderen Heiligen. Es gab dann auch militärische Auseinandersetzungen, aber dieser "bayerische Erbfolgekrieg" war nur kurz, und trotz dem Aufmarsch großer Truppenteile kam es kaum zu nennenswerten Kampfhandlungen. Als "Kartoffelkrieg" oder "Zwetschgenrummel" ist er in die Geschichte eingegangen, weil die Kartoffelfelder und die Zwetschgenbäume die einzigen Leidtragenden waren.

Schließlich legte sich die alte Kaiserin Maria Theresia ins Mittel und brachte 1779 einen Kompromiß zustande (→ Friede von Teschen am 13. März 1779): das Erbrecht Karl Theodors wurde anerkannt, aber damit Josef II. wenigstens ein Stück Speck vom bayerischen Schinken erhielt, wurde das Innviertel von Bayern abgetrennt und Oberösterreich zugeschlagen. Die ehemalige Zugehörigkeit zu Bayern erkennt man heute noch daran, daß viele Gemeinden im Innviertel die bayerischen "Rauten" im Wappen tragen; ich habe Ihnen ganz zu Beginn der Vorlesung ein Beispiel gezeigt.

Preußen hat 1777 also Bayern vor den Österreichern gerettet und seine Selbständigkeit bewahrt. Das geschah natürlich nicht aus hehren Motiven, sondern aus politischem Eigennutz; die Meinung Friedrichs II. über Bayern (Sie erinnern sich an das Zitat aus dem vorigen Kapitel) hatte sich kaum geändert. Deshalb darf man doch fragen, ob eine andere Lösung, z.B. ein Anschluß Bayerns an den habsburgischen Staat, nicht günstiger gewesen wäre. Eine kluge österreichische Verwaltung hätte die Erfahrungen von 1740/1745 vergessen machen können, wie es im Innviertel ja gelungen ist. Ein Österreich-Bayern hätte im Reich gegenüber Preußen, aber auch gegenüber dem revolutionären Frankreich, ein anderes, größeres Gewicht gehabt; einen solchen Staat 1866 aus Deutschland hinauszudrängen, wäre nicht möglich gewesen. Und damit wäre die gesamte deutsche Geschichte anders verlaufen.

Karl Theodor war in München nicht glücklich, was er seinen neuen Untertanen auch zeigte, so daß die anfängliche Begeisterung für ihn schnell verflog. Er vermißte vor allem die kulturelle Atmosphäre Mannheims. Selber ein guter Musiker, hatte er dort eine Hofkapelle von europäischem Rang aufgebaut. Es genügt, den Namen Johann Stamitz zu nennen, den "Erfinder" der Sinfonie, die dann mit Haydn, Mozart, auch noch Beethoven, ihre klassische Form fand. Was Mozart angeht: dieser bewarb er sich am 30.9.1777 (also gerade noch unter Maximilian III.) für eine Stelle in München, weil er es in der engen Atmosphäre Salzburgs nicht mehr aushielt; aber er wurde abgewiesen mit der Begründung es sei "keine Vakatur da", also keine Stelle in der Hofkapelle frei ... Ob Karl Theodor anders das Genie Mozarts erkannt hätte, muß offen bleiben.

Tatsächlich war Bayern für Karl Theodor bereits vor 1777 nur zweite Wahl gewesen. Schon vor dem Eintritt des Erbfolges hatten die europäischen Kabinette Tausch- und Teilungspläne erörtert, wie stets, wenn das Aussterben einer Dynastie zu erwarten stand. Karl Theodors bevorzugte Lösung, über die auch er selbst schon vor

1777 verhandelte, hätte in der Errichtung eines Königreichs Burgund bestanden, das die österreichischen Niederlande und die säkularisierten Bistümer Köln und Lüttich umfassen sollte. Für eine solche Königskrone hätte er gerne Bayern preisgegeben.

Der Friede von Teschen fixierte Karl Theodor dann in Bayern, aber die Tauschprojekte gingen weiter, so 1784 und 1789. Und sie wurden öffentlich bekannt, und zwar auf eine sehr kuriose Weise: der von Karl Theodor aus Mannheim mitgebrachte vertraute Geheimschreiber beherrschte die deutsche Sprache nicht. Der Kurfürst mußte wohl oder übel auf einheimische bayerische Schreiber zurückgreifen, die heimlich Abschriften der brisanten Texte nahmen und in München zirkulieren ließen

Es war dann wieder Preußen, das diese Pläne durchkreuzte. Der Widerstand und die Abneigung der Bayern gegen all diese Pläne und Projekte hatten aber doch eine wichtige Folge. Sie verstärkten ein bayerisches Zusammengehörigkeitsgefühl – wenn man will: Nationalbewußtsein –, das von der Person des Fürsten unabhängig war.

Wegen der fortwährenden Tauschpläne, aber auch wegen seiner wenig einnehmenden Persönlichkeit, hinterließ Karl Theodor kein gutes Andenken in Bayern. Dennoch hat er es *malgré lui* vor der Zerstückelung nach Art der polnischen Teilungen bewahrt hat. Auch sonst hat er durchaus auch Positives bewirkt, das aber meistens nicht mit ihm in Verbindung gebracht wird. So verdankt ihm z.B. München den Englischen Garten. Auch der nach ihm benannte Karlsplatz in München wird, in einer Art *damnatio memoriae*, lieber nach der dort gelegenen Eustachius-Kirche als "Stachus" bezeichnet. Dann ist mit Karl Theodors Namen aber auch die Illuminaten-Verfolgung verbunden. Darüber hinaus hat er aber auch eine ganze Reihe vernünftiger Reformen durchgeführt, z.B. die Militärreform des Grafen Rumford,



auf denen Karl Theodors Nachfolger und dessen Minister aufbauen konnten. Mit der Bewertung der französischen Revolution war er ebenso überfordert wie alle europäischen Regierungen der damaligen Zeit.

Karl Theodor starb am 17. Februar 1799. Auch er hinterließ keinen Erben, obwohl er siebzigjährig noch ein zweites Mal heiratete und es seiner fünf Jahrzehnte jüngeren Frau sogar freigestellt haben soll, für einen Kurprinzen auch ohne seine Beteiligung zu sorgen, was aber nicht geschah. Damit wiederholte sich die Situation von 1777. Erneut erhob ein entfernter Verwandter, Nachfahr des Urururgroßvaters Karl Theodors, Anspruch auf die Kurpfalz und auf Bayern. Es wiederholten sich dieselben Intrigen und derselbe Machtpoker, nun aber vor dem Hintergrund der Revolution in Frankreich, des Verlustes der linksrheinischen Gebiete und des Aufstiegs Napoleons. In diesem Umfeld hatte sich Maximilian IV. Joseph, der neue Kurfürst, zu positionieren.

30. KAPITEL: VOM RICHTIGEN UMGANG MIT NAPOLEON – BAYERN WIRD GRÖßER, PREUSSEN WIRD KLEINER

WENN SIE IN MÜNCHEN die Schatzkammer in der Residenz besichtigen, können Sie dort auch die königlich bayerischen Insignien bewundern, also Krone, Szepter, Reichsapfel usw. Die Beschriftung an der Vitrine belehrt uns: "Insignien des Königreichs Bayern, hergestellt in Paris." Präziser kann man die Herkunft der bayerischen Königswürde des 19. Jahrhunderts nicht bezeichnen, auch wenn im konkreten Fall natürlich gemeint ist, daß der Hofjuwelier in Paris arbeitete.

Den eigentlichen Urheber des bayerischen Königiums habe ich schon in der Kapitelüberschrift genannt: Napoleon Bonaparte, seit 1804 Kaiser der Franzosen. Die vorausgehenden Ereignisse der französischen Revolution setze ich als im wesentlichen bekannt voraus. Für uns ist zunächst wichtig, daß der Versuch der europäischen Staaten, zugunsten Ludwigs XVI. in Frankreich zu intervenieren, scheiterte und dazu führte, daß 1797 die deutschen Gebiete links des Rheines an Frankreich abgetreten werden mußten. Die Fürsten wurden für ihre Gebietsverluste 1803 durch die Säkularisation der geistlichen Territorien entschädigt, so auch der kurpfalzbayerische Kurfürst Max IV. Josef. Er erhielt, wie Sie wissen, die Hochstifte Würzburg und Bamberg und die kleinen geistlichen Territorien im östlichen Schwaben, so daß der bayerische Staat etwa die Ausdehnung erreichte, die er auch heute noch hat.

Nachdem Napoleon die französische Revolution liquidiert hatte und erblicher Kaiser geworden war, stellte sich den anderen Staaten die existentielle Frage, wie sie mit diesem erfolgreichen Emporkömmling umgehen sollten. Max IV. Josef stellte sich gut mit ihm und erhielt, um ihn noch enger an Napoleon zu binden, nicht nur für seine Tochter einen Schwiegersohn aus der Familie Bonaparte, sondern eben 1805 auch den Königstitel. Der Preis dafür war ein Militärbündnis mit Frankreich, so daß König Max für die *grande armée*, mit der Napoleon 1812 Rußland zu erobern versuchte, Truppen bereitstellen mußte; von ursprünglich 27000 bayerischen Soldaten sind nur 68 in die Heimat zurückgekehrt. Zur Erinnerung an die Opfer ließ Ludwig I. in München auf dem Karolinenplatz diesen Obelisk aufstellen:



In der Inschrift am Fuß lesen wir:



"Auch sie starben für des Vaterlandes Befreyung." Die Hinterbliebenen sahen das etwas anders:



Zunächst winkte aber noch ein weiterer Preis: 1809 nahm Napoleon dem österreichischen Kaiser Tirol weg und übertrug es an Bayern. Sie erinnern sich, daß Tirol, wie ganz Österreich, ursprünglich zu Bayern gehört hatte und erst im 14. Jahrhundert – Stichwort: Margarethe Maultasch – habsburgisch geworden war; Sie erinnern sich auch, daß schon Kurfürst Max Emanuel 1703 im sog. bayerischen Rummel versucht hatte, Tirol zu erwerben. Wie damals scheiterte der Versuch auch jetzt am Widerstand der Tiroler Bevölkerung, allerdings auch an der Engstirnigkeit der bayerischen Politiker, die diesen Widerstand überhaupt erst provozierte. Die bekannteste Gestalt in diesem Zusammenhang ist natürlich Andreas Hofer:



Österreichs Haltung gegenüber Napoleon war zwiespältig. Es war bald mit ihm verbündet, bald kämpfte es gegen ihn; in einer Bündnisphase schickte es sogar eine habsburgische Prinzessin als neue Braut Napoleons nach Paris, nachdem sich dieser von seiner ersten Frau Josefine Beauharnais getrennt hatte, die für einen Revolutionär eine gute Partie gewesen, für einen Kaiser aber nicht mehr standesgemäß war. (Ich habe im Zusammenhang mit Ottokar II. von Böhmen kurz darauf angespielt.) Franz II. legte 1806 die römisch-deutsche Kaiserwürde nieder, nachdem er schon 1804 die neuerfundene Würde eines "Kaisers von Österreich" angenommen hatte. Ob er zur Niederlegung der römischen Kaiserwürde und damit zur Auflösung des Heiligen Reiches überhaupt berechtigt war, ist umstritten, muß aber aus der Sicht der Reichsverfassung verneint werden. Das römisch-deutsche Kaiserreich besteht also juristisch bis heute, auch wenn es schon längst ein *ius nudum*, ein "nacktes Recht" ohne konkreten Inhalt geworden ist.

Auch die anderen Staaten mußten zu Napoleon Stellung beziehen. Am ungeschicktesten agierte Preußen. Dort war seit 1797 Friedrich Wilhelm III. König, ein intellektuell eingeschränkter Mann, der mit der komplizierten Situation gänzlich überfordert war, auch wenn er das Glück hatte, zeitweise bedeutende Minister zu beschäftigen wie etwa den Freiherrn vom Stein. Verheiratet war er mit der Königin Luise,



die als eine Art preußische Nationalheilige, ja, da sie relativ jung starb, sogar als Nationalmartyrerin gilt. Ihre Bedeutung wird in der Regel maßlos überschätzt; sie als die preußische "Königin der Herzen" zu titulieren, wie dies jüngst eine Fernsehsendung tat, ist lächerlich. Die Ehe zwischen ihr und Friedrich Wilhelm war glücklich, weil sich beide auf einem gleichermaßen geringen geistigen Niveau trafen. Das Beste an beiden ist ihre Darstellung im Mausoleum in Berlin-Charlottenburg:



An den Bündnissen gegen Frankreich beteiligte sich Preußen zunächst, dann blieb es neutral, was den Aufstieg Napoleons begünstigte, dann erklärte es 1806 im Alleingang den Krieg und unterlag in der berühmten Schlacht von Jena und Auerstedt. Der Königshof floh vor dem siegreichen Napoleon bis nach Memel, also in den östlichsten Ort, den es in Preußen überhaupt gab. Es kam 1807 zum Frieden von Tilsit mit Napoleon, der das gesamte westliche Preußen einkassierte und daraus ein Königreich "Westfalen" für seinen Bruder Jérôme formte, mit Kassel als Hauptstadt. Ferner mußte Preußen den größten Teil der Gebietserweiterungen aus den polnischen Teilungen herausrücken, die, wie im 27. Kapitel schon geschildert, dem Herzogtum Warschau zugeschlagen wurden. Außerdem mußte der praktisch halbierte Staat eine gigantische Kriegsentschädigung zahlen und durfte nur noch eine ganz kleine Armee behalten.

Wie Sie wissen, war damit das letzte Wort noch nicht gesprochen. Als Napoleon schließlich 1812/3 sogar versuchte, das Zarenreich Rußland zu erobern, scheiterte er. Preußen schlug sich (unter Bruch des 1807 geschlossenen Vertrages) rechtzeitig auf die Seite seiner Gegner, ja, von ihm ging gewissermaßen die Initialzündung für die Tendenzumkehr aus – der König übrigens mußte geradezu von seinen Generälen dazu gezwungen werden.

Die Revolte Preußens gegen Napoleon zwang auch die übrigen Staaten, Stellung zu nehmen; es war ja keineswegs sicher, daß sich die preußische Katastrophe von Jena und Auerstedt nicht wiederholen würde. Der sächsische König blieb bis zuletzt an der Seite der Franzosen; der bayerische König wandte sich in letzter Minute von ihm ab. Die sog. Völkerschlacht von Leipzig gab dann den Ausschlag gegen Napoleon. Sachsen mußte deshalb auf dem Wiener Kongreß die Hälfte seines Territoriums an Preußen abtreten, das heutige Sachsen-Anhalt; Bayern blieb im erreichten Umfang erhalten und bekam sogar noch die linksrheinische Pfalz dazu.

Die Hauptaufgabe der bayerischen Könige nach dem Sturz Napoleons bestand darin, den Staat in seiner neuen Größe zusammenzuführen und zusammenzuhalten. Max I. und sein berühmter Minister Montgelas versuchten dies durch eine streng zentralistische Ordnung durchaus nach französischem Vorbild. Öffentlicher Ausdruck dieses Einheitsgedankens waren etwa die zu Anfang des Kapitels erwähnten Insignien:



Die Inschriften auf dem Reichsapfel lautet: *IN SIGNUM CONCORDIÆ PATRIS AC PATRIÆ. ANNO DOM. MDCCCVI* (Zum Zeichen der Eintracht von Vater und Vaterland. Im Jahre des Herrn 1806). Auf Szepter und Reichsschwert lesen wir: *CUI NON CIVIUM SERVITUS TRADITA EST, SED TUTELA* (Ihm ist nicht die Knechtschaft der Bürger anvertraut, sondern ihr Schutz) sowie *NEC TEMERE NON TIMIDE* (weder voreilig noch zaudernd). Die gleiche Botschaft vermittelt auch das erste bayerische Königswappen:



Der Einheit – und damit auch der intendierten Austilgung historischer Erinnerungen und früherer Loyalitäten – diente auch die Gliederung des Staatsgebietes in sieben Kreise, die nach Art der französischen Departements geographische Namen erhielten:



Sie erkennen darin die heutigen Regierungsbezirke (wobei dieser Ausdruck preußischen Ursprungs ist):

| | |
|-----------------|---------------|
| Untermainkreis | Unterfranken |
| Obermainkreis | Oberfranken |
| Rezatkreis | Mittelfranken |
| Regenkreis | Oberpfalz |
| Oberdonaukreis | Schwaben |
| Isarkreis | Oberbayern |
| Unterdonaukreis | Niederbayern |

Die Kreisgrenzen sind allerdings immer wieder geändert worden. Die Rückbenennung in die historischen Ausdrücke stammt aus der Zeit Ludwigs I., der auch in seinem Wappen die geschichtliche Kontinuität betonte, wohl auch, um vergessen zu machen, daß er einen Königstitel von Napoleons Gnaden trug:



Unbedingt erwähnen muß ich noch, daß Bayern – anders als Preußen und Österreich – schon 1818 eine geschriebene Verfassung mit einem Zwei-Kammer-Parlament erhielt, das allerdings ein wenig großspurig als "Reichstag" bezeichnet wurde:



Diese Verfassung blieb, mit einer gründlichen Revision 1848, dann bis zum Ende der Monarchie in Kraft. Als erinnernswerte Leistung feiert diese Verfassung übrigens auch das Standbild König Max' I. auf dem Passauer Domplatz (im Volksmund der Regentester genannt); Sie sehen im Ausschnitt rechts *CHARTA MAGNA*:



31. KAPITEL: DAS DREIECKSV ERHÄLTNIS IM 19. JAHRHUNDERT

DER UNTERGANG NAPOLEONS UND der anschließende Wiener Kongreß führten zur sog. Restaurationszeit, in der in vielem die vorrevolutionäre Ordnung wiederhergestellt wurde, die Fürsten aber gleichzeitig vor einer Wiederholung der revolutionären Ereignisse zitterten. Viele Veränderungen wurden aber auch nicht rückgängig gemacht. So blieb es beim Kaiserreich Österreich, und auch in Deutschland selbst blieben die meisten territorialen Veränderungen bestehen, die Napoleon verfügt hatte. Ebenso wurden die Titel, die aus seinem Königsbackofen hervorgegangen waren, nicht zurückgenommen, so daß es jetzt von Königen und Großherzögen nur so wimmelte. Der Ausdruck "Königsbackofen" leitet sich von folgender zeitgenössischer Karikatur ab:



Bayern war von der Partei Napoleons gerade noch rechtzeitig abgesprungen und blieb deshalb im 1806 erreichten Umfang bestehen; es verlor allerdings die Urfpalz um Heidelberg und Mannheim (was König Ludwig I. vergeblich rückgängig zu machen versuchte), erhielt aber das linksrheinische Gebiet um Speyer als achten Kreis. Preußen wurde in seinen mittel- und ostdeutschen Gebieten wiederhergestellt, und erhielt als geschlossenes westdeutsches Gebiet die Rheinlande und Westfalen; aber Sie erinnern sich, daß es dort schon zuvor eine ganze Reihe kleinerer Einzelgebiete besessen hatte, so

daß das keine so große Neuerung bildete, wie man meistens glaubt. Sie sehen die preußischen Gebiete hier schwarz eingefärbt:



Das Heilige Reich wurde nicht wiederhergestellt, sondern es wurde lediglich ein lockerer Staatenbund, der "Deutsche Bund" mit Sitz eines Bundestages in Frankfurt/Main eingerichtet, in dem Österreich dominierte. Die weiteren Ereignisse, insbesondere die Revolutionen von 1830 und 1848, will ich hier nicht im einzelnen schildern. Die bayerische Revolution von 1848 hatte ihre besondere pikante Seite, denn sie führte nicht nur zum Rücktritt König Ludwigs I., sondern es spielte neben den politischen Gründen auch seine Liaison mit der Hochstaplerin Lola Montez eine Rolle, die der alte Gockel sogar zur Gräfin von Landsfeld erhoben hatte:



Ich nenne das gerne die Amiga-Affaire. Der neue König Maximilian II. führte schnell und erfolgreich modernisierende Reformen durch. Aber die Furcht vor der Revolution saß auch bei ihm tief, und so wurde versucht, die emotionale Bindung zwischen der Monarchie und dem Volk zu stärken. Dazu sollte auch folgender, Ihnen wohlbekannter Text dienen, der damals eingeführt wurde:

Gott mit dir, du Land der Bayern, deutsche Erde, Vaterland!
Über deinen weiten Gauen ruhe seine Segenshand!
Er behüte deine Fluren, schirme deiner Städte Bau
Und erhalte dir die Farben seines Himmels – weiß und blau.

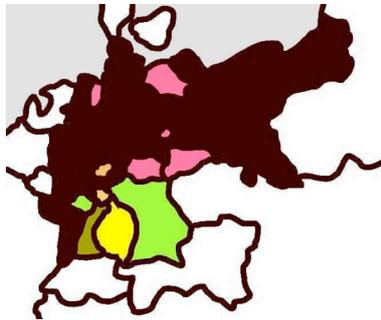
Gott mit uns, dem Bayernvolke, daß wir, unsrer Väter wert,
Fest in Eintracht und in Frieden bauen unsers Glückes Herd,
Daß mit Deutschland Bruderstämmen einig uns der Gegner
schau
Und den alten Ruhm bewähre unser Banner – weiß und blau!

Diese beiden Strophen sind aber nur der Vorspann zu einer dritten Strophe, die heute nicht mehr gesungen wird:

Gott mit ihm, dem Bayerkönig! Segen über sein Geschlecht!
Denn mit seinem Volk in Frieden wahrt er dessen heilig Recht.
Gott mit ihm, dem Landesvater! Gott mit uns in jedem Gau!
Gott mir dir, du Land der Bayern, deutsche Heimat – weiß und
blau!

Wichtig ist nun, daß sich in der zweiten Jahrhunderthälfte der Gegensatz zwischen dem Habsburgerreich und Preußen immer mehr zuspitzte, wobei im Habsburgerreich die Zerfallstendenzen und inneren Konflikte unübersehbar waren, während sich Preußen als durchaus stabiles Staatsgebilde erwies, das auch eine schwere Verfassungskrise in den Jahren 1862/6 schließlich überstand. Die dominierende Gestalt in der preußischen Politik war seitdem Otto von Bismarck.

Diese Entwicklung führte in weiten Kreisen der Bevölkerung zu der Überzeugung, daß die Wiedererrichtung eines deutschen Nationalstaates, die 1848 gescheitert war, am besten unter preußischer Führung erfolgen könnte, und Bismarck zog daraus die Folgerungen. Er provozierte 1866 einen Krieg Preußens gegen Österreich, den letzteres verlor. Die kleineren deutschen Staaten hatten die Partei Österreichs ergriffen, ohne etwas Entscheidendes bewirken zu können. Es erging diesen Staaten aber sehr unterschiedlich: in Nord- und Westdeutschland wurden die besiegten Fürsten entthront und die Staaten von Preußen okkupiert (→ Hannover, Hessen-Kassel, Hessen-Nassau und Frankfurt/Main), in Süddeutschland blieben sie weitgehend ungeschoren, so auch Bayern, das nur ein ganz kleines Gebiet in Unterfranken abtreten mußte. Damit entstand die Struktur des (2.) Deutschen Reiches mit preußischer Übermacht, die ich Ihnen im 1. Kapitel schon gezeigt habe:



Bei der Siegesparade der preußischen Truppen am 31.7.1866 auf dem Marchfeld bei Wien fiel besonders ein baumlangere preußischer Militärkapellmeister auf,



der den Namen Johann Gottfried Piefke trug. Mehr muß ich dazu nicht sagen. Beiläufig war er ein begabter Musiker, der auch selbst komponiert hat, hauptsächlich allerdings Militärmärsche, z.B. "Preußens Glanz und Gloria". Vielleicht sollte ich auch noch darauf hinweisen, daß es im späten 18. und im 19. Jahrhundert, als es noch keine Schallplatten gab, üblich war, die neuesten und interessantesten Stücke etwa aus den Opern beim sonntäglichen Platzkonzert der Militärmusik zu spielen; man nannte das "auf die Harmonie setzen". Es ging bei den Militärkapellen also um mehr als nur um Tschingderassabumm.

Die Folge der österreichischen Niederlage von 1866 waren die Auflösung des Deutschen Bundes und die Gründung des sog. Norddeutschen Bundes unter preußischer Dominanz; die süddeutschen Staaten blieben zwar zunächst außerhalb des Bundes, mußten aber mit Preußen Militärbündnisse abschließen, so auch Bayern. Diese Bündnisse wurden aktuell, als Bismarck 1870 den französischen Kaiser Napoleon III. zur Kriegserklärung gegen Preußen provozieren konnte. Der Sieg der preußisch-süddeutschen Koalition über Frankreich führte dann zur Errichtung des 2. Kaiserreichs mit dem König von Preußen als Deutschem Kaiser. Über diesen Erfolgen vergaß das liberale Bürgertum sogar, daß der nunmehrige Kaiser Wilhelm 1849 in Rastatt die Reste der revolutionären Bewegung von 1848 rücksichtslos hatte niederschließen lassen – wie 1989 in Peking auf dem Platz des himmlischen Friedens –, was ihm damals die Bezeichnung "Kartätschenprinz" eingebracht hatte. (Die Kartätsche ist eine Kanone.)

1866 wurde Österreich also aus Deutschland hinausgedrängt und erlebte ein halbes Jahrhundert lang eine Geschichte, die weitgehend nach Südosten orientiert war und weder Preußen noch Bayern wirklich berührte. Es gibt aber eine Verbindung auf der menschlichen Ebene, die ich wenigstens kurz ansprechen möchte: die Kaiserin Elisabeth, besser bekannt als "Sissi". Sie stammte nämlich aus Bayern, und zwar aus einer Bastardlinie der Wittelsbacher, die den Titel "Herzog in Bayern" trug. Ein Sproß dieser Linie wurde aus politischen Gründen mit einer Tochter König Max' I., Maria Ludovika, verheiratet. Beide lebten in einer ungewollten Ehe nebeneinander her; daß Maria Ludovika bei der Hochzeit gesagt haben soll: "Dieser Ehe und allem, was daraus hervorgeht, soll der Segen Gottes fehlen bis ans Ende", dürfte aber wohl Erfindung im Lichte der nachfolgenden Ereignisse sein.

Herzog Max reiste in der Weltgeschichte umher – unter anderem auch ins Heilige Land, wo er sich zum "Ritter vom Heiligen Grab" schlagen ließ – und interessierte sich ansonsten für bayerische Volksmusik, die er intensiv förderte. Er war ein begabter Zitherspieler, daher sein Spitzname "Zittermaxl". Maria Ludovika sah es dagegen als ihre Hauptaufgabe an, die Töchter standesgemäß zu verheiraten. Hier sehen Sie beide:



Aus der Ehe gingen trotzdem 10 Kinder hervor, von denen vor allem vier interessant sind: ein Sohn Carl Theodor, der ein berühmter Augenarzt wurde, und drei Töchter Helene Karoline Therese, Elisabeth Amalie Eugenie und Marie Sophie Amalie.

Vor allem die Töchter wuchsen hauptsächlich in Schloß Possenhofen am Starnberger See auf, wobei die Eltern, besonders der Vater, ihnen das angeheißen ließen, was man heute "antiautoritäre Erziehung" nennt. In den Augen der Zeitgenossen war das ein ungeheurer Skandal, und es hat besonders Elisabeth nicht auf die Rolle vorbereitet, die sie dann zu spielen hatte und in der sie vollständig

versagte. In München besaß das Paar das "Herzog-Max-Palais" in der Ludwigstraße.



Die jüngste Tochter Marie machte eine steile, aber am Ende unglückliche Karriere, denn sie wurde mit dem letzten König von Neapel verheiratet, Franz II. Dieser kam 1859 an die Regierung, wurde aber schon 1860 von Garibaldi entthront, um Süditalien in den neuen italienischen Nationalstaat einzubeziehen. Das lief nicht gewaltfrei ab. Zuletzt verschanzten sich die Monarchisten in Gaeta, wobei Marie den Widerstand leitete, während Franz II. sich als feiges Weichei erwies. Die "Heldin von Gaeta" lebte dann in Rom (das ja erst 1870 zu Italien kam) im Exil und bemühte sich, von dort aus den Widerstand weiterzuführen. Deshalb versuchte die neue italienische Regierung, sie öffentlich zu diskreditieren, indem sie gefälschte Photographien veröffentlichte, die die Königin in pornographischen Posen zeigten.

Auch für die anderen Töchter plante Maria Ludowika glänzende Karrieren. 1854 sollte der junge Kaiser Franz Josef von Österreich verheiratet werden, und es scheint tatsächlich so gewesen zu sein, daß ursprünglich die ältere Tochter Helene als Braut vorgesehen war, der Kaiser sich aber bei der entscheidenden Begegnung spontan in die andere Tochter verliebte, eben in Elisabeth = Sissi. Der Wechsel aus der ungezwungenen Atmosphäre Possenhofens in die Welt des spanischen Hofzeremoniells in Wien war ein Schock für Sissi, den sie zeit ihres Lebens nicht überwunden hat. Insbesondere war es ihr zuwider, in der Öffentlichkeit aufzutreten und dabei angestarrt zu werden, was aber in ihrem "Job" als Kaiserin unvermeidlich war.

So zog auch sie sich möglichst aus der Welt zurück – mit der Formulierung "auch sie" greife ich vor auf die Person, die im nächsten Kapitel auftreten wird –, oder sie provozierte bewußt durch Übertretung der Regeln. Das gilt selbst für scheinbar positive Handlungen: so bevorzugte sie Ungarn und erlernte die ungarische Sprache zu einem Zeitpunkt, als es die schwersten inneren Konflikte zwischen Österreich und Ungarn gab. Franz Josef war ihr hörig, was folgendes Foto treffend zum Ausdruck bringt; es zeigt beide beim Spaziergang in Bad Ischl:



Ob er die Briefe an sie tatsächlich mit "dein liebes Männchen" unterschrieben hat, konnte ich noch nicht feststellen.

Die Kaiserin war schön, zumindest in jüngeren Jahren, und tat alles, um diese Schönheit zu erhalten. (Ich zeige Ihnen keine anderen Bilder; sie sind hinreichend bekannt.) Aber sie setzte diese Schönheit nicht ein, um ihren Mann politisch zu unterstützen; dies wäre möglich gewesen und hätte das Ansehen und die Beliebtheit der Monarchie fördern können, die statt dessen immer mehr der Katastrophe des 1. Weltkrieges zutrieb. Dennoch war das Ende der

Kaiserin selbstverständlich unverdient: am 10.9.1898 wurde sie in Genf auf der Seepromenade von einem Terroristen erstochen.

Das Bild, das von Sissi weiterlebt, in Filmen, Operetten, Musicals oder auch als Name von Schiffen auf der Donau, hat praktisch nichts mit der historischen Gestalt zu tun. Die Sissifilme, die alljährlich an Weihnachten im Fernsehen gebracht werden, sind in den historischen Abläufen weitgehend korrekt, aber der Charakter der Protagonistin ist völlig verfälscht. Sissi war weder freundlich im Umgang noch geduldig noch geistesgegenwärtig, sondern rücksichtslos gegenüber ihrer Umgebung und völlig unsensibel gegenüber den Empfindungen anderer Menschen. Wahrscheinlich war sie geistig verwirrt und hat das Trauma des Wechsels von Possenhofen nach Wien niemals überwunden.

32. KAPITEL: AUF DEN BERGEN, DA WOHNT DIE FREIHEIT

NOCH BEKANNTER UND EMOTIONAL noch berührender als das Schicksal Sissis ist aber dasjenige König Ludwigs II. von Bayern, des "Märchenkönigs". Auch sein Schicksal ist mit dem bayerisch-preußisch-österreichischen Dreieck eng verbunden, und auch er ist – zumindest nach Meinung einiger seiner Anhänger – keines natürlichen Todes gestorben.

Aber halten wir uns zunächst an die Tatsachen. Geboren wurde Ludwig am 25. August 1845 als ältester Sohn des damaligen Kronprinzen Maximilian und dessen Frau Marie von Preußen; am 27. April 1848 folgte sein Bruder Otto. Durch die Abdankung des Großvaters rückte Max II. 1848 zum König auf; Ludwig war jetzt Kronprinz. Die Erziehung der Kinder entsprach dem, was in Adels- und Hofkreisen üblich war; auch Touren in die Berge gehörten dazu. Die Eltern traten ihren Kindern nicht mit Gefühlsüberschwang entgegen. Das war im 19. Jahrhundert in allen Schichten der Bevölkerung so – ob Adel, Bürgertum oder gar Bauern; der kleine Haustyrann, der heute oft das Familienleben dominiert, war damals noch nicht das Erziehungsziel. Ludwigs Ausbildung war sorgfältig und anspruchsvoll und erfolgte auf Gymnasialniveau, also vor allem durch sprachlichen Unterricht mit Dominanz des Lateins. Auch das Universitätsstudium war für Ludwig bereits geplant, da änderte der plötzliche Tod des Königs alles, und Ludwig II. wurde am 11. März 1864 im Alter von 18 Jahren selbst König.

Die Situation erinnert an das Jahr 1679: auch Max Emanuel wurde in jugendlichem Alter ohne abgeschlossene Ausbildung überraschend Kurfürst. Dem historisch interessierten Ludwig II. dürfte die Parallele nicht entgangen sein. Ein wesentlicher Unterschied bestand aber: Bayern war seit 1848 eine konstitutionelle (wenn auch noch nicht parlamentarische) Monarchie mit einer modernen Verfassung. Auf diese Verfassung wurde der neue König am Tage seines Amtsantrittes vereidigt. Hier die erste Seite des Protokolls darüber:

Bei dieser Zeremonie wurden ihm die Insignien des Königsreichs (Krone, Szepter, Reichsapfel) vorangetragen. Eine Krönungsfeier fand (wie in allen deutschen Staaten, mit Ausnahme der preußischen Krönung von 1861, die aber ihre besonderen Hintergründe hatte) nicht statt. Sie wäre das Medienspektakel des 19. Jahrhunderts geworden mit einem strahlenden jugendlichen Hauptdarsteller (der Preuße war 1861 schon 64 Jahre alt). Tatsächlich wurden die Insignien niemals wirklich verwendet; alle Bilder bayerischer Könige im Krönungsornat sind Theaterdekoration. Hier eine solche Abbildung des ersten Königs Max:



In die Regierungszeit Ludwigs II. fallen zwei Ereignisse, die die Stellung Bayerns und damit auch die Stellung des bayerischen Königs grundlegend veränderten: der preußisch-österreichische Krieg von 1866 und der deutsch-französische Krieg von 1870/1. Der preußisch-österreichische Krieg machte Bayern seine außenpolitische Ohnmacht deutlich; alle Gedankenspiele, die mittleren Staaten im Deutschen Bund als dritte Kraft zwischen Preußen und Österreich zu bündeln, wurden hinfällig. Der deutsch-französische Krieg von 1870/1871 führte zur Gründung des Zweiten Kaiserreichs unter preußischer Dominanz und damit auch formal zum Ende der bayerischen außenpolitischen Handlungsfähigkeit. Dadurch ging auch eine jahrhundertelange politische Linie zu Ende, denn seit dem 15. Jahrhundert war ein Bündnis mit Frankreich gegen Österreich oder Preußen immer eine Option der bayerischen Politik gewesen; es spricht einiges dafür, daß die Regierung Napoleons III. noch 1870 auf diese Möglichkeit gesetzt hat.

Noch während des Krieges wurde das Bismarckreich gegründet und der preußische König Wilhelm I. in Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen. Ludwigs Stellung zur Kaiserfrage war ambivalent. Er war zu intelligent, um sich durch die Kaiserkrone blenden zu lassen. Das Argument "einem Kaiser kann sich auch ein König unterwerfen" verfiel bei ihm sicher nicht. Daß er den Kaiserbrief schrieb, in dem er – weitgehend nach Bismarcks Diktat – dem preußischen König namens der Fürsten die Kaiserwürde anbot, die dieser eigentlich gar nicht übernehmen wollte, entsprang letzten Endes der resignierten Einsicht in die politische Notwendigkeit. Hier die letzte Seite des Briefes mit der Unterschrift:



Den Brief als Ergebnis Bismarckscher Bestechung zu sehen, ist abwegig, zumal der besondere Geldbedarf des Königs erst später eintrat. Daß Bayern mit der Reichsgründung – überspitzt formuliert – in Preußen aufgegangen war, hat aber die Neigung des Königs, sich von der Gegenwart abzuwenden und sich in die Vergangenheit zu flüchten, sicher gefördert. Nunmehr konnte er, obwohl er König war, von dem Königtum, das ihm vorschwebte, nur noch träumen.

Der Rückzug Ludwigs II. aus der Realität hatte aber Folgen, die über seine persönliche Lebenssituation weit hinausgingen. Zwar funktionierte der bayerische Staat auch ohne sein persönliches Eingreifen, aber es wurde doch mehr verwaltet als aktiv Politik gestaltet. Die Reichsverfassung von 1871 sah z. B. einen außenpolitischen Ausschuß des Bundesrates vor, der unter bayerischer Leitung stand; er blieb weitgehend bedeutungslos. Ein aktiver König und eine von ihm angetriebene Regierung hätte ihn zum Leben erwecken und die Reichspolitik nachhaltig beeinflussen können; ein aktiver König hätte permanent bei Bismarcks Vorgesetztem, also dem Kaiser, intervenieren und diesem so die Hölle heiß machen können. Manche Fehlentwicklung, auch später unter Wilhelm II., hätte sich so vermeiden lassen. So aber blieb der Ausschuß ein zahnloser Tiger.

Ludwig ist denn auch nicht als Politiker in Erinnerung geblieben, sondern als Kunstmäzen und aufgrund seines unglücklichen Endes. Im Bereich der Musik hat er Richard Wagner gefördert, der ohne ihn weder Tristan und Isolde noch die Meistersinger von Nürnberg, den Ring des Nibelungen oder den Parsifal hätte schreiben und auch kein Festspielhaus in Bayreuth hätte bauen können. Die Ansichten über Wagner sind bekanntlich geteilt – ich gehöre nicht zu seinen Verehrern –, und es war wohl auch nicht künstlerische Qualität, die Ludwig an ihm schätzte, sondern die Möglichkeit, in die Illusion der Vergangenheit einzutauchen.

In ähnlicher Weise verschwimmen Gegenwart und Fiktion auch bei der Reise in die Alpen, die Ludwig im Sommer 1881 zusammen mit dem damals berühmten Schauspieler Joseph Kainz unternahm, der vor der jeweiligen Bergkulisse zu deklamieren hatte.



Vollends diente sein Schloßbau nicht höfisch-staatlicher Repräsentation, sondern der Flucht aus der Realität.

Damit kommen wir zu der bis heute ungelösten Frage: war Ludwig II. geisteskrank? Die Diskussion darüber ist endlos und hat sich 2011 anlässlich der 125. Wiederkehr seines Todes am 13. August 1886 noch einmal vervielfältigt. Sie sollte aber, und das ist bisher oft versäumt worden, nicht als Feststellung oder Widerlegung eines Makels geführt werden. Psychische Erkrankungen mindern den Wert eines Menschen in keiner Weise. Es ist deshalb keine Majestätsbeleidigung, eine solche Erkrankung bei Ludwig zu konstatieren, und es gibt keinen Grund, sie *à tout prix* wegdiskutieren zu wollen. Es waren die führenden Psychiater seiner Zeit, die die Diagnose stellten, und sie haben es sich nicht leicht gemacht; Fehldiagnosen gibt es im gerichtsmedizinischen Betrieb auch heute noch, mit manchmal fatalen Folgen.

Bedenklich scheinen mir die Versuche, eine konkrete Quelle für Ludwigs Verwirrtheit zu suchen, etwa genealogischer Art. Am beliebtesten (und zugleich oberflächlichsten) ist der Hinweis auf seine preußische (!) Mutter, in deren Verwandtschaft es Fälle von Geisteskrankheit gegeben habe. Abgesehen davon, daß damit primitive Vorurteile bedient werden, sei darin erinnert, daß auch am Geistes-

zustand von Ludwigs Onkel, König Otto von Griechenland, Zweifel geäußert wurden, und dieser Onkel war **nicht** mit Marie von Preußen blutsverwandt. Und man könnte auch auf den völligen Realitätsverlust Kurfürst Max Emanuels verweisen, der allerdings mit Ludwig nur sehr entfernt zusammenhängt. Geisteskranke Familienmitglieder gab es übrigens in fast allen deutschen Fürstenhäusern.

Wie dem auch sei, Ludwig wurde entmündigt und für regierungsunfähig erklärt, wie aus folgender Bekanntmachung vom 10.6.1886 hervorgeht:



Den konkreten Anlaß für Ludwigs Entmündigung bildeten seine unkontrollierten Ausgaben für seine Schloßbauten. Nicht der bayerische Staat stand vor dem Bankrott – seine Finanzen waren dank der Verfassung vollkommen von denen des Königs getrennt –, sondern Ludwig selbst, mit entsprechenden Folgen für die Finanzen seiner Verwandten, die dann auch noch jahrzehntelang die Schulden bedienen mußten. Die Situation war bekannt und wurde öffentlich diskutiert. Sie bildete auch den Stoff bissiger Karikaturen in der außerbayerischen Presse. Hier aus dem in Wien erscheinenden Kikeriki:



(Schreckensruf des Königs von Bayern beim Anblick der leeren Kabinets-Kassa, und unten Wagala weia!!!)

Die Staatskommissionen, die Ludwig am 12.6.1886 in Gewahrsam nehmen sollten, haben Fehler gemacht, aber das war eigentlich unvermeidlich: für die Situation gab es ja kein Vorbild. Und daß bereits einen Tag später – möglicherweise bei einem Flucht- oder Selbsttötungsversuch – er und Dr. Gudden



ums Leben kamen, war eine Katastrophe, aber keine vorhersehbare Folge der Vorgänge. Die genauen Umstände sind bis heute ungeklärt und werden es wahrscheinlich auch immer bleiben. Daß etwa im Wittelsbachischen Archiv belastende Unterlagen geheim gehalten würden, ist Teil der Verschwörungstheorien, die selbstverständlich sofort auftauchen und ebenso selbstverständlich bis heute immer wieder hervorgezogen werden. Sie sagen oft viel über ihre Autoren aus, aber kaum je etwas über die Sache.

Zeitgenössischer Ausdruck dieser Verschwörungstheorien ist das berühmt-berüchtigte König-Ludwig-Lied:

"Auf den Bergen wohnt die Freiheit,
Auf den Bergen ist es schön,
Wo des Königs Ludwig Zweiten
Alle seine Schlösser stehn.

All zu früh mußt' du dich trennen
Fort von deinem Lieblingsplatz.
Neuschwanstein, du stolze Feste
Warst des Königs höchster Schatz! ...

Mit Bandasch und Kloriformen
Traten sie behendig auf.
Und dein Schloß mußt' du verlassen
Und kommst nimmermehr hinauf!

Nach Schloß Berg ham's dich gefahren
In der letzten Lebensnacht.
Da wurdest du zum Tod verurteilt
Noch in derselben grauen Nacht.

Dr. Gudden und der Bismarck,
Den man auch den großen Kanzler nennt,
Habens ihn in' See 'neigstessen,
Indem sie ihn von hint'n angerennt. ...

Ja du bautest deine Schlösser
Zu des Volkes Wohlergehn.
Neuschwanstein, das allerschönste
Kann man noch in Bayern sehn!"

Dieses Lied – es gibt eine Tonaufnahme von Oskar Maria Graf, der es inbrünstig vorträgt – durfte selbstverständlich zur Zeit der Monarchie nicht gesungen werden. Es war zudem ursprünglich noch weniger harmlos, als es heute meist vorgetragen wird, denn in der 5. Strophe hieß es statt "Dr. Gudden und der Bismarck" eigentlich "Und geheime Meuchelmörder, deren Namen man nicht nennt". Damit war derjenige gemeint, der vom Ende Ludwigs vordergründig profitierte und dessen Namen man eben nicht nennen durfte, der Prinzregent Luitpold.

Auch die Kaiserin Sissi gibt sich überzeugt, daß Luitpolds Ehrgeiz hinter der ganzen Aktion gestanden habe. In einem ihrer Gedichte schreibt sie:

"Seht den heuchlerischen Alten!
Drückt ihn sein Gewissen nicht?
Thut so fromm die Hände falten,
Sauersüß ist sein Gesicht.

Wie sein langer Bocksbart wackelt!
Falsch're Augen sag man nie;
Ist sein Hirn auch ganz vernagelt,
Steckt es doch voll Perfidie.

Seinen Neffen, seinen König,
Stiess er tückisch von dem Thron;
Doch dies ist ihm noch zu wenig,

Säh' sich dort gern selber schon.

Könnt ihr auch noch dies ertragen,
Bayerns Volk, dann seid ihr's wert,
Dass, am Pranger angeschlagen,
Ihr in Ewigkeit entehrt!

Eh' sie ihn zum König salben,
Stürzt mit donnerndem Gekrach
Wenigstens ihr, stolze Alpen,
Tötend über Bayerns Schmach!"

Die preußisch-psychiatrische Verschwörungstheorie der heutigen Fassung des König-Ludwig-Liedes ist also schon ein Ablenkungsmanöver. Indes ist eine Beteiligung Bismarcks schon von der Logik her ausgeschlossen. Abgesehen davon, daß dieser, bei aller sonstigen Skrupellosigkeit im Umgang mit politischen Gegnern, niemals einen Mord eingefädelt hätte, war der bestehende Zustand, die außenpolitische Abstinenz Bayerns, für ihn viel zu günstig, als daß er ein Interesse daran gehabt hätte, ihn zu beenden. Eine Mordabsicht seitens Dr. Guddens kann selbstverständlich ausgeschlossen werden.

Im Jahr 1886 starb ein König, den eigentlich niemand mehr wirklich kannte. Wenn wir heute an ihn denken, haben wir sofort das Bild des jugendlichen Königs vor Augen: schlank, mit kunstvoller Frisur, schwärmerisch nach oben blickend, mit blauer Uniform und weit drapiertem Hermelinmantel. Mit dieser Ikone hatte aber der Mann von 1886 nur noch wenig gemeinsam. Er hatte stark zugenommen, die Haare waren zurückgewichen. Auch wenn Ludwig nicht mehr in der Öffentlichkeit erschien, ließ sich dennoch häufig photographieren; er war ohnehin aller modernen Technik zugetan, und zwar nicht nur unter dem Gesichtspunkt militärischer Brauchbarkeit. Auf den letzten Bildern wirkt er deutliche älter als die knapp 41 Jahre, die er bei seinem Tode tatsächlich zählte.



Es überrascht es kaum, daß Ludwig II. auch Eingang in die darstellende Kunst gefunden hat. Der Film mit O. W. Fischer von 1954 entspricht mehr der Geschmackslage der Nachkriegszeit, derjenige Luchino Viscontis von 1972 hält sich näher an der Realität. Das König-Ludwig-Klischee findet sich in mehr oder weniger (meistens weniger) geschmackvoller Weise auf Ludwigs-Devotionalien, auf Produkten der Süßwarenindustrie, in der männlichen Trachtenmode und natürlich den Musicals.



Die Vermarktung seiner Schlösser – er selbst hatte angeordnet, sie nach seinem Tode zu sprengen – begann allerdings noch im Todesjahr 1886, so für Herrenchiemsee, Linderhof und Neuschwan-

stein, und erbrachte bereits in der ersten Saison eine sechsstellige Summe an Einnahmen aus den Eintrittsgeldern; auch der Verkauf photographischer Darstellungen (Außen- und Innenansichten) war damals schon ein gutes Geschäft. Allerdings ergeben sich in jüngster Zeit kostspielige Probleme der Bauunterhaltung.

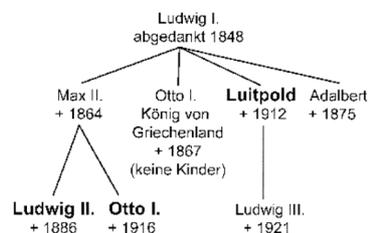
Mit seinem Sohn Tod meldete sich Ludwig II., den seit Jahren kaum mehr jemand gesehen hatte, also auf der politischen Bühne zurück, in denkbar dramatischster Weise. Der Tote wurde vom Starnberger See nach München gebracht und dort "in Parade gesetzt", wie es das Zeremoniell verlangte, das heißt im offenen Sarg aufgebahrt.



Dieser uralte Brauch sollte zeigen, daß alles mit rechten Dingen zugegangen war (beim österreichischen Kronprinzen Rudolf mußte man 1889 das Gesicht mit einem Tuch abdecken ...), wovon sich jedermann mit eigenen Augen überzeugen konnte. Es gibt im frühen Mittelalter die Idee der Bahrprobe: am Leichnam eines Ermordeten müssen die Verdächtigen vorbeigehen, und wenn der Mörder hinzutritt, fangen die Wunden wieder zu bluten an; diese Szene wird im Nibelungenlied beim toten Siegfried geschildert.

Bei Ludwig war dies höchst brisant, denn die Gerüchte über einen "Königsmord" machten sofort die Runde, wie soeben beim König-Ludwig-Lied schon erwähnt. Ebenso brisant war, daß der neue König Otto I., Ludwigs jüngerer Bruder, nicht an den Zeremonien teilnahm, denn auch er war geisteskrank und wurde schon seit 1883 dauernd in Gewahrsam gehalten. Die Trauer des Augenblicks verbot alle Kommentare dazu, aber die 3. Strophe der Bayernhymne ("Gott mit ihm, dem Bayerkönig, Segen über sein Geschlecht ...") wurde in diesen Tagen wohl mit sehr gemischten Gefühlen gesungen.

Ludwig hinterließ keine Kinder, ob aus freiem Entschluß oder aufgrund homosexueller Ausrichtung – eine Möglichkeit, die heute nicht mehr als Tabuthema diskutiert werden muß – kann offenbleiben. Nächster Thronerbe war demnach sein jüngerer Bruder Otto und nach diesem seine Onkel, die Brüder König Maximilians II.



Da Otto nicht regierungsfähig war, mußte Luitpold die Regentschaft übernehmen. Dies wurde amtlich durch ein Thronfolge- und Regentenschaftspatent des Prinzen Luitpold vom 14.6.1886 mitgeteilt:

"Im Namen Seiner Majestät des Königs.

Bayerns Königliches Haus und sein in Glück und Unglück treu zu Demselben stehendes Volk ist vom schwersten Schicksalsschlage getroffen. Nach Gottes unermeßlichem Rathschlusse ist Seine Majestät König Ludwig II. aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Durch diesen das ganze Vaterland in schmerzliche Betrübniß versetzenden Todesfall ist das Königreich Bayern in der Gesamtvereinigung aller seiner älteren und neueren Gebietsteile nach den Bestimmungen der Verfassungsurkunde aufgrund der Haus- und Staatsverträge Unserem vielgeliebten Neffen, dem Bruder weiland Seiner Majestät, Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Otto, Jetzt Majestät, als nächstem Stammfolger nach dem Recht der Erstgeburt und der agnatisch-linealen Erbfolge angefallen.

Da Allerhöchstderselbe durch ein schon länger andauerndes Leiden verhindert ist, die Regierung Allerhöchstselbst zu führen, so haben Wir als nächstberufener Agnat nach den Bestimmungen der Verfassungsurkunde in Allerhöchstdessen Namen die Reichsverwesung zu übernehmen. Die nach der Verfassungsurkunde erforderliche Einberufung des Landtags ist bereits verfügt. ..."

Prinz Luitpold hatte eine Karriere als Berufsoffizier hinter sich; zuletzt war er Oberkommandierender der gesamten bayerischen Armee gewesen. Als Prinzregent betonte er dann das Zivile; es ist ja typisch für die bayerische Monarchie, daß sie auf säbelrasselnd-militärische Selbstdarstellung nicht angewiesen war. Politisch war Luitpold wenig interessiert; es entsprach also nicht nur seiner delikaten Stellung als Regent, sondern auch seiner Neigung, daß er ein eigenes politisches Profil nicht entwickelte.

Übrigens führte er auch gar nicht den Titel "Prinzregent", der sich für ihn eingebürgert hat, sondern nannte sich altertümlich "des Königreich Bayerns Verweser". Eine Regentschaft im strengen Wortsinne – also die vorübergehende Regierung für einen noch minderjährigen Herrscher – lag ja nicht vor, sondern die Stellvertretung für einen Erwachsenen, der selbst nicht handlungsfähig war. Zudem war Luitpold 1886 bereits 65 Jahre alt und rechnete gewiß nicht mit einer Regierungs- bzw. Regentschaftszeit von über 25 Jahren. Hier sehen Sie ihn an seinem 90. Geburtstag:



Im Laufe der Zeit wurde er dann selbst eine Institution; das bekannte Umganglied legt Zeugnis davon ab:

"Schön is mit'm Umgang gehn,
Umgang gehn, Umgang gehn,
Wenn das Wetter ist recht schön,
Mit dem Umgang gehn.

...

Veterana, Feuerwehr und noch mehr Militär
Kommen strammen Schritts daher
Mit und ohne Gewehr!

...

Nebn an Himmel gehn d'Hartschier,
stolz als wia! Sporngeklirr!
Verwünschn an ganzn Umgang schier,
Möchtn lieber a Bier!

...
Und dann kommt der Prinzregent,
Prinzregent, Prinzregent
Mit der Kerzn in de Händ,
Die scho nimma brennt.

Der "Umgang" ist, um die Nordlichter unter Ihnen nicht im Unklaren zu lassen, die Fronleichnamsprozession. Der in der vorletzten Strophe erwähnte "Himmel" ist der Baldachin, unter dem die Monstranz mit dem Allerheiligsten getragen wird. Die Hartschiere waren die zeremonielle Leibwache des Königs.



Der Prinzregent Liutpold sah sich nur als Platzhalter; eigene Ambitionen auf den Königstitel hatte er sicher nicht. Das war anders bei seinem Sohn Ludwig, der ihm 1912 ebenfalls als Prinzregent nachfolgte. Dieser neue Prinzregent Ludwig war damals übrigens noch älter als Luitpold 1886, nämlich bereits 67 Jahre. Seine Interessen waren andere als die seines Vaters, mehr auf die Landwirtschaft ausgerichtet, wo er auf einem Mustergut als "Millibauer von Leutstetten" – der Ausdruck war nicht despektierlich gemeint – Pionierarbeit leistete. Ein großes Anwesen besaß er auch in Ungarn: Schloß Nádasdy in Sárvár; deshalb gibt es auch Abbildungen von ihm in ungarischer Kleidung.



In Uniform wirkt er dagegen immer irgendwie verkleidet. Viktor Mann, der jüngste Bruder Thomas und Heinrich Manns, beschreibt in seiner Autobiographie, wie Prinz Ludwig in Vertretung des Prinzregenten Luitpold eine Parade abnimmt:

"Da stand vor hundert Hoheiten und Exzellenzen anstatt des erkrankten Regenten der Prinz Ludwig. Ein Weißbart in faltig schlotternder Uniform. Ein volkstümlicher Wittelsbacher, guter Katholik, Landwirt, Preußenhasser und Kanalplaner, aber kein Soldat, obwohl ihm von 1866 her eine Preußenkugel im Bein steckte. Er stand schon lange, war müde und hatte genug, ... und mechanisch nur hob sich von Zeit zu Zeit die Hand mit dem Marschallstab, ob der matte Gruß nun gerade paßte oder nicht."

Ludwig III. brannte darauf, selbst richtiger König zu werden. Auch seine Minister wollten den zwiespältigen Zustand der Regentschaft beenden. Dem stand aber entgegen, daß König Otto einfach nicht sterben wollte, obwohl er bei Ludwigs Regentschaftsantritt bereits 64 Jahre alt war. Ludwig und seine Minister wirkten deshalb sofort auf eine Verfassungsänderung hin, die die Absetzung König Ot-

tos ermöglichen sollte, wobei man sich Mühe gab, den Vorgang als Wunsch der Bevölkerung erscheinen zu lassen.

Formalrechtlich war dazu eine Verfassungsänderung mit Zustimmung beider Kammern des Landtages erforderlich; zugleich sollte es aber nicht so aussehen, als habe Ludwig den Titel einem Parlamentsbeschuß zu verdanken. Deshalb ließ man den Landtag auch nicht über die Thronbesteigung Ludwigs III. beschließen, sondern über das "Ende der Regentschaft", welches eintreten sollte, wenn sie länger als zehn Jahre gedauert habe. Auch in der Proklamation, mit der sich Ludwig dem Volk als König vorstellte, ist aufdringlich vom Gottesgnadentum die Rede.

Vor allem aber stellte und stellt sich die Frage, ob eine solche Regelung auch rückwirkend gelten konnte. Das war rechtlich, aber auch moralisch fragwürdig, und es wühlte auch die Erinnerung an den Tod Ludwigs II. wieder auf. Ludwig wurde also am 5.11.1913 König – Otto lebte noch bis 1917 –, aber man darf sich schon fragen, ob er durch die Umstände seiner Thronbesteigung nicht an Rückhalt in der Bevölkerung verlor und dafür 1918 die Quittung bekam. Eine Krönungszeremonie erfolgte nicht; wie bei Ludwig II. 1864 gab es nur die Vereidigung des Königs auf die Verfassung. Bilder, die ihn im Krönungsornat zeigen, sind also reine Theaterdekoration.

Neben den dramatischen Vorgängen in Bayern und auch in Österreich (zu denen neben der Ermordung der Kaiserin auch noch der Selbstmord des Kronprinzen Rudolf zählte) nehmen sich die Verhältnisse in Preußen beinahe langweilig aus. Sie waren aber trotzdem höchst tragisch. Wilhelm I. war genauso langlebig wie der Prinzregent. Dadurch wurde sein Sohn und möglicher Nachfolger Friedrich Wilhelm zum ewigen Kronprinzen, was es ja in unseren Tagen auch noch geben soll, und weder damals noch heute besaßen gekrönte Häupter immer die Intelligenz der niederländischen Königinnen.

Der preußische Kronprinz war politisch sicherlich nicht dem linken Spektrum zuzuordnen, aber er war gegenüber modernen Strömungen weitaus aufgeschlossener als der 90jährige Kaiser. Verheiratet war er mit der Tochter der Königin Viktoria von England, die auch Viktoria hieß; durch diese Ehe kam er in Kontakt mit dem englischen politischen System, das damals zweifellos fortschrittlicher war als das preußische. Friedrich Wilhelm und vor allem Viktoria warteten deshalb mit steigender Ungeduld auf den Thronwechsel in Preußen und damit auch dem Deutschen Reich, um diese Vorstellungen umsetzen zu können.

Es kam aber anders, denn der Kronprinz erkrankte an Kehlkopfkrebs, so daß er, als er 1888 endlich an die Regierung kam, nur noch 99 Tage zu leben hatte. Noch im selben Jahr 1888 starb er, und ihm folgte der 29jährige Wilhelm II. nach. Seine Eskapaden sind hinlänglich bekannt; ich muß nicht näher darauf eingehen. Wilhelm II. war nicht schuld am 1. Weltkrieg, aber er hätte 1914 die Möglichkeit gehabt, den Ausbruch des ganz großen Konfliktes zu verhindern. Bei dieser Aufgabe hat er versagt. Im Grunde hat er genauso den Kontakt zur Wirklichkeit verloren und in einer Scheinwelt gelebt wie Ludwig II.

33. KAPITEL: EPILOG – EIN DREIECK, DEM DIE NÖRDLICHE SPITZE ABHANDEN GECOMMEN IST

IM JAHRE 1908 OKKUPIERTE Österreich-Ungarn völkerrechtswidrig Bosnien-Herzegovina. Am 28.6.1914 ermordete ein serbischer Nationalist in Sarajewo, der Hauptstadt von Bosnien, den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand. Das Normale wäre nun gewesen, daß man zur Beerdigung des Toten alle europäischen Staatsoberhäupter eingeladen hätte; man hätte bei einer solchen Gelegenheit ohne besonderen Aufwand auch all die Fragen und Probleme erörtern können, die damals in Europa bestanden, wie das bei früheren Gelegenheiten wiederholt erfolgreich geschehen war.

Die Regierung des mittlerweile 84jährigen Kaisers Franz Josef verhielt sich aber anders. Das Begräbnis wurde mit möglichst kleinem Aufwand durchgeführt, und man verlangte von Serbien die Auslieferung des Mörders unter Bedingungen, die für einen souveränen Staat schlechterdings unannehmbar waren. Die Folge war der Ausbruch des 1. Weltkrieges, in den ganz Europa (mit Ausnahme der iberischen Halbinsel), die Türkei und schließlich sogar die USA mit hineingezogen wurden.

Die Schuld am 1. Weltkrieg ist nicht eindeutig zuzuweisen. In allen großen Staaten gab es Gruppen, die den Krieg wünschten:

- die Regierung des Zaren in Rußland wollte durch einen außenpolitischen Erfolg von den inneren Schwierigkeiten ablenken, die schon 1905 zu einer ersten Revolution geführt hatten;
- der deutsche Kaiser Wilhelm II. wollte endlich einmal einen richtigen Krieg führen und nicht nur immer pompöse Kaisermanöver und fühlte sich außerdem beim Erwerben von Kolonien benachteiligt;
- Frankreich sehnte sich seit 1871 nach dem Rachekrieg gegen Deutschland und wollte Elsaß-Lothringen zurückbekommen;
- auch Italien glaubte noch Gebiete an seiner Nordgrenze erlösen und dem Nationalstaat eingliedern zu müssen;
- Großbritannien sah seine Seeherrschaft durch den deutschen Flottenbau gefährdet.

Der Anlaß für den 1. Weltkrieg war aber zweifellos der fortschreitende Zerfall des Habsburgischen Reiches, das in der politischen Landschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts einen gigantischen Anachronismus darstellte.

Der 1. Weltkrieg war schlimm; noch schlimmer aber war, daß er nicht durch einen Friedensvertrag beendet wurde. Die sog. Pariser Vorortverträge – Versailles mit Deutschland, St. Germain mit Österreich und Ungarn, Sèvres mit der Türkei – waren keine Friedensverträge, sondern die Weiterführung des Krieges mit anderen Mitteln, wofür insbesondere Frankreich die Verantwortung trägt. Es gab alternative Vorschläge, so etwa den Friedensplan des amerikanischen Präsidenten Wilson, aber diese besonnenen Stimmen wurden nicht gehört.

Die Niederlage der Mittelmächte, Rußlands und der Türkei führte dort zum Sturz der Monarchien. In Deutschland betraf dies alle Fürsten, wobei als erster der bayerische König Ludwig III. verjagt wurde, noch vor dem Kaiser in Berlin. Die Staaten bestanden aber weiter, insbesondere Preußen, das also wie schon zuvor das Reich dominierte. Der Zerfall des Habsburgerreiches zerriß die Klammer, die die deutschsprachigen Länder an Ungarn und die slawischen Gebiete gekettet hatte. Es wäre also logisch gewesen, daß diese Gebiete nun dem Deutschen Reich beitraten, nachdem das 1866 und 1871 bestehende Hindernis weggefallen war; die Bevölkerung wünschte das auch ausdrücklich. Die Pariser Vorortverträge verboten aber diesen sog. Anschluß, obwohl dieser zu 100% dem dort aufgestellten Grundsatz der nationalen Selbstbestimmung der Völker entsprochen hätte.

Die ehemals habsburgischen Länder deutscher Sprache schlossen sich deshalb zur Republik Österreich zusammen, im Prinzip in den Umfang, den dieser Staat heute noch hat. 1938 kam es dann, wie Sie wissen, doch zum "Anschluß", nunmehr aber unter nationalsozialistischen Vorzeichen.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde Preußen aufgelöst. weil die Siegermächte im preußischen Militarismus – wohl nicht ganz zu Unrecht – eine der Ursachen für das Scheitern der Weimarer Republik und den Aufstieg des Faschismus sahen. An seine Stelle traten vier kleinere Bundesländer, nämlich Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen; auch Hessen und Rheinland-Pfalz enthalten früher preußische Anteile.

Ob Bayern in der alten Form weiterbestehen würde, war ebenfalls unklar, auch wenn dies heute gerne verschwiegen wird. Immerhin lagen in Bayern die zwei prominentesten Städte der Nazi-Ideologie, nämlich München als "Hauptstadt der Bewegung" und Nürnberg als "Stadt der Reichsparteitage"; man könnte auch noch auf Bayreuth als Richard-Wagner-Stadt verweisen, aber das ist ein komplexeres Thema. Eine Trennung Frankens von Altbayern wäre bei der dortigen Bevölkerung durchaus auf Zustimmung gestoßen. Es gab darüber hinaus Überlegungen, Bayern mit Österreich zu einem Alpenstaat zu vereinigen und so ganz aus Deutschland herauszunehmen.

Beim Zuschnitt der heutigen Bundesländer spielen auch die Besatzungszonen eine Rolle, in die sowohl Deutschland als auch Österreich geteilt wurden. Sie sehen die britischen Zonen rot, die russischen grün, die amerikanischen blau und die französischen Zonen violett eingefärbt:



Dieser Zuschnitt der Bundesländer war von deutscher Seite als durchaus provisorisch gedacht, und das Grundgesetz sah eine Neugliederung des Bundesgebietes durch Volksbegehren und Volksabstimmungen vor. Eines der Gebiete, für die Erfolgsaussichten bestanden, war die linksrheinische Pfalz, die nach Bayern rückgliedert werden sollte. Das hätte aber die Auflösung des Landes Rheinlandpfalz bedeutet, zumal auch das sog. Rheinhessen (also das Gebiet um Mainz) zu Hessen kommen wollte. Deshalb wurde die Abstimmung darüber immer wieder aufgeschoben und schließlich ganz gestrichen. Der einzige Fall, in dem eine Änderung gelungen ist, ist der sog. Südweststaat, also das jetzige Baden-Württemberg, das Sie auf der Karte auf zwei Besatzungszonen verteilt sehen.

Deutsch-Österreich blieb, wie Sie wissen, als selbständiger Staat erhalten und konnte durch den Staatsvertrag von 1955 auch Teilung und kommunistischer Diktatur entgehen. Preußen hingegen ist verschwunden, so daß dem Dreieck Bayern-Preußen-Österreich die nördliche Spitze abhanden gekommen ist. Der Name lebt – von Verbalinjurien abgesehen – eigentlich nur noch im Namen von Sportvereinen weiter. ☹ ☹ ☹ ☹ ☹